Baierisches Seebuch.

Naturansichten und Lebensbilder von den baierischen Hochlandseen.

Von

Heinrich Noë,
Verfasser des Werkes: „**In den Voralpen**“.

München, 1865.
Verlag der J. Lindauer'schen Buchhandlung.
(Schöpping.)

Meinen Freunden im Hochland

sind diese Blätter der Erinnerung gewidmet.

Vorwort.

Die Seen der Kalkalpen sind dem Geologen theils Aufstauungen der Berggewässer, theils Ueberreste großer Ströme, welche sich ihren Weg nach den Niederungen und ihrem Urmeer mit einer Gewalt brachen, welche man den Wasserstreifen, die jetzt in der Tiefe ihres aufgetrockneten Rinnsales sich hinziehen, nicht mehr ansehen kann. Wohl aber zeigen die Oeffnungen der Bergmauer, aus welchen die jetzige Amper, Isar, der jetzige Inn herausfließen, von der Wellenmacht der verschwundenen Gewässer.

Zu den ersteren, den Anstauungen der Achen, wird man jene tiefen Becken zählen müssen, welche hoch im Gebirg zwischen eng andrängende Felsmauern eingebettet sind, und weder durch ihre Zu= noch Abflüsse mit einem nur einigermaßen bedeutenden Wasser in Verbindung mit den Stromnetzen der Vorlande stehen. Es sind Höhlungen, von Wasserstürzen und Quellen tief in den klüftigen, brüchigen Kalk eingewaschen.

Die andern Seen sind längs der Einschnitte zerstreut, welche die letzten Spuren jener großen Ströme, die heutigen Nebenflüsse der Donau, in das Diluvial=

geröll der Hochebene graben. An ihrem Laufe kann sie Jeder, welcher einigen Blick für die Gliederung der Gewässer hat, leicht verfolgen.

Dem Naturfreund schlechthin können die grünen Fluthen Spiegel sein, in welchen der Geist der Alpen seinen Blick gefunden hat. Bald schaut ätherklar der schneebedeckte Gipfel unter dem tiefblauen Himmel aus ihnen, bald zeigen sie umgestürzte Haine und belebte Landhäuser. Am Felsufer des einen schreitet der Jäger oder der Hirt hin, am Strande des andern winken weiße Dörfer aus Gärten und wohlgepflegte Wege ziehen über die sanften Abhänge, an denen der müde Städter rastet und über welche die Feierglocke der Ansiedelungen ihre Töne an das Wasser hinabschickt. Erhabener Ernst lagert auf den einen, ahnungsvolle Freude über den andern. Denn die nackten Berge, welche ihre unfruchtbaren oder Zerstörung drohenden Wände jäh in die bodenlosen Tiefen jener fallen lassen, erscheinen am Strande dieser wie blauer Duft in der Ferne über den tausend Fichtenwipfeln und Laubkronen der hügeligen Ufer. Dort ist das Finstere, Gewaltige, hier das Anmuthige. Wohin jeden seine Vorliebe treibt, da wird er das Eine oder das Andere vorziehen.

In dem Kranze unseres Hochlandes sind seine Seen die Edelsteine. Ich habe sie als dessen hervorragendsten Schmuck, aber in Verbindung, in Verkettung mit dem Uebrigen aufgefaßt. An sie, die großen Smaragde, reihen sich leicht die anderen Kleinode der schimmernden Kette. Darum sollen sie in diesem Buche, welches sonst fast ebenso gut eine Beschreibung des baierischen Hochlandes überhaupt genannt werden

kann, die Mittelpunkte der Wanderung wie der Ruhe werden.

Ich habe alle die Gegenden, die ich dem Leser vorführen werde, auch im Winter durchwandert. Es ist das nothwendig, um sich über den Charakter derselben klar zu werden. Der Winter entblößt sie bis auf das Skelett, und erst an diesem erkennt man den Typus, dessen Beurtheilung zur Zeit des üppigen Pflanzenwuchses durch lichtere und schmeichlerische Farben erschwert wird.

In Beschreibung dessen, was ich für das Merkwürdigste in den Erscheinungen der unorganischen Natur oder des organischen Lebens der Thiere und Menschen halte, bin ich geneigt, meine Bilder aus Betrachtungen des Kleinen zusammenzusetzen. Wie die Physiologie, die Kunde vom Leben, als Wissenschaft sich die Zelle, die elementarste Erscheinung ihres Gesichtskreises, zum Ausgangspunkt nimmt, so suche ich gern in den flüchtigen und winzigen Dingen, die demjenigen, welcher die Kunst des Reisens versteht, nicht entgehen können, die ersten Linien zur Umgränzung meiner Landschaftsbilder und meiner Menschen. Ich schreibe mit dem Vergrößerungsglas. Darunter wird die Genauigkeit in Beobachtung der erhabenen Dinge nicht leiden. Der Göthe'sche Spruch, daß derjenige, welcher das Unendliche erreichen will, im Endlichen nach allen Seiten streben soll, ist mir dabei ein guter Fürsprecher.

Literatur habe ich keine anzugeben, weil ich keine gebraucht habe. Man wird in diesem Buche, so leicht es gewesen wäre, aus andern Werken abzuschreiben, wenig oder nichts von Geschichte und andern

Denkwürdigkeiten der bereisten Orte finden. Das findet der Leser leicht in den Schriften, die in der kleinen Beschreibung, welche Stumpf in seinem „Baiern" von ihnen gibt, unten als Quelle angeführt sind. Mir widerstrebt nichts so, als etwas Gedrucktes, sei es was immer, noch einmal drucken zu lassen. Viele meiner Landsleute werden mir ihrer deutschen Vorliebe für Citate und Büchergelahrtheit nach dafür wenig Dank wissen; allein ich denke, daß es besser ist, die Gedanken oder das Wissen eines Jeden in dessen eigenem Buche zu lesen und nicht in dem eines andern, der ihm sein saures Eigenthum nimmt, unter welcher schönklingenden Form, wie: Benützung, Ver- und Ueberarbeitung, Schöpfen, zu Rathe ziehen u. dgl., lauter Euphemismen für bequemes Widerkauen, — man diese Manipulation auch oft zu verstecken bemüht sein mag.

Solche Unterrichtung also suche man in diesem Buche nicht. Es macht vor Allem den Anspruch, welchen ein Maler für seine Skizzen erhebt, welche theilweise dem Genre, theilweise der Landschaft angehören. Daß in ihm ferner zum ersten Male versucht worden ist, nicht nur mit dem enthusiastischen Auge eines Freundes, sondern auch mit dem durch die moderne Wissenschaft bewaffneten des Forschers der Natur unsere wunderschönen Alpen zu beschauen, soll, wie ich denke, mein Buch von ähnlichen Arbeiten zu seinem besonderen Vortheil unterscheiden, denn unser Geschlecht sucht auch in der Schönheit die Erkenntniß.

Achensee, im Januar 1865.

Dr. Heinrich Noë.

I.

Aus dem Berchtesgadener Lande.

Auf München, die Hauptstadt der deutschen Alpen, wirft der Reisende, welcher erwartungsvoll der Gebirgswelt zueilt, seinen letzten Blick von der Eisenbahnstation zu Großhesselohe. Die tiefe Höhlung der Isar in den bewaldeten Kieshügeln läßt das Auge frei gegen Norden, den Lauf des grünen Stromes entlang, hinabschweifen. Die zerrissenen Wände, das durch Kalk zusammengehaltene Geröll zeigen ihm, wie der Boden beschaffen ist, auf welchem ihn von nun an das Locomotiv weiter trägt. Der herabrauschende Strom, der aus den dunkeln Seen und den stäubenden Achen der Berge zusammengeflossen ist, gibt Dir das Bild der Wasser, wie sie die von Dir erstrebten Gegenden durchrennen. Die Wälder, die sich unabsehbar gegen Süden hinaufziehen, mahnen Dich, daß von nun an Ackerbau und Gewerbthätigkeit der Menschen hinter andere Beschäftigungen zurücktreten, welche ihnen die unfreigebige Natur auferlegt. Von der Mitte der weitgespannten Brücke aus siehst Du im Süden über den Wäldern die blaue Zugspitz mit ihrem Schneerücken, und in der Tiefe ungeheuere Anfluthungen und Aufschurfungen vom reißenden Wasser und ephemere Inseln mit bedrohtem Pflanzenleben bedeckt: beide lehren Dich, daß es eine Welt großer Kräfte ist, welcher Du nahe kommst.

Die Thürme der über beide Ufer gelagerten Stadt sind hinter der Brücke um die Waldecke verschwunden; dröhnend, denn die Mauern der dichtgedrängten Stämme des Waldes werfen den Hall zurück, dampft der Zug durch die Forste. Selten unterbricht eine Rodung die eintönigen Linien, welche dem neugierigen Reisenden alle Aussicht versperren. Ein dampfender Kohlenhaufen oder eine neben den Schienen gelagerte Schicht gut geschälter Stämme, sind die einzigen Dinge, welche sich in der engen von der Eisenbahn gebrochenen Gasse bemerklich machen. Fährst Du im Hochsommer, wo die Tage heiß und die Nächte thauig sind, so überrascht Dich vielleicht auch der vielfarbige Flor der Blumen, die sich in den grasigen Gräben zwischen den Schienen und dem eng daran reichenden Waldrand versammeln: die Geschlechter des Dianthus, der Veronica, der Silenen und Eriken sind es vor allen. Oft siehst Du vor der Menge derselben das darunter sprießende Gras nicht; es ist als ob sie sich durch ihr Auftreten in so ungeheurer Zahl auf diesen Böschungen für den vielen Boden entschädigen wollten, dessen Bewohnen ihnen der feuchte ungemessene Wald unmöglich macht.

So trägt Dich also der Zug dahin und Du siehst nichts, am wenigsten etwas, was Dir die Annäherung jener Berge verriethe, die Dir doch mit überraschender Schnelligkeit entgegenrücken. Erst wenn die Rodung auftaucht, in der das hübsche Dorf Sauerlach liegt, kannst Du etwas Derartiges wahrnehmen. Nahe am Schienenwege stehen Häuser, welche schon die eigenthümliche Bauart der Gebirgswohnungen zeigen. Die abgeflachten Schindeldächer mit großen Steinen belegt, und die hölzerne Galerie, die sich um Vordertheil und Seite zieht, gehören den Alpen an.

Auch der große hölzerne Hirschkopf, welcher den obersten Giebel des Hauses ziert, erinnert an die wildreichen Berge.

Wie vorhin der Deisenhofener, so wehrt uns jetzt der große Hofoldinger Forst jeden Blick nach Süden. Wir gerathen noch einmal in die Waldpartie hinein, deren breiter Zug unter verschiedenen Namen tief vom Südwesten der Isar herab bis an die nördlichen Ufer des Inn, nach Isen und noch weiter geht. Dort heißt er Wolfratshausener, hier Zeller, Höhenkirchner, Anzinger, Ebersberger Wald. Durch diese weiten Reviere winden sich wenige Wege, und noch seltener begegnest Du einem Bächlein oder Fluß, denn sie stehen auf dem dürren Boden der Rollstücke und Kalkgeschiebe, die den vorherrschenden Typus der Diluvialbildung unserer Hochebene darstellen. Doch blinken vereinzelt aus dem Dickicht oft kleine grüne Seen; es sind Wasserbehälter, deren Inhalt ihre Unterlage, den thonreichen Sand, nicht durchsickern kann. Der Thau und die Feuchtigkeit des Waldes ist da in einen großen Tropfen zusammengeflossen. So findest Du im Zeller Wald nahe bei Hartpenning an der Straße, die von Holzkirchen nach Tölz führt, den Hackensee. Im Höhenkirchner Wald liegt der Stein-, in den Gehölzen an der Leitzach der Seehamer See versteckt. Die liegen aber außer allen Bahnen der Reisenden und selbst der Freund einsamer und unbesuchter Waldgegenden findet sich in Verlegenheit, auf welchen Wegen er solche Gewässer, die Niemand kennt, erreichen mag.

Dafür gewähren aber auch manche unter ihnen eine Fülle von Reizen. Wasserliebende Bäume umstehen sie dicht gedrängt und das Grün der unbewegten Flut ist so satt, wie das der Wassergräser und Schilfe, welche die Wellen

vom moosigen Rand abhalten. Für einen im Wald verirrten Wanderer muß das plötzliche Auftauchen eines solchen Spiegels, den vorher in der einförmigen Wildniß nichts ankündigte, eine besondere Ueberraschung sein. Du siehst, daß es solche Bilder nicht nur in Märchen gibt. Dieser Gau unseres deutschen Landes ist reich an versteckten Wundern, und es würde sich verlohnen, wenn einmal ein sinniger Beobachter sich daran machte, eine Reise durch das „unbekannte Baiern“ zu beschreiben.

Hat uns die Locomotive aus diesen schattigen Gebieten hinausgeführt, welche, von Reisenden unbeachtet, nur von Jägern und Holzknechten durchschweift werden, so geht es über eine Einsenkung hinweg, die man füglich eine der ersten Falten nennen kann, welche das Heraufbrechen der Alpen in die Fläche des Vorlandes geworfen hat. Es ist eine tiefe Rinne, die von dem berührten Hackensee sich nordöstlich in die Wälder hinabzieht, und in ihrer Vereinzelung allerdings sonderbar erscheint, wenn man die weite Fläche betrachtet, welche sie nach allen Seiten umgibt. Darum hat ihr auch das Volk, welches übernatürliche Dinge lieber anstaunt, als natürliche, den Namen Teufelsgraben gegeben und dabei gethan, wie es alle germanischen Völker lieben, in deren Sagen befremdliche Dinge gerne den bösen Mächten zugeschrieben werden. Der Teufelsgraben ist aber ein ganz unschuldiges Ding, und es wäre nicht undenkbar, daß Jemand, den man vorher nicht auf diese Verschiebung im Boden aufmerksam machte, gar nichts davon wahrnähme.

Genug — der Teufelsgraben ist durch ein paar Schwingungen der Locomotivräder überschritten und vor uns liegt auf einer den Wäldern abgerungenen Fläche eine An-

zahl schöner, fast städtisch aussehender Häuser, der Markt Holzkirchen.

Was man in landschaftlicher Hinsicht von diesem hochgelegenen Orte, einem wahren Observatorium der Voralpen, sagen kann, davon wird die Rede sein, wenn wir von ihm aus unsere Wanderungen nach den Hochlandseen, die gerade hinter ihm im Süden liegen, antreten werden. Wir werden dann finden, daß sich gleich in seinem Rücken eine Rundsicht aufrollt, die selbst unter den prächtigen Veduten dieses weitschauenden Gebietes Auszeichnung verdient.

Der „Markt", den man in Berücksichtigung seines reinlichen und behäbigen Aussehens ein Landstädtchen nennen könnte, hat die schönen Fernsichten auf die unabsehbare Kette der Alpen nicht umsonst. Liegt er doch vierhundert und achtzig Fuß höher als München und siebenhundert und sechsundvierzig Fuß über Rosenheim, welches sich schon viel näher an dem Fuß der Berge befindet, so daß zwischen dieser vorgeschobenen Höhe und den Alpen sich so zu sagen eine Kluft aufthut, die das Darüberhinwegschauen begünstigt und die gewaltigen Steine in größere Nähe herüberzieht. Das Klima auf dieser luftigen Vedette ist aber auch deßhalb eine wahre Potenzirung der energischen und extremen Witterungsverhältnisse des ganzen Hochlandes. Nebel, Regen und Stürme treiben sich oft da herum, wenn das glücklichere Tiefland verschont bleibt. Ich habe im Winter hier schon tiefen Schnee liegen gefunden, während in Rosenheim, selbst in München davon kein Flocken zu sehen war.

Die Ansiedelung ist so alt, daß sie urkundlich aus jenen schrecklichen Zeiten genannt wird, in denen die Ungarn ihre zeitweiligen Ausflüge nicht nur bis hierher an Isar,

Inn, Lech, sondern weit hinaus in das Reich, bis nach Burgund und an die Küsten des nordischen Meeres unternahmen. Damals war Holzkirchen ein Kammergut der Karolinger, die nach Vertreibung der einheimischen Stammesherzoge die alten bairischen Lande beherrschten. Ludwig das Kind, der letzte Cäsar dieses Geschlechtes, hielt sich, wie aus einer von ihm im Frühling des Jahres 906 ausgestellten Urkunde erhellt, hier auf. Auch im Jahre 909 ist seine Anwesenheit da wieder documentirt. Ob der arme Jüngling wohl Schutz gefunden haben mag vor den Reiterschwärmen der Magyaren, die gerade um jene Zeit wieder das ganze südliche Baiern verheerten? Die Geschichte weiß nichts darüber zu sagen, aber die Wahrscheinlichkeit liegt sehr nahe, daß auch diese Gegend mit Brand und Blut überschwemmt wurde, wie die übrigen.

In unsern Tagen ist Holzkirchen ein Knotenpunkt für den Verkehr derjenigen Vergnügungs-Reisenden geworden, welche das bairische Hochland besuchen. Denn von dieser Station der Bahn, die von München nach Osten und Süden führt, ist der Zugang zu verschiedenen Thalöffnungen und Seen der Alpen nahe. So mündet hier die Eisenbahn, welche nach dem schön in Vorbergen gelegenen Miesbach und an den grünen Schliersee führt, von wo der Fußwanderer unzählige Almen und über den hochliegenden Spitzingsee auch das wasserreiche Thal der Brandenburger Ache besuchen kann. Dann erreichst Du auch von hier aus nach einem Marsche von nur drei Stunden die elegant gewordenen Ufer des Tegernsees, an welchen der Tourist aus dem nördlichen Deutschland schon lange nicht mehr für den fremdesten und nobelsten gehalten wird, sondern diese Qualification an englische, französische und amerikanische Gäste hat

abtreten müssen. Wieder zwei Stunden führen Dich dann weiter in die Berge, nach dem Badeorte Kreut, an welchem zahlreiche Brustkranke ihre Heilung zu finden vermeinen. Weiter drinnen kommt dann der tiefblaue Achensee und mit ihm thut sich das Land Tirol auf, das südliche Juwel deutscher Landschaft. Doch das Alles werden wir später mit einander sehen. Die Frequenz, welche aus diesem Badeort und dem ländlichen Aufenthalt an den schönen Seen für Holzkirchen erwächst, ist deßhalb eine große und die bescheidene Einsteighalle der Eisenbahn bietet Dir im Sommer ein buntes Bild von modernen Trachten und fremden Gesichtern und Sprachen. Dann trägt jeder dritte Mensch, der da aus- oder eingeht, das rothe Reisehandbuch, und contrastirt oft der zierliche in einem städtischen Modemagazin gekaufte „Gebirgshut" mit feiner Joppe seltsam mit dem verzärtelten bleichen Wesen seines bebrillten Trägers.

Die Bahn, welche uns weiter nach Südost führt, fällt hier bedeutend abwärts, wie wir oben erwähnten. Schon nach zehn Minuten befinden wir uns fünfhundert Fuß weiter unten und man kann nicht ohne einen Anflug von unbehaglichem Gefühl in die Tiefe blicken, an deren Rand der Train dahinrast. Deßhalb darf man aber noch nicht, wie Manche gethan haben, an einen bairischen Semmering denken. Es ist eine etwas gewagte schiefe Ebene, weiter nichts.

Was uns nun hier zunächst in die Augen fällt, ist das wellige, wald- und triftbedeckte Hügelland, in das wir mit einem Male versetzt sind, wenn uns die Bahn von Holzkirchen aus gegen Süden abwärts zieht. Im Grunde rauscht die stahlgrüne Mangfall, einst (im elften Jahrhun-

dert) Manachfalta, die „Vielfaltige", Vielgewundene genannt. Der Bergstrom hat den Namen nicht umsonst, denn sein Lauf windet sich launenhaft genug. Da, wo er zwischen den Tannenhügeln von Gmund aus dem stillen Tegernsee tritt, treibt er dem Nordost und später mit der lauten Schlierach, der Tochter des Schliersees, dem Norden zu; gerade da aber, wo ihn unser Schienenweg erreicht, biegt er nach Südosten um, damit er weiter unten den mächtigen Inn erreiche, der aus dem fernen welschen Rhätien, von den siebzig Gletschern um den gewaltigen Septimer, daherströmt.

Unsere Eisenstraße bleibt dem Laufe dieses Flußes und die Landschaft ihrem Charakter treu; immer höher anwachsende Hügel, üppige Laubwälder mit dem grünen Wasser in ihrem Schooß und den blauen Alpen, die von Zeit zu Zeit, greifbar nahe gerückt, hindurchschauen, über ihrem Rücken. Am einladendsten gestaltet sich das Bild bei der kleinen Haltstelle Bruckmühl; es ist ganz derselbe Ausdruck in der Landschaft, wie in dem den meisten meiner Leser wohlbekannten Mühlthal bei unserm Starnberg mit seiner klaren Fluth und seinen Schatten.

Gerade da, wo die Glon, ein träger Waldfluß, sein trübes Wasser in unsere Mangfall einströmen läßt, winken uns die weißen Häuser des behäbigen Aibling. In vergangenen Jahrtausenden, als noch das Volk der Kelten unsern Boden bewohnte, muß jener wohl klarer gewesen sein, denn sein Name Glana (heute Glon), welcher der Sprache dieses Volkes entnommen ist, heißt die Reine. Er entspricht dem für deutsche Flüsse so häufigen Namen Lauter. Vielleicht hat er die düstere Färbung von den Mooren, an

deren Rand er kurz vor seiner Mündung, etwa bei Beiharting, tritt. Sein Ursprung liegt in den dichten Forsten versteckt, die zwischen den großen Straßen liegen, welche von München einerseits nach Ebersberg, andererseits nach Rosenheim führen. Dort ist seine Welle heller, aber das Moor verdirbt ihn. Eine andere Glana (Glon) entspringt an der München-Augsburger Eisenbahn hart bei Althegnenberg. Das ist nun ganz das weiche undurchsichtige Gewässer, das aus den Mooren zusammenträufelt, mit dem würzigen, von organischen Ueberresten herrührenden Parfum. Diese bildet mit ihrem trägen Lauf das durch seine Abgeschiedenheit und Wohlfeilheit bekannte Glonthal und endet, nachdem sie verschiedene Herrschaftssitze gebadet, etwa auf der nördlichen Höhe von Freising in den frischen Wellen der Amper. Auch sie ist eine Parodie auf ihren Namen.

Doch kommen wir zu unserm Aibling. Was in einigen Büchern von einer ehemaligen Civitas Albiana, Albianum, Vicus Amblicorum verlautet, ist Alles eitel Dunst und erdichtetes Machwerk. Wahr dagegen ist, daß im neunten Jahrhundert, in dem nebenbei gesagt das gute Aibling in der deutschen Geschichte auftritt, ein Eibilinge ganz an derselben Stelle stand. Dieser Name hängt mit dem alten Namen Abilo, der Starke, zusammen und bedeutet: zu den Nachkommen des Abilo. In diesem uralten Orte schlichteten die Karolingerkaiser allerlei Streitigkeiten geistlicher und weltlicher Herren, so im Jahre 804 der gewaltige Karolus selbst und 855 Ludwig der Deutsche. Im letzteren Fall waren es etliche Weinberge zu Botzen, welche zwischen den Bischöfen von Trient und Freising streitig geworden waren. Im Vertrag von Pavia (1329) tritt „Burg und Stadt Aibling" auf, später kommt die in allen Städte-

geschichten obligate Pest, dann Schwedenplünderung und andere Kriegsnöthen, Brände u. dgl., die alle in der guten alten Zeit einen Ort wie den andern getroffen haben. Das ist jetzt für den rasch aufblühenden Ort sämmtlich verschwunden und vergessen im Moor- und Schlammbad, mit dem die speculative Medicin unserer Tage den Markt beglückt hat. Man schickt verhärtete Gicht- und Hautkranke dahin und Aibling befindet sich nicht übel dabei.

Von hier ab beginnen die herrlichen Aussichten auf die Berge, die von nun an gegen Osten bis Reichenhall und Salzburg eine fast ununterbrochene Linie der schönsten Bilder bringen. Von Aibling aus stellen sich die nahen, wenn auch nicht über siebentausend Fuß hohen Bergketten besonders unbehindert dar, denn die weiten Moore, die sich gegen Au und das Thal der Leitzach hin ausdehnen, bieten dem Blick nirgends ein Hinderniß. Es gibt einige Bierkeller vor dem Ort, auf welchen Du den Genuß frischen, wenn auch mittelmäßigen, Bieres mit solchem „Naturkneipen" in einen behaglichen Nachmittagstraum zusammenfließen lassen kannst.

Da schauen wir über Fischbachau den Kegel des Wendelsteins in der Richtung gegen Bairisch-Zell zu, das zwischen dem Stromgebiet des Inn und dem seenreichen Westlande an der Isar mitten inne liegt, und haben so das wahre Land der Almen und Jäger, der flotten Bursche und Mädel, die Heimath der Zither und des Jodelns vor uns. Es ist das bairische Hochland, mit Auszeichnung das bairische Hochland. Denn weiter westlich sind Mischungen von alemannischem und suevischem Blut in der Bevölkerung nicht zu verkennen und weiter nach Osten trifft

man schon auf jene Verkümmerungen im Menschenschlag, die im troddelreichen Pinzgau und Salzkammergut leider nicht mehr zu den Ausnahmen gehören. Dieses Volk aber ist schlank, kräftig, munter und wohlhabend. Der Reichthum an Weiden, Holz und, dem Hochgebirg gegenüber, selbst an Getreide, bietet den Leuten ein weniger mühevolles Dasein, als in den engen öden Thälern der eigentlichen Hochalpen, wo eine wilde feindselige Natur dem Schaffen der Menschen überall hemmend gegenübersteht. Ihre Nahrung ist besser und darum schauen sie auch besser aus und sind hübscher, und ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich sage, daß man im Berchtesgadener Land mindestens noch einmal so viel Kropfige und Plattfüße findet, als hier, in den freieren und reicheren Vorbergen. Auch physisch muß das Terrassenland mit seinem üppigen Pflanzenwuchs und der weit offen daliegenden Ferne, die geringere Anzahl der Nebel und das häufigere Sonnenlicht weit günstiger auf die Entwickelung der Menschen einwirken, als das eingesperrte Dasein in den winterlichen Bergen, welche vom Himmel nur wenig sehen lassen und den Bewohner fast drei Viertheile des Jahres in der Gefangenschaft seiner dumpfen und ärmlichen Hütte halten. Man vergesse nicht, daß der Kretinismus, eine der widerlichsten Formen leiblicher und geistiger Verkommenheit, nur im Hochgebirg, sei es das der Alpen oder Pyrenäen, auftritt, und daß die entsetzlichen Mißbildungen wohl nicht alle auf Rechnung des „Wassers" gesetzt werden können. Die Hochalpen sind prächtig anzuschauen und Niemand, der auf wolkentragender Höhe den Aufgang der Sonne oder auf dem glitzernden Firn eine Mondnacht gesehen hat, welche die umgebenden Eiswüsten in ein unheimliches Gewand kleidet und ungeahnte Schauer

in ihrem Halblicht birgt, wird diese Augenblicke vergessen — aber wem wäre nicht stets wieder das Herz aufgegangen, wenn er nach langem Umherwandern in dieser großen Welt auf einmal wieder die freundliche lachende Ebene vor sich erblickte, mit ihren Saatfeldern und ihren Städten und dem mannigfaltigen Treiben der Menschen? Wer wissen will, was die Alpen sind, der sehe sie im traurigen, öden Winter und er wird die Bewohner nicht mehr so sehr um jene Sommerzeit beneiden, welcher er Tage der reinsten Freude und nervenstählende Genüsse verdankt. Man reise im Hochgebirg, aber man wohne nicht darin, das sagen die größten Alpenenthusiasten.

Welch hübsches Volk sitzt da bei uns im Waggon! Schwarzhaarige hohe Männer mit gebräuntem Gesicht und braunen gutmüthigen Augen, denen man starke Arbeit, aber auch deren Lohn, die Behäbigkeit, ansieht, in der grauen Joppe mit grünem Kragen, den breitrandigen Hut auf dem starken Kopf. Auch siehst Du Jünglinge und Mädchen aus der Gegend mit sanftem und zartem Gesichtsausdruck und einem Teint, wie er in der Stadt wohl bleicher, aber nicht jugendlicher und gesunder gefunden wird. Die dunkle Wolltracht, die schwarzseidenen Schürzen und die eigenthümlichen Mieder, eine Tracht, deren Einzelnheiten wohl den Inn herab aus dem farbenreichen Tirol eingewandert sind, kleiden die Frauen vortrefflich. Ueberall herrscht ungezwungene Munterkeit; Bekanntschaften werden rasch geschlossen und die Einsteigenden sprechen ohne jede Einleitung in dem im Fluß befindlichen Gespräche mit. Alles ist heiter; dort werden ein paar junge Mädchen, die Sträuße an der Brust befestigt haben, geneckt, hier spielt ein eben hereingekommener Mitreisender die schönsten Almenländler auf

seiner Ziehharmonika und im andern Verschlag des Coupés erzählt ein Spaßvogel eine unmögliche Jagdgeschichte. Nur zwei Disharmonien sehe ich: dort in der Ecke sitzt ein Mädchen von furchtsamem Wesen, das mit feuchten Augen einen herrlichen Strauß himmelblauer Delphinien, so blau, wie die Alpen und der Himmel, die hereinschauen, betrachtet und sich von Zeit zu Zeit das obere Gesicht mit einem weißen Tuche bedeckt. Welches mag die Geschichte dieser Blumen sein? Ganz hinten aber und, Gott sei Dank! hinlänglich entfernt schimpfen einige sächsische Pastoren in ihrem unerquicklichen Dialekt über die frivole Lust des Reisens, die heut zu Tage in die Kinder der Welt gefahren sei. Dabei verzehrt der eine ein Stück Huhn aus seiner Reisetasche und der andere spricht von den schönen Tagen, die er noch „denkt", wo die Postkutsche von „Dräsn" nach „Leipsich" zwei Tage gebraucht habe. Die Herren kommen mir in dieser Gesellschaft und Umgebung vor, wie die flatternde Vogelscheuche im grünen Garten.

Das geschäftige Treiben in dem geräumigen Bahnhof zu Rosenheim macht uns darauf aufmerksam, daß wir wieder an einer Verästelung unserer süddeutschen Verkehrswege angekommen sind. Denn während sich die Bahn, auf der wir daher gelangt, eine Weltstraße nach Osten, nach den alten Ländern Oesterreichs und ihrer unvergleichlichen Hauptstadt fortsetzt, mündet hieher von Süden die „k. k. privil. Nordtiroler Bahn" ein, deren vorläufiges Ende noch immer das schöne Innsbruck ist. In wenigen Jahren wird aber das Alles gesteigerte Bedeutung haben; denn bald klimmen die Schienen den Brenner hinan und die Bahnhöfe von Innsbruck und Botzen, welche jetzt noch durch die Thäler der Sill und Eisack getrennt werden, sind durch die eisernen

Stränge verbunden. Dann geht hier der nächste Weg von Nord nach Süd, von Deutschland nach Italien, und der Verkehr durch diese Thore unserer Alpen wird ein gewaltiger sein.

Uebrigens geht es schon jetzt bunt genug hier zu. Nicht nur wer von West nach Ost, oder umgekehrt, oder wer einfach nach Süden reisen will — sondern auch wer aus den Donauländern nach Tirol, wer von Salzburg nach Innsbruck will, muß in diesem Bahnhof zusprechen. Dadurch, indem der Oesterreicher so zu sagen im Inlande reist, entsteht ein Hin- und Hergehen, welches dem Anblick der Passagiere hier eine Beimischung gibt, wie ihn kein anderer Bahnhof des Königreichs Baiern kennt. Dort sitzt der pausbackige Sohn der Libuscha mit der grauen Feldmütze auf der steinernen Staffel und raucht gemächlich seinen entsetzlichen Regietaback; er hat „Marschroute" nach Mantua. Der schlanke Lieutenant setzt mit judenmäßigem Verlust einiges Papier in Silber um und das eigenthümliche Deutsch der dunkel uniformirten Conducteure, in deren Manier durchgehends etwas vom „Feldwebel" liegt, erinnert durch seinen singenden, gezogenen Ton an die allen Unterthanen Seiner apostolischen Majestät charakteristische Redeweise.

Wie der Bahnhof durch die sich kreuzenden Verkehrsadern, so ist die Stadt, während der schönen Jahreszeit wenigstens, durch eine große Anzahl Heilung suchender Fremder belebt. Man badet hier in Schwefelwasserstoff-Wasser und Salzlauge, man athmet Chlorgasdämpfe, stellt sich unter Douchen, trinkt Kräutersäfte und Ziegenmolke. Als Krankheiten, welche dadurch gelindert oder beseitigt werden, nennt man Leiden der Athmungsorgane, des Uterin- und Pfortadersystems, auch langwierige Hautkrankheiten.

Thatsache ist, daß die Bäder Rosenheims immer mehr und mehr in europäischen Ruf kommen, und eine große Anzahl Kranker ihrem Aufenthalte dortselbst dankbare Erinnerungen zollen. Es ist darüber auch, wie üblich, eine ganze Badeliteratur aufgeschossen. Auch die historischen Schriften über den alten Ort sind zahlreich genug. Hat doch noch erst 1860 Herr O. T. von Hefner einen Quartband von über dreihundert Seiten, „Die Chronik von Rosenheim", veröffentlicht und denselben den „großgünstigen Herren Räthen" des Marktes dedicirt. Denn zur Stadt wurde Rosenheim offiziell erst 1864 erhoben, womit eine Festfeier voll rührender Loyalität verbunden war.

Schon um den Namen des Städtchens hat man sich viel herumgezankt. Die einen wollen das althochdeutsche hros, Pferd, in die Erklärung hineinziehen, die anderen, und zwar der mehr patriotische Theil, halten an der poetischen Rose fest, die auch noch heute im Stadtwappen zu sehen ist. Es ist nun allerdings wahr, daß sich einige Theile der nächsten Umgebung Rosenheims durch eine fast auffallende Menge wildwachsender Rosaceen auszeichnen, allein der Erklärer von Ortsnamen, die bis ins eilfte Jahrhundert hinaufreichen, hat wenig Veranlassung, wohlriechende Gründe als Motive zur Ortsbenennung zu vermuthen. Man kann es dagegen im hohen Grade für wahrscheinlich halten, daß sich auch unser Rosenheim, wie mehrere andere ähnliche Namen, z. B. Rosheim (früher Rodasheim) im Elsaß, an den in unzähligen Zusammensetzungen erscheinenden Personennamen Hrod anlehnt, dessen ursprüngliche Bedeutung „berühmt" ist. Man vergleiche hiezu im Nordischen hrôdhr, der Ruhm, im Angelsächsischen hrêdhe, der Ruhmvolle.

Aber das ist eine gelehrte Frage, die uns immerhin

hier weniger beschäftigen oder anregen kann, als das Interesse an der Geschichte des Städtchens. Doch ist diese äußerst einfach und arm an Daten, welche die Theilnahme nicht vaterländischer Leser voraussetzen können. Im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert wurde es hin und her verschachert. Aus dem siebzehnten Jahrhundert werden Brände und Ueberschwemmungen berichtet und aus dem achtzehnten rühren die ersten Anfänge der Badeanstalten. Schon 1815 konnte Joseph von Klöckel ein dickes Buch über die „Heilquelle" schreiben, gewiß eine Art von Seltenheit für jene noch so wenig badlustige oder bedürftige Zeit.

Daß Rosenheim eine hübsche Stadt mit platten Dächern, südlichen Bogengängen und konfortablem Aussehen ist, wie die meisten Städtchen und Städte innabwärts, die etwas von dem Wesen italienischer Bauart angenommen haben, wird Niemand läugnen; doch möchte ich Demjenigen, der bloß ländlichen Sommeraufenthalt und nicht auch Badegelegenheiten sucht, am wenigsten empfehlen. Die Berge sind von hier aus schön anzusehen, aber noch weit entlegen; in der nächsten Umgebung ist wenig Schatten und die Nachbarschaft der Hochmoore und Filze scheint mir bedenklich. Herr Dr. Halbreiter in seiner Schrift über Rosenheim meint zwar, daß der Wald, welcher sich zwischen Aibling und Rosenheim ausdehnt, die Sumpfmiasmen abhalte, welche eine Luftströmung von Aibling, ihrer Geburtsstätte, her ostwärts trage, und das mag für Rosenheim selbst ganz richtig sein, aber der Sommerfrischler schweift ja viel auf näheren oder weiteren Pfaden umher, und dann kommt er auch einmal irgend wohin, wo ein solcher Wald nicht dasteht und abwehrt. Uebrigens soll man, wenn doch einmal nach dem bairischen Hochland gereist wird, um dort einen

Aufenthalt zu nehmen, sich etwas näher an die Berge hin machen. Man muß die Schatten ihrer üppigen Wälder, einen Wasserfall, einen See, eine Fernsicht ins Flachland in größerer Nähe haben, als hier soweit nordwärts am Inn hinab.

Das Bett des alten Inn, über den uns hart vor der Stadt eine gewaltige Brücke führt, hat hier eine Breite von zweitausend vierhundert Schritten. Das ist nun freilich schon ein anderes Gewässer, als der lärmende Alpenbach, der mit weißen Schaumlinien in Myriaden winziger Fälle durch das rauhe Engadin rauscht oder von den Bergen der Finstermünz oder der Pontlatsch-Brücke eingeengt durch das einförmige Thal nach Landeck herausbricht — es ist ein großer Strom, der noch die Farben und die Kühle der Alpen in sich trägt, aber sich bewußt scheint, daß er schon durch die Ebene hinschwillt, welche ihn zu einem Beförderer ihres Lebens, ihres Verkehrs machen will. Doch ist er immer noch ungestüm genug, daß ihn Dampfschiffe nicht dauernd zu befahren vermögen, und die unstäte Inselbildung in seinen Fluthen spottet der fleißigen Verbesserungen des Bettes.

Vielfach wurde im Lauf der Jahrhunderte sein Name verketzert: bald hieß er Ina, Ine, Innen, Hin, bald Ein und Enus. Sein wirklicher Name ist aber Ainos und heißt der Gehende oder Eilende in der Sprache des untergegangenen Keltenvolkes. Gerade so bildeten sich in der Zunge jener vielverzweigten Stämme die Namen der Flüsse Sarnus und Arnus, welche dieselbe Bedeutung haben, wie die unseres Innstroms. In Oberbaiern haften an den meisten Flüssen noch keltische Namen, und selbst manche von denen, welche jetzt mit einem Namen deutscher Abkunft be-

zeichnet werden, hatten wenigstens früher einen der keltischen Sprache angehörigen. So findet man z. B. für die Alz, welche bei Seebruck das weite Becken des bairischen Meeres, des Chiemsees, verläßt, in alten Urkunden noch den keltischen Namen Taga, die Laufende. Sie gestaltet sich zu einer Namensschwester jenes iberischen Stromes, an dem vielleicht Jahrtausende lang verwandte Stämme saßen.

Niedrige breitrückige Hügel, wie von den Wellen eines alten Sees niedergeschlagen, jetzt mit dünnen Wäldern oder schwer zu bebauenden Feldern bedeckt, lassen uns vermuthen, daß wir über einen Grund hinfahren, den in vorgeschichtlicher Zeit wohl einer der gewaltigsten Alpenseen bedeckt hat. Stünden wir auf einem erhöhten Punkt, so könnten wir vielleicht ein Dutzend getrennte Ueberbleibsel von jenem Wasser in den noch vorhandenen Seen und Lacken überschauen. Im Norden hinter den Wäldern liegen der Hofstätter-, Rins-, noch weiter der Pellhamer-, Hart-, Schloß- und Thalsee; südlich bildet der Timminger See den bis jetzt noch flüssigen Mittelpunkt eines Moores, und eben erreicht unser Zug das Ufer des langgestreckten Simmsees, in den von drüben Wälder von hohen Hügeln hineinschauen. Sie alle sind jedoch Tropfen gegen den ungeheueren Tümpel des Chiemsees, den nur ein paar solcher welliger Hügelreihen noch von uns trennen. Wenn wir unsere Wanderungen an diesen merkwürdigen Gestaden beschreiben werden, so soll es unsere Aufgabe sein, zu zeigen, wie jener gewaltige Ursee, dem sie insgesammt ihr Dasein verdanken, sich aus den Alpen herauswälzte, wie er sich seine Ufer schuf, wie seine Fläche sank, und welche Bedingungen obwalten, welche uns auf die Gewißheit führen, daß in unbestimmbaren Zeiten, wie jener große See als solcher, auch die jetzt noch vorhandenen

Ueberbleibsel vollständig und mit Nothwendigkeit verschwinden müssen.

Für jetzt, wo das Locomotiv mit uns an den bald freien, bald von Wald bedeckten Ufern dahinstürmt, wollen wir nur die flüchtigsten Bilder festhalten. Da erscheint uns der an drei Stunden lange Simmsee als eine öde und unbelebte Wasserfläche; am andern hohen Ufer ragen Bergzinken herüber, die Hochplatte, Kampenwand, der Heuberg. Vor Dir aber siehst Du nichts als den schlammigen Strand mit abgelebtem Röhricht und mehrfachen Linien von Anschwemmseln auf dem Torfboden; den Spiegel des Wassers unterbricht höchstens, wenn Du mit bewaffnetem Auge in die träge Fluth hineinschaust, ein Taucher oder eine Wildente. Nicht ein Weg oder Pfad führt von dieser Seite an das verlassene Gewässer. Von dem andern Gestade schauen doch Kirchthürme herüber, das hochgelegene Pietzing und Hirnsberg. Du ahnst nicht, welche Herrlichkeiten und welche Bilder Dir jene entlegenen Hügelkämme bieten, aber wir werden sie sehen und auch an diesen Ufern, die uns herüben so wüst und abstoßend scheinen, die unfaßbare Mannigfaltigkeit unserer Natur kennen lernen. Der eine und der andere strahlende Sommermorgen soll uns da oben finden, und bald unsere Blicke mit dem erhabenen Bild der Berge des Inn- und Prienthales, bald unsern Leib mit den Spielen in der kühlen Fluth erquicken, oder uns zur Fahrt über die im lauen Wind gekräuselten Wellen einladen. Denn nach Nordosten sind die Ufer schön; Hügel, wie etwa der von Andechs, fallen dort überall gerade in den See. Uebrigens sieht man auch ohne Erkundigung bei einem geographischen Handbuch an der Bildung der Ufer, an der Färbung der Gewässer, an der Ohnmacht des Wellenschlages,

daß die Tiefe dieses eigenthümlich gelagerten Sees keine große sein kann, verglichen mit den vielen Seen des Hoch- oder Vorlandes. Und in der That finden wir sie nur auf 163 Fuß angegeben. Er ist wohl auch der einzige See unseres Landes, dessen Ausfluß in fast südlicher Richtung erfolgt, und es soll uns diese wie ähnliche Erscheinungen des ganzen Wassersystems im Gefolge des Inn besonders beschäftigen, wenn die weiteren Kapitel des „Seebuches" uns an seine Ufer führen.

Wenn uns der Spiegel dieses verkannten Gewässers zum letzten Male durch die Bergwaldung geblinkt hat, werden die umgebenden Höhen massiver und bei der nächsten Station, Endorf, sind wir in der ächten Terrassenlandschaft der Voralpen.

Nach allen Seiten streben Hügel aufwärts, mit schönen Triften bedeckt; sie lehnen sich an gewaltige unfruchtbare Felsgebirge, die den südlichen Himmel stützen. Schon vernimmt man die Glöckchen einsam weidender Rinder. Weite Schluchten erscheinen durch Wälder verengert und kleine Bäche versteckt der üppige Graswuchs.

Hier warten die Wagen, welche badelustige Gäste, von denen die meisten dem deutschen Norden angehören, nach dem nahen Seeon (zu den Seeen) bringen, welches, einst eine Benediktiner-Abtei, in der neuesten Zeit sich in einen beliebten, aber noch immer ländlich einfachen Kurort verwandelt hat. Es liegt anmuthig zwischen stehenden Wassern; seine Wälder und die Blicke in das Lasur unserer Berge können Manchem hohe Reize gewähren, dessen Heimath jenseits der hercynischen Berge liegt. Wir sind ungenügsamer, weil solche Genüsse vor unserer Schwelle liegen, und verlangen

von einer sommerlichen Villeggiatur mehr, als die alte Stiftung des Aribo gewähren kann.

Nun geht es den Ufern des Chiemsees zu, dessen Nähe uns die vielen kleinen Gewässer und die immer weiter zu überschauenden Moore schon seit geraumer Zeit verrathen haben. Ein seichter Weiher um den andern lagert im pfadlosen Filz. Tückisch schimmern die braunen Wasser und Du meinst, ihre schmutzigen Nixen lachen zu hören über die Schwierigkeiten, welche ihre unvertilgbare Fluth dem Erwerb und Verkehr der Menschen entgegenstellen. Es muß in der That ein hartes Stück Arbeit gewesen sein, durch diese Strecken eine Eisenbahn zu führen, und ich glaube die Pfähle, welche die Ingenieure in den zweifelhaften Boden schlugen, werden gar oft von jenen boshaften Sumpfgeistern langsam wieder in die Höhe geschoben worden sein. Ungeheuere Kiesmassen mußten erst das hinabgesenkte Pflaster des einstigen Seegrundes werden, ehe man es wagen konnte, Schienen hieher zu legen und Lasten auf ihnen zu befördern — eine Danaidenarbeit. Und doch war es unter den Mühseligkeiten noch immer die leichtere, hier am Südufer durchzudringen; denn am Nordrande bietet das „Freimoos" bis gegen Seebruck Hindernisse, denen man da, wo der Torfboden etwas mehr Zusammenhang zeigt, noch entgehen konnte. Aber die unvergleichbar kostspieligste Strecke auf dem Wege von München nach Wien war sie doch, wie die unglücklichen Unternehmer zu ihrem Entsetzen erfahren mußten.

Jetzt wieder eine große Sumpflache — dann schaut zwischen kahlen Ufern der Chiemsee herüber. Doch ist es nur eine kleine Strecke, eine eingezwängte Bucht, die sich von hier aus darstellt, und der sensationsbedürftige Reisende, der sich vielleicht einen weiten Fernblick über eine von Ne-

beln und Gebirgen begränzte Fluth hoffte, findet sich, wie das nur zu häufig geschieht, arg enttäuscht. Denn hier wehrt die langgestreckte Halbinsel, welche den Weiler Holzen trägt, und weiter, bei Prien, die gegenüber nah am Ufer im See gelagerte Insel Herrenchiemsee den neugierigen Blick ab.

Erst wenn wir, hinter dem schmucken Prien, dem Starnberg des Chiemsees, um die Südwestspitze des Sees biegen und nun mit der Bahn eine nicht mehr gestörte Richtung nach Osten verfolgen, erblicken wir diesen, wie er draußen unabsehbar wogt und nicht nur durch tiefes Blau, sondern durch seine scheinbare Unendlichkeit den Himmel wiedergibt, um dessen Farbe sich hier Alpen und See wetteifernd streiten.

Allein zwischen den Schienen und dem wirklichen Ufer lagert noch etwas anderes — das grandiose Moor des Chiemsees. Nirgends kannst Du diese Erscheinung der Alpenränder auf kurzer Strecke so deutlich entwickelt sehen. Neben der Eisenbahn ist zuerst der seichte Graben, mit dem kaffeesatzähnlichen Wasser, dann siehst Du am Einschnitt den pechschwarzen Humus der seit Millionen Jahren verschwundenen Vegetation und über dem rothbraunen Torfmoos, dem Sphagnum, welches die ganze weite Schichte, soweit sie nicht durch das Graben menschlicher Hände bearbeitet und verändert worden ist, bedeckt und färbt, wogt hohes Ried, eine Karikatur gesegneter Fruchtfelder. Wir werden das Alles noch näher kennen lernen.

Die „Achen" (Ach d. h. Wasser), welche in einer Deltabildung des Sees südlichen Zufluß bildet, und als ächter Bergstrom herabschießt, kommt vom Fellhorn in Tirol, nahe an der Innsbruck-Salzburger Straße herab. Sie

nimmt von den hohen Gebirgen unzählige Achen auf und ein Blick auf ihr Stromgebiet läßt uns leicht begreifen, warum es die Erbauer der Eisenbahn für nothwendig gehalten haben, hier eine Brücke zu konstruiren, deren weitgespannte Größe mit dem Flüßchen in gar keinem Verhältniß zu stehen scheint. Aber die Zeit der Schneeschmelze oder auch nur starker Gewitterregengüsse würde Dich belehren.

Mit aller Mühe hat man die Achen, um ihren Frühlingsdrang für den Schienenweg unschädlich zu machen, in gewisse Gränzen und Richtungen gebracht, und die mit Weiden bepflanzten Regulirungsdämme und Quadrate mit ihren kleinen von dem letzten Hochwasser zurückgebliebenen viereckigen Seen sind den Pfeilern der Brücke ein besserer Schutz, als wenn man zu ihnen die ungeheuersten Steinblöcke genommen hätte.

Nach wenigen Minuten ist auch dieses vom fernen See, den naheliegenden Mooren und den noch immer fast duftigen Hochalpen zusammengesetzte Bild entschwunden. Von Süden drängen sich über die Hügelkuppen prächtige Wälder herab, welche der Schienenweg durchschneidet. Die Wurzeln der markigen Bäume reichen nicht hin, das Erdreich zusammenzuhalten, in das er sich, kein Hinderniß kennend, einwühlt. Darum sind die Abhänge des schmalen künstlichen Thales hübsch gepflastert und in geometrische Figuren abgetheilt, daß nicht der Regen oder der Bergwind den Grund loslöst oder in störendes Rutschen bringt.

Doch das wird die Wenigsten fesseln; schauen wir nach Süden hinaus, die Gebirge sind nahe gekommen, der Hochfelln, der Kienberg liegen an den Wagenfenstern, als ob wir nach ihnen mit dem Stöckchen zu haschen vermöchten.

Leicht können wir die Almhütten in Mitte der hellglänzenden Matten überschauen, und ebenso leicht scheidet sich vor unsern Augen die Gränze des Kräuterwuchses und der kahlen unwirthbaren Schrofen. So hoch, daß im Mittsommer sich Schnee hält, ist keiner von den Bergen, die wir von hier aus sehen; aber noch im Juni oder schon im September ist Dir die Gelegenheit eines solchen Schauspieles nicht selten.

Im prächtigen Thale einer Riesenfalte im gewaltigen Bergmantel liegt das Dorf Bergen vor Dir. Auch siehst Du da jene seltsamen Hügel, welche dem Fuß der Alpen eigenthümlich sind. Es sind eigenthümliche Erhöhungen auf den Vorbergen, sanft gewölbt mit sammtartig glänzendem kurzen Gras und Moos bewachsen. Sie sehen aus wie Beulen und gehören alle miteinander dem feuchten Moorgrund an, der bekanntlich sich auch weit in die Gebirge hinauf erstrecken kann. Auch könnte man sie mit großmächtigen Wasserblasen vergleichen, die mit schlammigem Grün überkleidet sind. Wenn Du über solche Hügel hinsteigst, wirst Du naß, wie in einem Moor, wenn Du Dich nicht mit fettgetränkten Bergschuhen versehen hast.

Die Stadt Traunstein, welche Dir jetzt der langgellende Pfiff der Locomotive ankündigt, liegt an einem seichten aber breiten und wilden Bergwasser, von dessen Kraft die ungeheuern Felsblöcke zeugen mögen, die in dem weißlichen Bett liegen. Unsere Ahnen, welche diesem und manch anderem Alpensturzbach den Namen Druna gaben, haben sich auch dabei an das Geräusch der rasch thalab fallenden Wellen gehalten. Denn diese Bezeichnung gehört einem althochdeutschen Wortstamme an, der sich noch in unserm Dröhnen erhalten hat. Wir haben es hier ausnahmsweise

mit einem deutschen, nicht keltischen Flußnamen, zu thun. Aus drei Wassern, die alle aus den Hochgebirgen an der tiroler Gränze herkommen, der rothen, der weißen und der See-Traun, ist der Bergfluß zusammengeflossen, auf welchen die Stadt und in alten Zeiten ein ganzer Gau ihre Namen zurückführen.

Dieser Gau gehörte aber selbstverständlich nicht, wie in manchen Büchern steht, nach Rhätien, sondern in die Provinz Noricum, und es kann daher keine Rede davon sein, das räthselhafte Volk der Breuni hieher, statt in die Umgegend des Brenners, zu versetzen, wie dieselben Schriftsteller thun. Es ist das jener Stamm, von dem Horatius in seiner Ode an Augustus (Od. IV, 14) sagt:

— mit deiner Macht
Hat Drusus unfriedsames Genaunervolk,
Und rasche Brenner und Castelle
Hoch von entsetzlichen Alpenscheiteln

Herabgetaumelt, mehr denn Vergelter nur. —

Die den früher berührten Orten ganz analoge Geschichte Traunsteins, über welche die besten Documente durch Feuersbrünste vernichtet sind, können wir wegen jenes Mangels an Theilnahme, den unser größeres Publikum für die Historie des sogenannten engeren Vaterlandes empfindet und unverholen zur Schau trägt, kurzweg übergehen. Dagegen ist es wichtig zu wissen, daß es, wie in Rosenheim, auch hier, Vorrichtungen gibt, in welchen man aus sudwürdiger Soole, das heißt 24prozentigem Salzwasser, durch Sieden festes Kochsalz gewinnt. Diese Soole wird aus Reichenhall und Berchtesgaden, wo es in den Bergwerken

Steinsalz und Salzquellen gibt, in großen Leitungen, die wir später sehen werden, hieher geführt. Es geschieht dieß, weil die Nähe ungeheurer Waldungen in unsern Vorbergen den Proceß des Siedens wohlfeiler macht. Eine solche Anstalt wird hier wie dort Saline genannt. Aus ihnen, das heißt aus den vier zu Berchtesgaden, Reichenhall, Traunstein und Rosenheim, werden jährlich gegen neunmalhunderttausend Centner dieses kostspieligen und unentbehrlichen Materials gewonnen, und es ist unstreitig, daß uns der Boden damit ebensoviel oder mehr schenkt, als mit einem bedeutenden Goldbergwerk, auch von der augenfälligen Nützlichkeit abgesehen, welche die der Gewinnung des Salzes vor dem immerhin nur fingirten Werthe des Goldes voraus hat.

Wer jetzt von dem Bahnhofe nach der im unverkünstelten Sinne des Wortes malerisch gelegenen Stadt geht, gelangt durch eine enge Gasse, halb noch Wiesenweg, dahin, die ihm zwei Merkwürdigkeiten zeigt. Die eine ist eine niedere aber langgestreckte Gebäulichkeit mit ausgehängten Votivtafeln, welche die wunderthätigen Wirkungen des Bildes von „Maria am Eck" durch wahrheitsgetreue Beispiele belegen. Dabei sind die schmalen schmutzigen Fenster durchgehends von rothem Glas, so daß der Durchschauende in ein dunkles Gewirr von Idolen sieht, welche der innere Raum zum Trost der Leidenden und zur Erbauung der Gesunden beherbergt. Für die andere Merkwürdigkeit halte ich einen „ein- und zweispännigen Lohnkutscher", der daneben wohnt, einen Verwandten der ungebleichten Leinwandhändler und baumwollenen Strumpfwirker.

In wenigen Schritten ist man in der Stadt, welche wie alle unsere südlichen Städtchen, nach tirolischem und italienischem Muster, eigentlich nur eine wirkliche Straße,

die „Hauptstraße“, besitzt, die viel Aehnlichkeit mit dem Korso in italienischen Kleinstädten oder borghi hat, fast rund herum von Arcaden, „Lauben“ genannt, umgeben ist und meistens auch den Marktplatz darstellt. Diese ist nun in Traunstein überraschend elegant, ja vornehm. Hohe dreistöckige Häuser, über deren letzten Stockwerk sich noch ein geradlinig abgeschnittener Maueraufsatz aufbaut, der das dahinter liegende Schindeldach verdeckt, so daß man Häuser mit platten italienischen Dächern zu sehen glaubt, bieten Dir überall eine breite und schöne Front dar. Es sind Gasthäuser darunter, deren Aeußeres den Hotels großer Städte oder feiner Badeorte nichts nachgibt, z. B. das von Wispauer und auch das gegenüberliegende „zum Stangl“. Erinnert so die breite der Straße zugekehrte Façade mehr an den Süden als an das mißtrauische gothische Erkerwesen des Nordens, so würde der Effect dieser schönen Straße oder vielmehr dieses Platzes ein noch mehr angenehmer sein, wenn das Pflaster nicht so viele Aehnlichkeiten mit einer Reliefkarte des Himalaya oder mit den Trottoirs der „Uebergossenen Alp“ darböte. Der am Abend lechzend ankommende müde Fußwanderer hat hier vor der gastlichen Schwelle vielleicht die seinen Hühneraugen feindlichste Strecke des ganzen Tagemarsches zu überstehen, ehe er, wie es in den alten Reisehandbüchern heißt, bei dem und dem „ein vortreffliches Unterkommen findet“.

Unter den Touristen des bairischen Hochlandes ist „Hotel Wispauer“ als das vornehmste der Gasthäuser Traunsteins bekannt, und mit Recht. Doch führe ich meinen Leser für heute Abend zum „Stangl“, weil er gewiß mit mir übereinstimmt, wenn ich ihm vorschlage, die betretensten Spuren möglichst zu meiden und, so lange nicht

der nothwendigste Comfort darunter leidet, mehr dem weniger ausgeprägten „Renommé" nachzugeben. Zudem unterscheidet sich der wenn auch bescheidene Stangl von seinem Gegenüber in den Punkten, die für den Reisenden wesentlich sind, reinlicher Wohnung und guter Atzung, durch Nichts.

Gedruckte Zettel, welche die Aufmerksamkeit des Eintretenden fesseln, bedeuten uns zwar, daß wir heute unsern Abend nicht gerade in der Wirthsstube zubringen müssen. Eine wandernde Schauspielertruppe führt den „Zerrissenen" von Nestroy auf und die Patres Redemptoristen von Gars halten in der Kirche drüben eine „heilige Mission."

Der „Zerrissene" ist zwar ein von der Muse des Verfassers von „Nagerl und Handschuh" und dem „Madl aus der Vorstadt" durchaus nicht entartetes Stück, und man kann sich auch ohne Weiteres denken, wie ungeheuer heiter sich die Blasirtheit eines Nestroy'schen Helden ausnehmen muß, auch die Moral der Fabel, die in dem bekannten klassischen Satze gipfelt:

Wenn aber der Mensch selbst nicht mehr weiß, was er will,
Nu, Sie hören's, das ist ein G'fühl
Sie hören's, das ist ein G'fühl!

strotzt von guter Gesundheit — aber ich fürchte, daß die bewußte Komik des Stückes von der unbewußten Tragik der Darsteller in den Schatten gestellt wird, und schließlich sind wir ja auch auf der Reise, um uns nach dem umzusehen, was die Leute auf der andern Bühne, dem Leben ihres Alltags, sprechen und treiben. Derselbe Grund mag uns auch hindern, andächtige Zuhörer bei der Predigt der Söhne Liguori's zu sein, was sonst nicht so uninteressant

oder langweilig wäre, als man auf den ersten Blick meinen möchte.

Die Honoratioren am andern Tisch helfen sich aus diesem Dilemma — wenn es für sie bestanden hat — durch das geistreiche „Landauspeitschen", ein Spiel, das ich öfter bei italienischen Eckenstehern beobachtete, in deren Sprache es il cavaletto genannt wird. Es ist ein ruhiges sinniges Vergnügen, von dem man eher vermuthen sollte, es sei vom Deutschen in seiner Langweile erfunden worden. Man vermeidet dabei die für Bürger eines konstitutionellen Staates schädliche Aufregung beim Abendtrunk und braucht wenig oder nichts zu sprechen, was bei einem bescheidenen Vorrath von Begriffen immerhin auch sein Angenehmes hat.

Gegenüber sitzt ein hübsches Frauenzimmer von scheuem und wie es scheint geängstigtem Wesen; ein Mann, und zwar leider der ihrige, treibt sie in kurzen, abgerissenen Sätzen zu etwas an, womit es ihr nicht zu eilen scheint. Es ist die Redemptoristenandacht, welche der fromme Gatte mit ihr zu besuchen sich anschickt. Seine Eile findet nicht die entsprechende Nachgiebigkeit und man sieht deutlich, daß die „Gnadenzeit" nicht alle Gemüther zu gleichem Eifer anspornt. Meist vertritt in der Familie das Weib das metaphysische Bedürfniß — aber bei uns habe ich es nicht selten gesehen, daß der dicke Mann es ihm an Sinn für kirchliche Dinge zuvorthut. Dann macht sich der common sense des Weibes geltend, während der angeborene brutalere Egoismus des starken Geschlechts auch in einer imaginären Welt bequem Posto fassen will.

Wer das eigentliche Leben und Treiben einer Gegend, eines Städtchens kennen zu lernen trachtet, muß sich die

Sache ohne Zweifel auch im Winter betrachten. Dieser kondensirt seine Eigenthümlichkeiten, welche der warme Sommer mit seinem Leben außer dem Hause immer vereinzelt zeigen wird. So wird sich z. B. von der gränzenlosen Langeweile des öffentlichen Lebens in einem solchen Kleinstädtchen nur der einen wahren Begriff machen, welcher in dessen besuchtestem Gastzimmer einen November- oder Dezemberabend zuzubringen gezwungen ist. Im Sommer absorbirt die Schönheit der Gegend, die Ermüdung der Reise und dergleichen den ganzen Touristen, und auch die Einheimischen scheuen das Zusammensitzen in den, oft schon von Fremden überfüllten Stuben. Ihr seid herrlich gelegen, ihr weißen Städtchen des Hochlandes, und euer sommerlicher Glanz wird mich immer wieder in den Kranz euerer Berge und Wälder und an euere schäumenden Achen führen — aber euere Gesellschaft ist dürftig, wie der Wald, über dem Winternebel lagern.

Versetzen wir uns von diesen „engsten Kreisen“ des Daseins hinweg in Licht und Morgen. Draußen, auf der niedrigen Kuppe des Hochberges, ist für uns ein ungeheueres Bild aufgerollt. In unbeschreiblicher Pracht liegen Wasser und Alpen vor Dir. Von Westen, den Weg entlang, den uns die Locomotive geführt, schimmert blau der Chiemsee herüber und der kahle Wendelstein schaut jenseits der Fluth über den fern fließenden Inn her, als ob seine Wände in den undeutlichen Rand der weiten Fluth hineinfielen. Ueber

langgestreckten Wäldern, die in Staffeln sich aufwärts drängen, baut sich das Audorfergebirg auf, der Nachbar der jäh abfallenden Kampenwand. Näher heran, auf ansehnliche Vorberge gestützt, kommen Dir die Spitzkegel des Hochfelln und Hochgern, mit ihren Rücken scheinbar verbunden. Ueber das Wallfahrtskirchlein von Maria Eck, was gerade vor Dir in den Wäldern liegt, erhebt sich der breite Kienberg, dessen Gipfel in die dunkelgrüne Fluth dreier Seen, des Löden=, Mitter= und Weitsee, schaut, welche seinen Südabhang bespülen. Von allen diesen hat aber keiner sechstausend Fuß überragt.

Wendest Du aber Deinen Blick nach Osten, so tritt Dir die gewaltigere Entwickelung der Alpenkette entgegen, die sich um Berchtesgaden und im Salzburger Lande zu jenen Höhen aufthürmt, die in den deutschen Bergen nur von wenigen Spitzen überragt werden. Die schneetragenden Hörner des Hochkaltern und des Watzmann schauen hoch über die massigen Gebirge herüber, welche Dir ihre Zugänge verdecken. Der zwischen Traun und Saalach gelagerte Zug des Staufen ragt über die dichten Wälder des neben Dir aufsteigenden gewölbten Teisenberges, und wo sich dieser abflacht, kommen jene Höhen in den Gesichtskreis, welche die Zierde des schönsten Landes deutscher Erde, des Brennpunktes aller Alpenschönheiten, Salzburgs, sind. Da ist es vor Allem der Schafberg, unser Rigi, der ganz Südost-Deutschland überschaut, dessen leicht zugänglicher Gipfel bescheiden und niedrig über die Waldterrassen blickt; weiter gegen Aufgang liegt der Kamm des Höllengebirges, das sich in den unserm Bergstrom da unten namensverwandten Traunsee hineinzieht, das schönste Wasser des schönen Oesterreich. Und weit aus dunkelnder Ferne blinkt es herüber wie

zitternder Strahl und Gletscherfunkeln; es ist die Schneepyramide des mächtigen Thorstein.

Freilich wäre es ein unendlich großartigeres Schauspiel, wenn Du auf jener schwindelnden Höhe stehen würdest, als hier, auf dem grasigen „Hochberg". Da sähest Du in die unergründliche Tiefe des Gosausees, in die vereisten Flüsse, die von den wilden Wänden des Dachstein herabstarren, und wie die grüne Steiermark Dir ihre wenigen Schneeberge, so zeigte Dir der Wald der Tschechen seine schwarze Silhouette. Und alle Ostseen unseres Baierlandes überschautest Du mit einem Mal, wie die ungeheuerlichen Tauern und die unzähligen Eisseen auf den langgedehnten Rücken, die unter dem Namen „übergossene Alp", „ewiger Schnee" die hochliegenden Gletscher unser Kalkalpen bezeichnen. Manche sind von flüchtigen Wolken umzogen, andere gleißen mitten im undeutlichen Himmel und funkeln wie eine Wolkenbank, auf die der Abendstrahl eines glühheißen Tages fällt. Aber öde erscheint diese Welt: wie alles Große und Erhabene lebt sie im reinsten Aether und das Licht, das von einer klaren Höhe kommt, trifft sie lebendiger, als die zu ihren Füßen ausgebreiteten fruchtbaren Strecken; doch sie selbst starrt in eisiger Armuth, während ihre Aussendlinge, die Bäche und Ströme, in die dumpfe Tiefe hinabeilen und dort den Menschen in seinem Tagewerk, dem Suchen nach Nahrung, dienstbar unterstützen.

Wenn wir wieder in Traunstein am Ufer der rothen Traun stehen, haben wir dessen Vorstadt Au theilweise zu

durchkreuzen, durch welche unsere Straße nach Süden, unsern Zielen entgegen, führt. Diese Au theilt mit andern „Auen", wie mitunter Dörfer, die zu Vorstädten bairischer Städte geworden sind, genannt werden, das Schicksal, daß ihre Bewohner von den urbanen Nachbarn als Bauern geringgeschätzt und ihrer plumpen oder rohen Sitten wegen die Zielscheibe mannigfaltiger Spöttereien werden müssen. Oft hört man eine Discussion zwischen den Angehörigen der zwei Communen einfach dadurch beendet, daß der eine erklärt: „Ich bin aus Traunstein und Du bist ein Auer, jetzt weißt Du's" und mit diesem niederschlagenden Argument ist die Streitfrage erledigt. Ob der durch eine solche Deduction errungene Triumph des „Städters" ein wohlberechtigter ist, darüber sind die Stimmen mindestens getheilt. Viele und namentlich Beamte halten die mittlere Schicht der Traunsteiner Bevölkerung für roh und böswillig; ein im Uebrigen sehr freisinniger Beamter sagte mir einmal geradezu, er vermöge nicht ohne Schauder daran zu denken, welche schlimmen Folgen das Umsichgreifen der „Aufklärung" unter diesen Leuten haben könne; ihre Instincte seien brutal und der Sinn für Gesetzlichkeit, namentlich in der Form, wie ihn die wohlwollende neue bairische Gesetzgebung anstrebt, gleich null zu erachten. Die Staatseinrichtungen betrachten Viele als unnöthige Chicane und die Behörden als Menschen, welche von ihnen bezahlt werden und ihnen dafür mit Quälereien und unnützer Formelcujonade lohnen. So stellen sie sich den Staat als feindliche Macht vor, dessen Organe eigentlich nichts zu thun haben und nur aus Langeweile und um ihnen Verdruß zu machen, Papier beschreiben und ihren verschiedenen Functionen nachgehen. Ob es in den Köpfen eines Theiles dieser Bevölkerung

wirklich so aussieht oder nicht, darüber will ich, wie gesagt, keine Meinung äußern; aber zu constatiren ist, daß tüchtige Beamte, welche in fortwährender Berührung mit ihr sind, ungefähr so von ihr denken und dazu allen Grund zu haben behaupten.

Sind wir an dieser „Au" vorüber, die mit der Stadt durch ansehnliche Gebäude zusammenhängt, so sehen wir uns alsbald zwischen Triftkanälen, in welche die rauschende Traun abgetheilt wurde, um den Sudpfannen den ungeheuern Holzreichthum der waldigen Vorberge zuzuführen. Ueberall Rechen, Balken, Schleusen und gut geplattete oder gepfählte Flußbette, über welche die klare Fluth, welche durch die Verästelung spärlich geworden ist, seicht hinabrauscht. Links dehnt sich der Surberg, eine gewaltige Waldkuppe, an unser Wasser her; jenseits, von ihm verdeckt, zieht sich der niedere Kressenberg hin, wo aus weichem Thonmergel Eisen geholt wird und dessen unansehnliche Erhöhung prächtige Ueberreste von Nummulitengebilden birgt, schön gezeichnete Echiniten, Ammoniten, Belemniten. Manche von diesen stinken, wenn man daran reibt, eine Eigenschaft, die sie mit manchen Dingen der Welt gemein haben, die ganz hübsch aussehen.

Das Aussehen, mit dem sich der Surberg hier unten präsentirt, ist ganz vortrefflich. Die allerprächtigsten Waldgruppen steigen zur Traun herab und gewaltige graue Blöcke, die viele Aehnlichkeit mit den bekannten irrenden haben, sind schön mit Moos und Farrnkraut bewachsen. Man stelle sich in einer großen Blumenausstellung die fast nie fehlende Partie vor, welche den „Wald" versinnbildlicht, mit seinen harzduftigen Hölzern, wirr zerstreuten Blöcken und dem saftigen Rasen. Hält man dabei das Kraftver-

hältniß zwischen der alpinen Natur und der Hand eines Hofgärtners fest, so kann man sich von dem Kleinen aus in Bezug auf das Arrangement einen Begriff von der schönen Regellosigkeit und den feuchten wohlthuenden Schatten bilden, die den Fuß eines solchen Alpenberges zu einem Garten der Lust und Gesundheit machen müssen. Die Traunsteiner sind darum zu beneiden; in wenigen Schritten von irgend einem Hause des Städtchens aus sind diese kühlenden Abhänge erreicht.

Auch noch andere Blöcke liegen da am Wasser herum; sie sind zwar auch mit zudringlichen Kryptogamen bedeckt, aber schon ihre regelmäßige Gestalt zeigt Dir, daß es die Hand der Steinhauer und nicht die Kanten vorweltlicher Gletscher waren, welche die länglichen Vierecke hieher an's Flußufer gestellt haben. Sie dienen dazu, einst diejenigen Steine in den Böschungen zu ersetzen, welche die wilde Welle des Bergwassers unterhöhlt und ausspühlt. So mögen sie, im Vorrathe, lange Jahre am kiesigen Ufer warten, ehe sie in die entstandene Lücke eingefügt werden und ehe ihr grüner Ueberzug von dem rücksichtslosen Meißel der Arbeiter abgeschürft wird. Von diesem geht auch das einzige Geräusch aus, welches sich neben dem einförmigen Rauschen des „dröhnenden“ Wassers vernehmlich macht.

Ehe man Siegsdorf — das seinen gloriosen Namen von einer im blutigen Nebel der cimbrischen Vorwelt untergegangenen Waffenthat herleitet — erreicht, sehen wir die beiden Gewässer, das „rothe“ und das „braune“, zusammenfließen, welche den lärmenden Fluß bilden, an dessen Uferbergen wir bis hieher gekommen sind. Zwischen die beiden schiebt sich der Sulzberg mit seinen pfadlosen Forsten in

die Mitte ein; aus ihnen rinnen viele Bäche herab, die sich ostwärts in diesen, westlich in jenen Arm ergießen. Manche von ihnen bilden mit den Ufern, an dem sie die Baumwurzeln losgewaschen haben, liebliche Veduten, wahre Chablonen für Zeichner und Landschaftsmaler. Eine solche thut sich z. B. auf, wenn man bei der Stundensäule 3 (von Traunstein) in der Nähe des Weilers Hachau ein niedriges Wehr betrachtet, über das ein friedfertiger Bach herabstürzt und aus seinem bräunlichen Wasser große Blasen aufsteigen läßt, welche die Unruhe der bewegten Wirbel bald zerstört. Eine morsche Mühle im Vordergrund — ein paar Kinder, die mit entblößten Waden an den Ufern herumscherzen und im Schlamme Bäder nehmen, die ein Greuel der Eltern sind, und das Tableau ist fertig. Auf besagten Weiler weist übrigens auch ein Wegweiser hin, den ein phantasievoller Krämer an die Straße gestellt hat. Auf diesem sind Kerzen, Cigarren, Seife und Kaffee abgemalt zu sehen und darunter gibt eine einfache Inschrift, mit einer ausgestreckten Hand illustrirt, zu verstehen:

Dort hinden bekommt man dieses.

Wir schreiten unverlockt weiter und bald verkündet uns aufsteigender Rauch und schlagendes Getös den Eisenhammer „Hammer". In dem Wirthshaus, einer ächten Hochlandherberge, wollen wir uns ein wenig umsehen.

Bei unserm Eintritt wird eben für die Knechte das Mittagsmahl aufgetragen. Es besteht in Mehlklößen, die sich sämmtlich in einer Schüssel befinden und auch aus diesem ansehnlichen Zuber ohne vorherige Sondertheilung oder Uebertragung auf Teller im Chorus verzehrt werden. Unterdessen spielt der Bube auf der Ofenbank mit einigen

Tannenzapfen, die in Hölzer eingesteckt worden sind, so daß sie mit Zuhilfenahme einiger Einbildungskraft Pferde vorstellen, welche von dem Schreihals mit schrillem Hü! commandirt werden. Endlich fällt er über den schmalen Sitz hinab, schlägt sich den Flachskopf auf und unter Brüllen endigt die Vorstellung. Eine andere Stimmübung löst diese ab. Die Knechte haben gegessen, knieen sich nieder, stützen die Ellenbogen auf die Bank und sagen im stärksten Baß Gebete her, deren Text an zehnmal wiederholt wird. Die Herren in dem winzigen Nebenzimmer — Werkmeister und Jäger — nehmen davon freilig keine Notiz.

Wenn Alles abgeräumt ist und die Gesättigten wieder an der Esse stehen, setzt sich die Kellnerin an den Spinnrocken; der in seinen Erwartungen getäuschte Hofhund trägt seinen Weltschmerz und seine Flöhe unter den Tisch, der bald eine eigenthümliche Resonanz für seine Schlummertöne wird, und ich betrachte die schönen Lithographien an der Wand: den ritterlichen Kaiser Franz Josph an der Spitze seines Heeres, die Genovefa mit der Hirschkuh und die Erstürmung von Vicenza. Auch der gute König Gambrinus ist zu sehen, dessen weiße Zähne so freundlich zwischen den kirschrothen Lippen hervorblicken, daß man ihn unwillkürlich anlachen muß; nebenan stürmen die natürlich siegreichen Preußen von Pulverdampf fast unsichtbar die Dresdener Elbbrücke, hinter der eine ganze Stadt vor dem Andrängen der unüberwindlichen Krieger in Flammen aufgeht. Leider ist die Geschichte des engeren Vaterlandes durch kein Werk der bildenden Kunst verherrlicht.

Durch das Guckfenster, welches Küche und Zimmer mit einander verbindet, können wir noch zuschauen, wie eine

Magd mit dem Finger gierig die winzigen Ueberreste vom Mahle der Herren Hammerschmiedgesellen nachärntet — dann haben wir nur noch die den Umständen bescheiden angepaßte Rechnung zu berichtigen und bald sind wir wieder über der Traun zwischen schweigsamen Forsten.

Je mehr man sich Inzell und den dahinter liegenden Kolossen nähert, desto mehr gewinnt die Gegend das Ansehen eines ehemaligen Seebodens. Ein breites Moor zieht sich zwischen der Straße und den Ostabhängen des Sulzbergs hin, ein unfreundlicher, abstoßender Anblick, wenn man die Dürftigkeit des Grundes betrachtet. Aber in seiner Gesammtwirkung ist er gewaltig, denn das weite Thal, in das sich plötzlich der Weg an einem ungeheuern erratischen Block vorüber hinabsenkt, läßt, je mehr Du darin hinabsteigst, seine Gränzwände im Süden nur um so wuchtiger emporsteigen. Links der breite Rücken des Staufengebirges, rechts der Kien- und hinter ihm der Rauschberg. So glaube ich, müßte das Becken des Walchensee's aussehen, wenn er trocken gelegt wäre, und der See, der einst in dieser Mulde gefluthet hat, und sein Dasein nur mehr durch den unvertilgbaren Moorboden verkündet, mag inmitten dieser bewaldeten Felsen die größte Aehnlichkeit mit jenem stillen Wasser gehabt haben, das so menschenscheu in der versteckten Wildniß lagert. Hier wie dort umkränzen Fichten den Wald des Beckens, und der längste Uferberg des Inzeller Seegrundes, der Kienberg, hat auch von diesem verbreitetsten der südbairischen Waldbäume den Namen.*) Denn sie lieben den magern Boden des Keuperkalkes, der hier uns zuerst in einem massigen Zuge begegnet. Der

---

*) Kien althochdeutsch und bairisch = Fichte.

Staufen im Osten, hier unser „Fichten"-Berg, und weiter westlich der Rachelberg, der gegen die Achen zu abfällt, die in den Chiemsee fließt, bestehen alle aus jenem Gemenge von kohlensaurem Kalk und Bittererde, dem die Geologen den Namen unterer Keuperkalk, auch Hallstätter oder Wettersteinkalk gegeben haben. Trügen sie nicht diese Decke von Moos und Waldbäumen, so würden die grauweißen Kalkwände in das Thal hereinblenden, wie die Abhänge der Zugspitz, die in den Eibsee fallen, oder die unabsehbaren Klüfte des Wettersteins, welche die tiefgrüne Gumpe des Schachensee's fassen. Dann wäre aber das Thal von Inzell, wenn auch vielleicht großartiger, doch noch trostloser, und die Unfruchtbarkeit nackter Schrofen würde ein trauriges Gegenstück zu den unbebauten Moorgründen bieten. Ob aus diesen wenigstens noch Torf gewonnen werden kann, vermag ich nicht zu sagen; sicher ist, daß nach vorliegenden Urkunden man schon seit dem Anfange des vorigen Jahrhunderts den Boden nach diesem Brennstoff ausgenutzt hat.

Das Wirthshaus in Inzell — und das Wirthshaus ist immer eine Art Probirstein für Wohlstand und Gesittung der Gegend — ist ärmlich, und in Folge dessen nicht so blank und gescheuert, wie es die delicatere Art reicherer Gegenden liebt. Das massive Steinportal erinnert an die Eingänge tiroler Wirthshäuser und mehr noch als die Steinplatten und Quader ist es das gedrückte, mürrische Wesen der Leute, welches unerwünschte Reminiscenzen erweckt. Es ist aber auch eine Lage, die dem Menschen den guten Humor verderben kann; zwischen Felsenschluchten und einem Sumpf eingekeilt sein Leben zubringen zu müssen, brächte uns alle um die nothdürftigste Heiterkeit. Ich war

einmal an einem trüben Novembernachmittag dort; über den Mooren brütete Nebel, die Gebirge waren so gut wie nicht da — der Wirth sprach kein Wort, die Kellnerin las in einem alten Gebetbuch, und das Einzige, was man nothdürftig sehen konnte, war gegenüber die weißgetünchte Kirche und der Friedhof mit Kreuzen, die das Alter nach allen Richtungen gebeugt hatte — o, da lernt man, was es heißt, in einer Gegend sein Leben zu vertrauern, die man einmal im Durchfahren an einem prächtigen Tage ihres kurzen Sommers gesehen hat, wo der Himmel blau war und die hohen Alpenspitzen im Abend glühten und die Brunnen und raschen Bäche durch die thauigen Matten murmelten. Es ist eben, wie der Philosoph Schopenhauer sagt, zweierlei, etwas anschauen und etwas sein.

Gleich draußen vor Inzell, wo uns die Straße einen engen Paß zwischen den Wänden des Falkenstein und des Kienberg hindurchführt, von welch ersterem eine milchschäumende Ach herabkommt, haben wir wieder Gelegenheit, uns darüber zu besinnen, wie hart wohl das Loos Derer sein mag, welche ihr Schicksal für alle Zeiten des wechselvollen Jahres zu der mühseligen Arbeit in diesen unwirthlichen Gegenden verdammt. Da stehen überall Votivtafeln mit schauerlichen Unglücksfällen und das:

Monstra te esse Matrem!

das unter den Bildnissen der schmerzhaften Mutter steht, ist an wenig Orten besser am Platz, als am Fuße solcher Schrofen und Schlünde, auf welchen Menschenleben wegen Dingen in die größte Gefahr gebracht werden, die wir keines Blickes würdigen würden. So siehst Du auf manchen Tafeln einen Schlitten abgebildet, der im Schneegestöber mit einem Menschen verschwindet. Es ist dieser Mann

einer von Denjenigen, welche das Laub, das während des Sommers und Herbstes auf den Höhen gesammelt und in Streuhaufen zusammengebracht worden ist, während des Winters, wo die Masse gut zusammenfriert und der ungeheure Schneefall auf dem Berge fast gar keine Unebenheiten mehr bietet, auf kleinen Schlitten herabholen. Ich kann es leicht der nüchternsten Phantasiie überlassen, mit welchen Gefahren dieses „Streusammeln" verknüpft ist.

Auch die Holzarbeit auf den Gebirgen liefert ihr starkes Contingent zu den rothen Pfählen, die an der Straße stehen, und oft mit ebenso schlichten als jammervollen Worten eine Geschichte erzählen, wie man Hals und Bein bricht. Beim Transportiren der Stämme auf dem gefrorenen Schnee nach den sogenannten „Rißen", großen Rutschbahnen, hin, auf welchen Tausende von Scheitern nach den Niederungen befördert werden, kommen die Leute oft unter die Blöcke, gleiten auf dem Schnee aus und stürzen über eine Wand oder werden von plötzlich in Bewegung gerathenden Stößen erschlagen. Man kann diese „Rißen" nur im Winter benützen; es sind runde Holzschwellen, in einer Art von Staffellage bergaufwärts gelegt, daß der Abhang wie gepflastert erscheint. Kommt große Kälte, so läßt man Wasser darüber laufen, und über das so gebildete Eis poltern die Baumstämme mit gewaltigem Lärm hinab. Wer im Winter auf einsamer Landstraße zwischen den hohen Gebirgen daher geht, die von Schneewehen und dem grünlichen Eis erstarrter Giesbäche bedeckt sind, hört oft weit drinnen in den Bergen ein Krachen wie von fernem Kanonendonner, von kurzen Pausen unterbrochen. Es sind dieß die Stämme, welche solche beeiste „Riße" herabstürzen; die Pausen sind die Momente, in welchen die Scheiter auf den Absätzen der-

selben ankommen. Denn es ist klar, daß man eine solche Bahn nicht den ganzen Berg in einem fort hinabführen kann, ohne die Stämme der Gefahr auszusetzen, sich in Splitter zu zerstieben. —

Es kommen nun Windungen der Straße, von denen jede eine neue und unerwartete Herrlichkeit aufschließt. Wir sind mit einem Schlag in die hochalpine Region versetzt; die Wasser, die tief unten neben der Straße fließen, tosen wie eine ununterbrochene Kette von Cascaden und die Furchen, welche die Schneebäche und Lähnen (Lavinen) des Frühjahrs bis durch die bewaldeten Vorberge herabziehen, beweisen, daß wir uns bereits innerhalb jenes Gebietes befinden, über welches das grimmige Scepter des Alpenkönigs herrscht, dessen Thron in Eis und Nebeln steht und dessen Fußschemel die Zerstörung ist. Bei der 34. Stundensäule von München eröffnet sich ein besonders erhabener Prospect auf das Thal, das sich nicht viel breiter als seine rauschende grüne Ach zwischen schroffen Wänden dahinwindet, im Süden von ungeheuern Mauern abgesperrt, auf denen der Nebel haust, der, wie eifersüchtig auf seine Herrschaft über die einsamen Alpen, so oft den eindringenden Fremdling mit Blindheit schlägt. Die Straße führt immer links hoch an der Abdachung der Berge hin und mehr als einmal wird es Dir schwindeln, wenn Du über die niedrige Böschung, die oben zierlich mit Rasen bedeckt ist, in den Abgrund hinabschaust, in welchem bedrohte Fichtenschläge und Felsblöcke Dir meist den Bergstrom verdecken, dessen Getöse, vom Wiederhall der Klüfte verstärkt, Dich auf diesem ganzen großen Thürweg in die Alpenwelt begleitet.

Es läßt sich diese Straße, wenn ihr und der Um-

gebung Maßstab auch ein etwas geringerer ist, füglich mit der Finstermünz-Straße vergleichen, die, wie ein Schwalbennest hoch an die Felsenufer über dem Inn befestigt, durch schauerliche Hohlwege nach dem hochliegenden Vintschgau führt.

Nicht minder merkwürdig als der mühevolle Bau dieser Verkehrsstraße ist die fortwährend neben ihr herlaufende Leitung des salzhaltigen Wassers, von der wir bei unserm Aufenthalte in Rosenheim zu sprechen Gelegenheit hatten. Nicht selten siehst Du bei ihr ein Wärterhäuschen, oder, wo es eine Höhe zu überwinden gibt, einen Thurm von grauem, verwittertem Holz, zu welchem Du auf Treppen hinansteigst und der eine Hebemaschine birgt, welche der kostbaren Flüssigkeit über die entgegengethürmten Hindernisse des Gebirgsbodens hinweghilft. Solcher Hebemaschinen stehen auf der achtundzwanzig Stunden langen Strecke von Berchtesgaden, wo die Salzquelle gefaßt wird, bis zu dem entlegensten Sudort Rosenheim zwölf, von denen natürlich die meisten auf den Weg zwischen den engen Klüften treffen, durch welche sich die Straße bis zur Oeffnung von Inzell fast ohne Unterbrechung fortzieht.

An einem der wildesten Punkte dieser wilden Sraße liegt in einer kleinen Rodung zwischen Fichten, Lärchen und Felsen das zerstreute Dorf Weißbach. Es hat seinen Namen von dem Fluß, der sich unten seine gewaltsame Bahn durch den Kalkschiefer bricht. Solche Namen wie Weißbach, Schwarzbach, Wildbach, Moosbach und ähnliche gibt es in den Alpen unzählige und nichts ist erklärlicher, wenn man bedenkt, daß es neben den Bergen in den engen Gründen nur die Gewässer sind, welche auffallen und nach ihrer Farbe, nach ihrer Größe, nach ihrer Richtung einen

leicht verständlichen Namen erhalten, der ebenso leicht auf die Ansiedelungen übergeht, an denen ihre Wellen vorüberziehen. Oft sieht man neben der Straße viereckige Wasserbehälter, in denen große Holzstämme schwimmen; es sind dieß Stämme, welche von Wasser durchweicht werden müssen, um später bei der Soolenleitung verwendet zu werden.

Ein kühner Bau ist das Wirthshaus zum Mauthhäusel, welches eine Stunde weiter nach Süden wie in die Luft hinausgeschoben über dem Abgrund schwebt. Aus seinen Fenstern kannst Du die unzähligen Abstufungen des Grün betrachten, welches über diesem Thal, soweit es nicht kahler Felsen ist, lagert und das seine lichteste Steigerung in dem in's Bläuliche hinüberspielenden Glanz hat, mit dem der Bergstrom, die Felssohlen spaltend, neben den Wäldern unten dahinströmt. Ich erinnere mich sogleich an die für den Flachländer nicht vorstellbare Farbe jenes lärmenden Gewässers, wenn ich zu meinem Fenster hinausschaue, das hart am Ufer des unheimlichen Achensees liegt. Weit draußen ist die tiefe Fluth dunkelstahlblau; wo sie aber die Gipfel der Berge erreicht, zwischen deren Abhängen sie ihre Wellen treibt, dort, was wir das Ufer nennen, zeigt sie jene unnachahmliche Mischung der zwei schönsten Farben der Natur. Und nichts ist einleuchtender als diese Analogie; sind doch alle unsere Alpenseen nur solche aufgestaute Bäche oder die Bäche eingeschrumpfte Seen, je nach der Lage des Felswalls und seiner Oeffnungen.

Dieser Aussicht wegen wird dann auch die luftige Vedette von den Reichenhaller Badegästen als beliebter Ausflug besucht und stellt auf den „Führern“, „Wegweisern“ u. s. w., welche man ihnen in die Hand gibt, eine nie

übergegangene Partie vor. Die wirkungsreichste Uebersicht über den Weißbach und den von ihm benagten Rabenpalfen hat man aber, wenn man der Krümmung folgt, welche die Straße gleich jenseits Mauthhäusel nimmt, und dieses als ein Gegenüber ins Auge faßt. Das ist ein prächtiges Bild, auf dessen Ausmalung ich aber lieber verzichte. Ich brauche nur auf meinen See hinauszusehen, den eben der Scirocco aufwühlt, und das bernsteinfarbige Gewölk zu betrachten, das sich an seinem Südende mit den Wellen herumbalgt, um das Unvermögen der Dinte zu solchen Leistungen einzusehen.

Wir kommen nun an eine Stelle, wo die von Innsbruck nach Salzburg führende Straße in die unsrige einmündet. Sie führt dann weiter an dem schwarzen Thumsee vorüber, der zwischen Legföhren und Alpenrosenbüschen neben dem Wege liegt, wir aber müssen südwärts in die Berge. Gerade hier sind schaurige Stellen; ungeheure Lagen von Kalkschiefer, so deutlich erhalten, daß man die Plattenlagen zählen kann, wie die Bogen eines Buchs Papier, sind hier von der Bewegung, die sie aus einem Meergrund zu Gebirgen gemacht hat, umgestülpt und ihren riesigen Nachbarn vor die Füße geworfen worden. Sie rieseln immer von unsichtbaren Quellen; die kantigen Wände, aus welchen die einzelnen Lagen, oftmals gebogen, freilich an der hinausschauenden viereckigen Fläche verwittert, hervortreten, triefen Tag und Nacht, bei Regen und Sonnenschein. Oft hat sich das zierliche Polypodium oder das fein gegliederte Aspidium zwischen ihre vom Wechsel der Atmospäre zernagten Bruchstücke eingenistet.

Hier stürzt der Weißbach schäumend in die Saalach, und diese verfolgen wir, bis im melancholischen Thal von

nackten Wänden umstarrt, die kleine Niederlassung Schneizelreut erreicht ist, eine Häuserpruppe mit kleiner buntfensteriger Kapelle, einem Jäger- und Wirthshaus. Hier wollen wir für heute unsern Wanderstab niederlegen.

Es gibt im Hochland sonderbare Typen und bei der großen Kargheit der Natur Menschen, welche gezwungen sind, alle möglichen Nahrungszweige zu ergreifen, die der Flachländer entweder nicht kennt, oder die ihm, wenn er sie kennte, zu wenig einträglich erschienen. Da sitzt z. B. ein rüstiger Mann in den dreißiger Jahren am Tisch, der den ganzen Sommer nichts thut, als für einen Apotheker im Pinzgau Kräuter sammeln. Das überläßt man im Flachland, wo die Kraft eines Mannes bessere Verwerthung findet, den alten Weibern.

So hat er einen ganzen Haufen würziger Kräuter ausgekramt, die er noch einmal mit Kennermiene sortirt. Es sind, wie er sie nennt, meist: Fünffingerkraut, Arnika, Salomonshöh, Davidsthurm und Bilsenkraut. Doch behauptet er, nicht blos diese, sondern im Ganzen 23 Kräuter zu kennen. Manchmal fährt er nach dem Kopf, in den ihm die Piemontesen vor Zeiten, als er bei den Kaiserjägern war, ein großes Loch hineingehaut haben, kraft dessen er mir auch sagen kann, daß es morgen regnen wird.

Besonders auffallend ist diese Straße, wie die Eisenbahnstation Rosenheim unter den Bahnstationen, so diese unter den Straßen Baierns, durch den internationalen

Verkehr merkwürdiger Fußwanderer. Man kommt nämlich durch diesen Winkel Baierns aus einem Kronland Oesterreichs, Salzburg, in ein anderes, Tirol. Nun kann man, ohne dem großmächtigen Kaiserstaat zu nahe zu treten, doch kühn behaupten, daß kein anderer Staat Europa's unter seinen getreuen Unterthanen soviel Lumpengesindel zählt, als er. Die halbe Monarchie ist auf der Wanderschaft. Eine Unzahl rüstiger Kerle, die man am Ende zu allem Möglichen brauchen kann, die aber nichts Ordentliches gelernt haben, laufen fortwährend im Land herum, ohne bestimmten Beruf, als den des Bettelns. Rentirt sich auch das nicht mehr, wie es in besonders armen Gegenden hie und da vorkommt, so manipuliren sie in Gottes Namen ein paar Tage als Handlanger bei irgend einer Beschäftigung, bis sie die paar dabei gewonnenen „Zehnerln" wieder zur Weiterfahrt flott machen.

So kommt z. B. ein dickköpfiger, aber magerer langer Mensch herein und zieht höflichst die Mütze. Solche Costüme sieht man nur jenseits der Leitha; die Hose könnte ebenso gut als Rock, der Rock als Hose gebraucht werden. Es ist ein sichtbares Nichts, eine weitschichtige Zusammensetzung von Lochrändern. Das Hemd ist gut mit Speck eingerieben und die Zehen lieben, wie ihr Gebieter, das enge Wesen zwischen vier Wänden nicht. Ohne Legitimation, welche in der Regel nur dem ertheilt wird, der in einem bestimmten Geschäft oder Nahrungszweig reist, behalten die Wirthe nicht gern solche Wanderer über Nacht; deßhalb fragt ihn die Kellnerin: Hast' an Vorweis?

— Jesses, hob ich gelossen Vorweis auf Stross'n gerad eine halbe Stund von hier; bin dort auf die Seit gegangen

und hob nicht mehr gefunden, weil finster ist, morgen werd nachschauen, sobald Tog.

Also nicht von jenseits der Leitha, sondern, was mich schon die Kopfknochen hätten lehren können, ein guter Tscheche aus Dnespek. Ich kenne die Gegend, denn ich bin in meiner Jugend die Sazawa entlang gewandert und kenne das kleinaugige Geschlecht der „Westslawen". Darob knüpft sich ein Gespräch an und der Wackere erzählt mir, daß er in Gratz beim Bau beschäftigt war, dann in Linz Modell gestanden ist, in Klattau bei einem Schuhmacher arbeitete und in Klagenfurt türkischen Honig verkaufte. In seiner Jugend war er Soldat bei Mamula-Infanterie gewesen.

Gleich darauf kommt ein Anderer herein mit ein wenig besserer Tenue. Es ist ein Kärnthner, der aus Vorarlberg nach Böhmen reist, aber, wie er sagt, schon hinter Innsbruck bald wieder umgekehrt wäre, weil die Gegend gar zu schlecht ist.

Schaun's, sagt er, was das für Leut sind; kommt man irgend wohin und ficht, so sagen's Alle, wir haben das Anwesen nicht, wir sind nur eingehäuselt. Und wenn's einem etwas geben, so stecken's einem höchstens die Taschen voll Brod, als ob man a Bettelmann wär. Da hab ich in dem letzten Nest oben in Mellek gerade zwei Neukreuzer und elf Kipfeln gekriegt; ich hätt gute Lust, und macht, daß ich wieder hinkäme, wo ich hergekommen bin.

Dieser war früher Adjutant eines Gottscheer Hausirers, einer wahren Landplage Oesterreichs, später Hausknecht in Steiermark. Seit aber durch die Semmeringbahn in Gloggnitz nichts mehr mit den Fuhrwerken zu machen ist, hat er der edeln Zunft Valet gesagt und bereist das österreichische Vaterland als Privatier.

Die beiden Brüder in Schwarzgelb finden sich auch im Fusel zusammen. Der eine benützt die geschenkte Cigarre lieber als Kautabak, der andere aber zündet die seine in Ermangelung von Zündhölzchen, welche das nur gegen „anständige“ Leute aufmerksame, als Kellnerin fungirende, Bauernweibsbild nicht auf ihren Tisch stellt, mit einem Strohhalm an, den er aus der in seinem Stiefel befindlichen Streu nimmt, die ihm als Socken dient. —

Es wird viel von Wildschützen gesprochen. Man sollte meinen, auf den stundenweiten Schrofen mit ihren Klüften, Abhängen und Verstecken, in den ungeheuern Felseneinöden dort oben auf den unbeschrittenen Kalkgebirgen möchte es eine verhältnißmäßig leichte Sache sein, sich nicht erwischen zu lassen. Dem ist aber nicht so. Erstlich ist eine große Anzahl königlicher Jäger da, welche diese Wildnisse Tag und Nacht durchstreifen, und dann werfen die verrätherischen Wände den Wiederhall eines Schusses weit über die Hochthäler hin, so daß er der Wachsamkeit der Forstleute nicht entgehen kann. Und endlich sind solche Thäler so kärglich bevölkert, daß diejenigen, zu denen man sich der unerlaubten Passion für das edle Weidwerk versehen kann, ziemlich bekannt sind und in ihrem Thun und Treiben gut überschaut werden können. Nichtsdestoweniger aber sind es nicht wenige, welche das gefährliche Handwerk treiben. Holzknechte, welche sich den ganzen Tag über so abplagen müssen, daß man glauben sollte, sie trachteten am Abend nach nichts weiter, als sich auszuruhen, weil der erste Tagesschimmer sie schon wieder zur harten Arbeit ruft, sehen vor Allem zu, wie sie sich in der Dunkelheit ungesehen aus dem Haus nach den verborgenen Plätzen im Wald und zwischen den Felsen schleichen können, wo sie ihr Gewehr versteckt haben.

Ebenso ungesehen kommen sie trotz des Cordons von Grenzjägern, Gensdarmen und Forstleuten, der oft ihr Haus cernirt, wieder nach ihrer Schlafkammer. Wird Nachsuchung dort gehalten, findet man nie ein Gewehr, ein Jagdmesser, ein Stück Wildpret. Weit draußen aber unter Fichtenreisern, in einer Spalte versteckt, liegt ein schöner Gemsschlegel oder ein gut ausgeweidetes Reh. Es ist seltsam, wie sich diese Leidenschaft nicht blos unverbesserlicher Strolche, sondern auch tüchtiger, arbeitsamer Leute bemächtigt. Uebrigens ragt ihnen Wald und Fels an die Thürschwelle und die Versuchung liegt nahe. Merkwürdiger ist schon, daß es auch in der Stadt solche Leute gibt. Vor einigen Jahren war in der Frauenhoferstraße zu München ein Schlossergeselle, der jede Nacht nach des Tages Last und Hitze einige Stunden weit von der Hauptstadt im Wolfratshausener Forst jagte. Mit frühem Morgen stand er wieder an seiner Schraubzange. Eines Morgens aber war er nicht zu sehen und wenige Tage später fanden ihn seine Bekannten, die um die gefährliche Liebhaberei wußten, im Rücken von einer Kugel durchbohrt, bei Ebenhausen im Wald liegen.

Das ist eben das Verhängnißvolle bei diesem unsinnigen Treiben, daß das Blut der Thiere sich nicht selten mit dem der Menschen mengt. Im Sommer des Jahres 1864 war gerade diese Gegend von Schneitzelreut mehrmals in Zeitungen besprochen, und zwar als Schauplatz von Vorfällen, die wohl nie völlig aufgeklärt werden. Wer ist Zeuge zwischen dem Ueberlebenden und dem zuckenden Leichnam auf dem zerrissenen Gestein? War die Kugel eine meuchlerische, war sie ein Geschoß der Nothwehr, wer war der Angreifer, wer der Verfolgte? Nur zu sehr behält der Diener der öffentlichen Gewalt auch vor den Gerichten

Recht, und es scheint mitunter, als ob jener Jägerglaube, der zwischen dem Werth eines Wildschützen- und eines Hasenlebens keinen Unterschied kennt, in die Tribunale übergegangen wäre, unter deren losgebendem Spruch wohl schon mancher Mord auf diese Weise mit Vergessenheit bedeckt wurde.

Der nächste Morgen findet uns auf dem Weg ins Pinzgau. Es ist noch sehr frühe und die Sonne kämpft mit den Nebeln, welche die höchsten Kuppen verdecken. Oft ballen sie sich vor den auflösenden Strahlen des emporsteigenden Gestirns zu goldenen blendenden Wolken, dann dehnen sich wieder andere vor den gleißenden Ballen aus und lassen sie durchschneiden, dann läßt Dich eine plötzliche Lücke zwischen ihnen auf die schneeblinkende Bergspitze schauen, um deren Gipfel sich Licht und Wolken streiten. Aber nur auf einen Augenblick, dann schiebt sich wieder die grell beleuchtete Dunstwand vor und so wirst Du oft aus dem Widerstreit nicht klug, und hältst die Schneewand im Frühglanz für sonnendurchschienene Nebel oder die dichten, schön gezackten Wolkenthürme für weißglänzende, eisbedeckte Schrofen, bis endlich hoch über dem Geschiebe ein diamantener Gipfel, wie frei in der Luft hängend, hervorragt und Deinem Auge einen Maßstab für das geben mag, was unter ihm Luft, was unter ihm Fels ist. Während wir die enge Steigung hinaufwandern, neben der im zerwaschenen Felsenthal, von grauen Blöcken vielfach gestaut, die Saalach rauscht, schauen wir uns am Wege um, mit welchem Saum

ihn die Flora der Alpenregion bekleidet. Da sehen wir allein das freundliche immergrüne Gestrüpp der Alpenrose mit den braunen Knospenzapfen, denn die Blüthen sind hier unten im Thale schon verwelkt. Willst Du die karminrothen Glockensträußchen noch in aller Pracht sehen, so steige zweitausend Fuß höher hinauf, abermals über weitere tausend Fuß werden die ersten faltigen Blüthenblätter aus der schuppigen Knospe lugen, und noch höher wird es den anschwellenden Knospen schwer anzusehen sein, ob ihren Blüthen noch die Sonne dieses Sommers leuchten wird oder nicht. Manchmal gesellt sich zu ihr, weit herab verirrt, der gelbe Enzian, und oft duftet neben ihren Dolden die gleichfarbige Cyclamenblüthe, die sich auf schwankendem Stiel schaukelt und eitel auf die glänzenden eirunden Blätter hinabschaut. Auch die rothe Erica, die überall dem Zug des Kalkgesteins folgt, hängt ihre Trauben in das Naß, das, unbegreiflich woher, über alle Bruchsteine und Geröllstücke des Bergabhanges rieselt.

In ziemlicher Höhe, am Ausgang der aufsteigenden Schlucht, deren Oeffnung wir erreicht haben, liegt das armselige Dorf Ristfeicht in einem engen Thal, das von nicht sehr hohen, meist bewaldeten Gebirgen abgegränzt wird. Bald berührt die Straße, die immer zwischen primitiven Zäunen fortläuft, welche das Vieh davon abhalten, das mit Schellengeläute dahinter herumläuft, die bairisch-österreichische Grenze bei Melleck, den Steinpaß, wo inmitten ungeheurer Felsen das Mauthhaus liegt, dessen Inwohner Dir „Paß oder Vorweis" abverlangen. Während im Zimmer das Nothwendige geschrieben, geprüft, gestempelt wird, magst Du Dich einige Schritte vor dem Schlagbaum der Fernsicht in das großartige Thal von Unken erfreuen, die sich von diesem

hochliegenden Punkte aus eröffnet. Die höchsten Wände thürmen sich links auf; es sind die breitrückigen Gebirge der Reuteralp, des großen, triftreichen Kalkstockes, der diesen Paß vom Ramsauer Thal trennt. Dein Erstaunen über die imposante Landschaft wird von der Zurückgabe Deines Reisedocumentes unterbrochen, welches Dir der pfeifenrauchende Beamte mit einem „Glückliche Reis'" prompt überreicht. Rasch gehst Du an der Tafel, die den Doppeladler und die Inschrift: Herzogthum Salzburg trägt, vorüber den Berg hinab, der sich jäh wieder zur Saalach senkt, weßhalb Du auch fortwährend Fuhrknechten begegnest, die mit Vorspannpferden zurückkehren oder mit denselben, oft zehn= bis zwölfspännig, Lastwagen die unbequeme Straße heraufziehen.

In den Anblick der duftblauen Fernen versenkt, denen die Kalkalpen von Lofer zum Abschluß dienen, kommst Du bald Unken nah, welches mitten in den grünen Matten am Fuße des Sonntagshorn lagert. Was wir bis jetzt da unten die Saale entlang in der Niederung gesehen haben, war prächtig; wie aber alle Dinge in der Welt dem Maß unterliegen, so würdest Du dich nicht mehr umkehren nach der schönsten Beleuchtung, nach den seltsamsten Wolkenzügen dieses Thales, wenn Du dort vom Sonntagshorn herabkämst, dessen Spitze uns zwar jetzt von unten aus Nebel verhüllt, die aber in dem Augenblicke, wo wir die unter ihr lagernde graue Hülle betrachten, gewiß vom herrlichsten Sonnenschein umflossen wird. Denn dort oben wäre das Baiernland vor uns ausgebreitet; der Spiegel des mächtigen Chiemsees schaute über die dunkeln Forsten von Ruhpolding und Bergen herüber, das alte Juvavum läge vor uns, von der Morgensonne beglänzt, und im fernen Südost

glaubten wir die Eiszacken der Tauern uns wie in die Weite eines Wurfes gerückt. Unsern Hut mit der Schneegentiane geschmückt, stiegen wir an die donnernden Fälle des Staubbaches hinab und kämen von Norden her nach jenen wundersamen Wasserengpässen, die wir so auf besonderem, wenn auch bequemerem Pfade aufsuchen müssen. Denn das Ziel dieses unseres Abstechers von dem Wege nach dem Königssee und seinen Bergen ist selbstverständlich nichts anderes als die Unkener Klamm. Da aber dieses Buch nicht für Bergsteiger von Beruf, sondern für solche geschrieben ist, welche die Herrlichkeiten des bairischen Alpenlandes mit nicht zu großen Opfern erkaufen wollen — die Mehrzahl der Bergreisenden — so genüge für die Rüstigeren jene Andeutungen, wir aber wandeln auf der via trita weiter.

Denjenigen, der den Weg kennt, der sich in die Kalkfelsenschlucht hineinzieht, an deren Ende die berühmte Klamm liegt, wird es nicht befremden, wenn ich ihm vorschlage, uns vorher im „Lamm" gehörig zu restauriren. Die Füße, die über den Schutt der eingestürzten Kalkkegel zu gehen haben, werden ihm dafür später Dank wissen.

Langweilig ist das, wenn der Zuspruch gerade gegen Mittag fällt, weil wir dann mit anhören müssen, wie zwanzig bis dreißig Dienstboten, bevor und nachdem sie eine große Schüssel Brei ausgegessen haben, jedesmal eine Viertelstunde unverständliche Wörter murmeln, Tischgebete. Unbegreiflich war mir bei dieser Sitte, die weit nach Norden hinaufreicht, immer, warum es denn nothwendig ist, dasselbe Gebet so unendlich oft zu wiederholen. Es ist ein Anthropomorphismus, der die Dickhörigkeit des Bauern auf das höchste Wesen überträgt.

Im Uebrigen aber wirst Du Dich im Lamm sehr behaglich befinden. Der rothe Wein, der überall sofort auftaucht, wenn Du die bairische Grenze gegen Süden überschreitest, mundet auf das oft schale und abgestandene Bier entlegener Wirthshäuser in Baiern vortrefflich, und wenn die deutsche Handelsfrage nach meinem Kopf abgewickelt würde, müßte mir aller Eingangszoll auf guten tiroler Wein in den Zollverein abgeschafft werden, damit wir draußen im Reich, so nah an der Grenze, doch auch hie und da einen wohlfeilen und trinkbaren, oft sogar sehr duftigen und feurigen Wein bekämen.

Wenn nicht gerade Fasttag ist — und in Tirol ist das eine Chance, gerade zu einem Fleischtag recht zu kommen — ist es nicht unmöglich, hier preiswürdigen Gemsbraten zu kosten. Das Fasten ist in der That so häufig, daß man oft geneigt wird, zu glauben, die Leute, die allerdings wenig Fleisch kaufen können, machten aus der Noth eine Tugend und verlegten die Consequenzen der Armuth in die der christlichen Gesinnung und Enthaltsamkeit hinüber, was für Gläubige seine lohnenden Seiten hätte. Also „erhebet die Hände zum lecker bereiteten Mahle!"

Der Weg von Unken durch das Thal des sogenannten Unkenbachs ist in mancher Beziehung für den Neuling in den Alpen einer der lehrreichsten in dieser Gegend. Er sieht auf kurzer Strecke eine Anzahl von Erscheinungen, die man in den Kalkalpen sonst nicht leicht so nahe bei einander findet.

Gleich außerhalb des Ortes, wo ein elender Fußsteig, der ihn aber nicht abschrecken darf, die Einleitung des Weges bildet, kann er zwischen den Prügeleinfriedungen der Weiden ächte Alpenbilder, bis ins malerische Detail durchgebildet, genießen. Lange Züge von Kühen und jährigen Kälbern kommen steinige Hohlwege herab; auf den grauen Schindeldächern hölzerner Hütten liegen große Steine. Langsam heben sich Rauchsäulen in die trockne Luft, deren Blau von dem unwirthlichen Grau der dahinter aufsteigenden Schrofen freundlich gehoben wird; am Wege stehen wunderlich gemalte Bilder mit Unglücksfällen und armen Seelen im Fegfeuer, auf manchen ist auch die Mutter Gottes, und zwar mit einem Kropf, zu sehen, denn ohne einen solchen gilt in Pinzgau der Mensch für verunstaltet. Das Geläute der Heerden mengt sich in die Töne ferner Kirchenglocken und helle Wolken, die ihrer Auflösung nahe sind, ziehen widerwillig durch die Niederung, wo sie endlich hinter den Wipfeln zartnadliger Lärchen verschwinden.

Der Weg wird besser und scheint so glatt und gepflegt zu sein, wie die gut unterhaltenen Pfade eines Parkes. Bald steigt er den Fichtenschlag eines jähen Bergrückens hinan, den einen Markstein jenes „Unkenthales", dessen hintersten Boden wir erreichen müssen. Drüben ist schroffes Gewänd und tief unten, durch die enge Ausmündung des Thales braust der Bach, dessen Frühlingsübermuth die Kiesanschwemmungen und der aufgehäufte weiße Schotter kennzeichnen, welche an der jetzt winzigen Wasserader entlang überall klafterbreit den Pflanzenwuchs zerstört haben.

Heroben an der Bergeshalde, wo Fichte und Weißtanne friedlich neben einander gedeihen und nur selten durch

ihre dichten Reihen hindurch einen Blick nach dem tiefen Wasserbett vergönnen, aus dem es so wild herauftönt — steht üppiges Unterholz. Die Sonne muß an der Abdachung mehr Kraft haben, als man denken sollte, wenn man von außen her in den finstern feuchten Schlund des engen Thales schaut. Um Baumstämme, deren oberer Theil von der Axt oder den Stürmen weggenommen wurde, schlingt sich großblätteriger Epheu und aus dem dichten Moos schaut hie und da der schneeweiße Champignon. Diese Waldwege wären ein Eldorado für jene studirenswerthen Weiber, die im Hochsommer und Herbst zwischen dem Markt und der Heiligengeistgasse zu München sitzen und Schwämme verkaufen, die man in den meisten deutschen Staaten von der Marktpolizei ins Wasser werfen ließe. Merkwürdig, daß mir die Bilder dieser schwankenden Gestalten hier begegnen!

Bei einer prächtigen Gruppe von drei himmelhohen Edeltannen bietet sich ein Ensemble von Wald- und Alpenbachscenerie, vor die ich mich, wenn ich ein Maler wäre, sofort beim ersten Anblick hingesetzt hätte, um eine jener Compositionen zu machen, von denen die guten Käufer glauben, sie könnten jetzt die Natur getrost nach Hause tragen. Dabei hätte ich das Vergnügen gehabt, das Original hundert und aber hundertmal betrachten zu müssen.

Da, wo ein Wegweiser nach der Schwarzberg-Klamm zeigt, zieht sich der Weg von unserm Berge hinab, gerade in das Geröll neben der brausenden, seichten Ache hin. Dieses Schwarzberg-Klamm ist also der officielle wahre Name. In andern Reisebüchern steht Schwarzenberg, Schwarzbach-Klamm. Wir aber halten uns an das, was an Ort und Stelle steht, und nennen sie so.

Es ist ein eigenthümliches Marschiren auf dem Kies und dem verwitterten Gestein, das die wüthenden Fluthen eines sonst so schwächlichen Wassers zusammengeschleppt haben. Viele tausend solcher Wege gibt es in den Alpen. Die Ach braust und stößt sich an den vor ihr selbst mitgerollten Hindernissen, glatten Blöcken, die Wälder ringsum rauschen, ober ihnen liegt der Schnee ruhig in schattigen Mulden und das gezackte Gestein der höchsten Höhen schaut todt und theilnahmslos in die Luft. Oft führen Dich Prügelbrücken von harzduftigem Föhrenholz von einem auf das andere Ufer des launischen Baches, der bald Arme bildet, dann wieder zusammenläuft, dann wie ein gehetztes Wild von dem einen Waldsaum der Thalsohle zum andern rennt. Auch Tümpel hat er im Kies übrig gelassen; glasklare, blaugrüne Löcher, deren Wasser für die Kaulquappe zu kalt ist, und das immer durch das lückenreiche Kalkgeröll so viel heimliche Nahrung zugesteckt bekommt, daß die Sonne in den kurzen Tagen der eingeengten Thäler es nicht aufzehren kann. Oft meinst Du nach langem Gehen an dem unstäten Ufer, endlich mit der nächsten Biegung an die Stelle zu kommen, wo der Bach als stäubender Fall vom Berg herabkommt, oder aus triefenden Felsquellen zusammenrieselt — doch Täuschung — es ist immer noch bis zur nächsten Biegung, welche dieselbe Täuschung wiederholen wird, das rauschende Wasser, das zwischen feuchtem Kies und bewegten Waldwipfeln das Thal durchfurcht.

Ein Anblick von grausenerregender Wildheit bringt mit einem Mal unerwartete Abwechslung in der Scenerie. Ein zertrümmertes Gebirg liegt in Millionen Bruchstücken von einem hohen Grat herabgeworfen am Wasser, das sich mühsam durch den Rand des Schuttkegels zwängen muß;

wie wenn tausend Pulver-Explosionen einen Hochschrofen zerrissen hätten, reicht er bis an die höchsten Rücken seiner Nachbarn hinauf. Wenn man eine kleine Brücke überschritten hat und von dieser aus den Weg weiter an einer Wand hinaufsteigt, die sich senkrecht über die grüne Ach erhebt, sieht man besonders prächtig in diese Zerstörung hinein. Es ist in der That ein durch allmähliche Auswaschung und das fortwährende Nagen der Luftniederschläge, des Eises, des Regens, auch der Stürme, wie der Hitze und der Gießbäche zerbissenes Stück Alpen, das herabgestürzt und auseinandergeborsten dem vernichtenden Element, welches man nicht nur bei Menschenwerken den Zahn der Zeit nennt, nicht Jahrtausende lang widerstehen konnte. Es ist ein Fluß, wie ein Gletscher von der Höhe ins Thal gelagert, aber nicht von Eis, sondern von Grauwacke, Kalk und Mergeltrümmern. Was für schöne Bausteine! würde ein Häuserspeculant sagen. Wie schade, daß die blöde Natur den Steinschub gerade daher geworfen hat, wo kein reeller Mann für den Quadratschuh Bauplatz nur einen Pfennig bezahlt.

Uebrigens weiter, zu unserm Weg! Er ist hier mit Geländern versehen, und nicht unnöthiger Weise. Denn der schmale Steig, die tiefe Wand, die Trümmer drüben und das wüthende Wasser unten können Einem das Gehirn so wirr machen, daß er Hören und Sehen darüber vergißt. Der Weg nimmt überhaupt jetzt eine andere Tournure. Vor Allem müssen wir uns durch ein enges Felsenthor durchzwängen, vor vielen Jahrtausenden vielleicht auch eine ebenso wilde Klamm, wie die, welche wir nachher sehen werden, nur mag sie allmählig weiter auseinandergerissen und zu einem noch menschenmöglichen Durchschliefpaß rangirt

worden sein. Dafür sprechen auch die ungeheuern Felsblöcke, die Du, wenn Du Muth genug hast, Dich über den Rand des donnernden und rauchenden Abgrundes zu beugen, drunten in der weißgrünen Gischt liegen sehen kannst. Sie waren vielleicht die Thorwölbung, die endlich unter dem unausgesetzten Andrang der gestauten, reißenden Bergwasser kopfüber und die brüllende, befreite Fluth über sie weg in den Schlund stürzte.

Hier, über der Brandung, sind an den Wänden wieder jene Schichtenlagerungen zu sehen, von denen wir oben an der Reichenhaller Straße gesprochen haben. Die Geologen haben viel über den Ursprung und die Aufthürmung solcher Lager zusammengeschrieben, aber im Ganzen wird man nicht klug daraus und schließlich weiß man über viele Stücke der alpinen Erdkunde nicht viel mehr, als der Verfasser der hebräischen Mythologie. Merkmale angeben, auseinander halten, beschreiben, Namen erfinden — darüber war man in der Geologie nie verlegen. Daß diese Schichten dem „Hauptdolomit" angehören, steht in allen Lehrbüchern, allein damit haben wir nicht viel gelernt, ebenso wenig, als mit der Wahrheit, daß sie durch den beginnenden Gehalt an Versteinerungen den oberen Muschelkeuper einleiten, dem sie zum unmittelbaren Liegenden dienen. Man darf freilich aber auch nicht ungerecht sein, und von den Herren verlangen, daß sie hätten zuschauen sollen, wie das Alles so schön geschichtet, dann umgeworfen und wieder aufgestellt worden ist.

Sieh, wie die kleine blaue Glockenblume, die dort kümmerlich an einer Ritze des „Hauptdolomits" hängt, in dem Luftzug von den stürzenden Wassern her zittert und sich unter dem immerwährenden Regen beugt, der aus der

Dunstwolke herabsickert, welche über dem sich zerstäubenden Bergstrom lagert. Auch das Täfelchen, das hier an der morschen und gefahrdrohenden Wand hängt, über welche die Wurzeln obenstehender Fichten und die zutraulichen Büsche der Legföhren hereinhängen, ist ganz feucht. Auf ihm ist zu sehen, wie ein Wanderer in die gähnende Wasserkluft, die sich einen Schritt vor ihr aufthut, kopfüber hineinstürzt. Die himmlischen Heerschaaren, die hoch oben schweben, werden sich seiner erbarmen.

Noch durch eine zweite so verfallene Klamm führt uns der enge Steig. Auch da drängt sich eine metallgrüne Fluth, unser Bach, durch Kalkwände, die hier von braunen und weißen Streifen durchzogen sind. Dort, wo das Wasser neben der Strömung zwischen Blöcken ruhige Buchten bildet, schimmern vom Boden dunkelgrüne Alpen durch den Spiegel. Du gibst Dich beim Tosen der Wasser der Täuschung hin, es müsse in jedem Augenblick die berühmte Klamm vor Deinem Auge stehen. Aber gedulde Dich — die Wasser rauschen und heulen überall in diesen Felswüsten — und Du hast noch viel weiter in die Thalschlucht vorzudringen.

Manchmal siehst Du zwischen den Fichten in einer Höhe von fünf bis sechs Fuß Bretter festgenagelt, mit einem Antritt unten. Diese sind dazu angebracht, daß die Sennen, welche mit schweren Lasten auf dem Rücken die Alpen hinaufsteigen oder herabkommen, diese dort absetzen und so ausrasten können. Hinauf gehen sie mit erdrückenden Ladungen von Brod und Salz und herab kommen sie mit eben solchen von Käslaiben. Wo es Almenhütten gibt, sieht man an den Bergabhängen und Felssteigen solche Bretter.

Endlich kommen Staffeln — Geländer — finsterer, zorniger Wiederhall kommt aus dem enger zusammengerückten Thal, die Wasser rennen mit milchweißem Schaum bedeckt daher, Treppen führen in einen schwarzen Spalt — es schlägt Dir an's Ohr wie ununterbrochener Geschützdonner — Du bist am Eingang der Schwarzberg-Klamm.

Stelle Dir einen ungeheuern Felsblock vor, der von allen Seiten gerad, krumm, spiralförmig durchbohrt ist, daß die vielen sich darin kreuzenden Wurmgänge manche seiner Theile ganz von den übrigen losgetrennt und als einzeln stehende Wand oder Säule übrig gelassen haben. Stelle Dir dann vor, wie er durch die Gewalt des innern Bohrens auch oben Risse bekommen hat und mitten durchschnitten, ein Profil darböte, wie eine von hundert Kugeln durchbohrte Scheibe; mitten in einen solchen Felsblock, den so der rasende Sturz eines Bergstroms zerbohrt hat, der jetzt in den Windungen tobt und wie wüthend durch die Irrgänge in den stockfinsteren Gewölben einen Ausweg sucht, führt Dich ein Geländer, das sich im rechten Abstand von oben, wo nur wenige Ritzen Dir den Himmel andeuten und den empörten Bächen unten hält, welche Du erst nach langer Gewöhnung an die Finsterniß entdecken kannst. Denn es ist nicht mehr ein Bach, es sind Bäche, von denen der eine dahin, der andere ihm in die Quer strömt, der eine da aufgestaut wird, der andere dort hinabstürzt und das Alles mit einem Lärm der Unterwelt in den resonirenden Felsglocken — daß Du wahrscheinlich den Schlag einer neben Dir abgeschossenen Pistole kaum vernehmen würdest.

Nimm dazu die fast gänzliche Nacht, die um so finsterer ist, je heller draußen das Sonnenlicht war — und das zwar sichere aber schwanke Geländer, das unter Deinen

Füßen zittert; das Durchkriechen durch die nassen Höhlenöffnungen und die dichten Regenwolken, die Dich durchnässen; nimm den Gedanken zu Hilfe, daß, wenn sich nur ein Nagel des Balkens löst, auf dem die Last Deines Körpers ruht, die Welt nie wieder ein Atom von Dir zu sehen bekommt und selbst Dein Todesangstschrei von dem Heulen der Klüfte, von dem Hohngelächter der Aeonen lang da hindurchrasenden Bergströme erstickt wird — sieh die morschen Balken an, die hie und da am Geländer liegen, die einst den Steig getragen und jetzt durch andere ersetzt sind, die vielleicht schon wieder ebenso mürbe sind, als die herausgenommenen, und es wird Dich jenes Gefühl überkommen, das auch dem Herrn der Schöpfung nicht erspart bleibt, wenn ihm einmal die Natur der Dinge einen Moment lang ihre unsterbliche Kraft und seine kurzen und ohnmächtigen Mühen zeigt. Hätte der Florentiner Höllendichter den Hohlweg eines solchen Gebirgsstromes gesehen, gewiß er hätte ihn an die Pforten der Unterwelt gesetzt und das wilde Rufen, Jauchzen, Wimmern und Heulen der unsichtbaren Wasser unten wäre ihm wie der fernhergetragene Schall der vielstimmigen Verdammten erschienen, deren unsägliche Qualschreie schon weit vor den Thoren vernommen werden. Der hier eingehauene versus memorialis:

Gutta cavat lapidem non vi sed saepe cadendo,

nimmt sich der Entsetzlichkeit dieser Nachtscene gegenüber matt und staubig aus, und bliebe, so lehrreich und wohlgemeint er sein mag, besser von einem Orte weg, bei dessen Betreten der Wanderer an Alles eher denken wird, als an Disticha oder Poeten überhaupt.

Wenn man Unken verläßt und auf der Straße ins Pinzgau weiter geht, erreicht man wenige Schritte vor dem Ort die Brücke, welche über den hier in die Saalach mündenden Bach führt, von dem wir eben so schreckliche Wiegenlieder gehört haben. In dem seichten harmlosen Wasser erkennt Niemand den Wütherich mehr, der oben in den Gebirgen sich die Felsen zersprengt und mit unbegreiflichen Kräften einen Weg nach den Niederungen erzwungen hat.

Von hier bis zu dem etwas über eine Meile entfernten Lofer erheben sich in der Weise eines Amphitheaters immer großartigere Blicke in das Herz der nördlichen Alpenkette. Links von unserer Brücke thürmt sich ungeheures Gebirg empor, und wenn wir gleich darauf die zusammenschlagenden Schatten des „Knie"-Passes erreicht haben, sehen wir die Saalach wieder in gähnender Tiefe unter uns, die bis Lofer immer zunimmt, weil die Straße sich an den Felsufern des steindurchzogenen Flusses immer höher und höher hinaufhebt.

Die Menge der an den Felswänden und Baumstämmen angebrachten frommen Bilder ist unzählig; und als ob auch noch etwas Besonderes geleistet werden müsse, sieht man hie und da an einer geschützten und glatten Stelle der Felswand den Erlöser oder seine Mutter al fresco unmittelbar auf den Stein gemalt. Alle Leute, die dem Wanderer begegnen, grüßen mit: Gelobt sei Jesus Christus! und Viele beten laut für sich hin, während sie auf der Straße gehen, um die kostbare Zeit nicht unbenützt vorübergehen zu lassen.

In schwindelnder Höhe über dem Fluß zieht sich die Straße endlich nach Lofer hinein, dessen Hochthal in den

deutschen Alpen an ruhiger Pracht von wenigen überboten wird. Keiner der Berge, welche auf die kreisrunde Einsenkung herabschauen, erhebt sich unter achttausend Fuß über das Meer und manche unter ihnen schützen auch in den Monaten der größten Hitze den zwischen ihre Grate gelagerten Schnee. Der blinkt dann seltsam in das sommerschwüle Thal herab, in dem er nichts Weißes sieht, als die Schaumstreifen der Saalach, welche über die glattgewaschenen Blöcke in dem tiefen Bett dahinrollen; sonst aber ist Alles grün und nur die Abhänge der Bergriesen deuten dämmernd die Farbe des Gewölbes an, welches sie mit ihren höchsten Höhen zu stützen scheinen.

Es ist jetzt Abend — und sie alle verlieren schon ihre Umrisse unter den schräg einfallenden Strahlen; die Matten neben der Straße sind thaunaß und das Rauschen des Baches im Abgrund wird immer lauter.

Die einladenden Lichter des Gasthauses zur Post leuchten heute einer buntgemischten Gesellschaft. An einem Tische sitzen drei böhmische Musikanten mit den bekannten Käppis und den braunen Gesichtern. Sie haben eine Harfe, eine Violine, eine Flöte vor sich. Dort spielen die grünrockigen Soldaten der k. k. Finanzwache Würfel um ihren Wein; hier zieht ein Tiroler mit breitkrempigem Hut grobkörnigen Käs und Schwarzbrod aus der weiten Tasche, die er nachdenklich verzehrt, und ein Schneider mit seinem milchbärtigen Gesellen arbeitet hemdärmelig an einem Bauernrock von blauem Tuch.

Ein Anderer liest aus Langeweile im Kalender, den er von der Wand genommen; seinem vergnügten Gesicht

nach müssen heuer schöne Geschichten in der „Prati"*) stehen. Er studirt die „Rundschau über das, was sich in der katholischen Kirche in letzter Zeit begeben hat". Doch scheint er bald satt zu haben, denn er bezeigt offenbare Lust, sich mit mir in ein Gespräch einzulassen. Nach einigem Hin- und Herreden theilt er mir mit, daß er ein Oberösterreicher sei, der bei der Saline von Hall in Tirol gearbeitet habe, nun aber entlassen worden sei.

— Wissen's, erklärt er mir, es ist heuer soviel Salz im Berg gewachsen, daß sie jetzt keine Arbeiter mehr brauchen, und sogar die Hälfte Salz, was alle Tage wachst, in den Inn laufen lassen müssen.

— Das Salz wachst? Wie ist denn das möglich? fragte ich.

— Nun ja, es wachst halt, wie Gras oder eine Stauden, manche Jahr viel, manche Jahr wenig. Wenn gar zu viel wachst, dann brauchen's keine Arbeiter, denn dann ist das Salz mit den Händen z' greifen.

Unterdessen wird am andern Tisch eine Krankengeschichte abgehandelt. Der eine Bauer beklagt sich, daß sein junger Knecht, ein Hirt, am linken Fuß wie lahm sei und auch immer Frost habe, wenn gleich die Hitze am allergrößten sei. Da habe er heut den Jägerfranzl gefragt, was er denn dem Buben zum Einnehmen geben solle, und der habe gesagt, er soll sich beim Apotheker Gehther und Allthee**) geben lassen, den Gehther zum Einreiben und den Allthee

---

*) Prati heißen in vielen Gegenden Tirols die Kalender. Vielleicht vom italienischen prattica Handtierung, Kundschaft, weil derselbe zugleich als Notizbuch für das Hauswesen dient.

**) Aether und Althäa, Eibisch.

zum Trinken. Und richtig gehe es dem Buben auch schon wieder besser.

Die Musikanten beginnen ihr Concert, indem sie das Lied:

Und keine, keine, keine hat
Mich so geliebt, wie Du!

als Marsch blasen, was sich so ausnimmt, als wenn man mit Schlittschuhen Bergsteigen wollte.

Mehrere Bursche in kurzen Spenzern sind in lebhaftem Streit begriffen, und der eine erhitzt sich dabei so, daß er alle Augenblicke seinen mit einer kleinen Hahnenfeder und mit Edelweiß verzierten Hut vom Kopf nimmt, sich mit der Faust die Stirn abwischt und immer wieder ruft:

— Und i bleib dabei, der Hansei hat's!

— Ach was nit gar, sagen andere und lachen.

— Den kennt's es Alle mitanand nit, des is an a'gschlagner Tropf, und jetzt wer' mer glei se'n. Die Schand laß i net hingehn. Was wett' mer, er hat's?

Er stürzt wirklich, ohne sich von den Einreden der Andern abhalten zu lassen, fort und läßt sogar sein Seidel Wein noch zur Hälfte gefüllt auf dem Tisch zurück.

Die Zurückgebliebenen wenden sich an einen Fremden — als solcher ist er durch seine Alpentouristenjoppe und sein über ihm an der Wand hängendes Ränzchen mit Plaid zu erkennen — und rufen ihm über den Tisch hinüber zu:

— Jetzt is er wegen Enk'rer Meerschaumpfeif'n fortganga.

Der Mann nimmt keine Notiz davon und liest ruhig den Boten für Tirol und Vorarlberg weiter.

Die Entwicklung dieser merkwürdigen Geschichte wird durch einen Wortwechsel unterbrochen, der vom Musikanten-

tisch herkommt. Einer der Gäste hatte nämlich die Verwegenheit, seinen Fidibus an dem einzigen zugänglichen Licht, der Kerze der Musikanten, anzuzünden, da die Petroleumlampen mit ihren abgeschlossenen Cylindern diese für Raucher so nothwendige Manipulation nicht zulassen. Darüber gerathen die Herren Künstler in großen Zorn, indem sie sich durch diesen Mangel an Rücksicht nicht zu Bettelmusikanten herabgewürdigt wissen wollen. Der Wirth intervenirt und die Discussion endet mit allgemeiner Befriedigung. Doch entsteht, wie das so oft nach stürmischen Auftritten geschieht, eine unheimliche Stille im Zimmer, über die sich Jeder, so gut er kann, hinüberhilft; der Eine qualmt stärker als zuvor, der Andere nimmt alle Augenblicke einen Schluck, die k. k. Finanzwache bestellt sich neuen Wein zum Ausspielen und der Fremde entschließt sich, wie es scheint, sogar, die Inserate seiner Zeitung zu lesen. Neben dem Kalender liegen noch zwei zerlesene ungebundene Büchlein: die geistliche Sonnenwendblume und das kleine himmelblaue Skapulier der unbefleckten Empfängniß Mariä. Ich blättre in beiden, um mir die Zeit zu vertreiben und abzuwarten, bis eine günstigere Stimmung die Fortsetzung des Gesprächs mit meinem Tiroler ermöglicht, der Miene macht, seine Pfeife für heute auszuklopfen und die Ellenbogen auf den Tisch zu spreizen. Aber er zündet sie wieder an, und mit einem Tiroler, der raucht, eine Conversation zu führen, dürfte nicht minder schwer sein, als ihm das „Salzwachsen“ ausreden, und darum lese ich ruhig und aufmerksam im himmelblauen Skapulier weiter.

Plötzlich — es mag wohl eine halbe Stunde darüber vergangen sein — öffnet sich rasch die Thür und derselbe Bursche, der vorhin so eilfertig hinaussprang — kommt

herein, roth erhitzt mit halb aufgelöstem Halstuch, offener Weste und vorne aufgeschlitztem Aermel. Er hat eine Meerschaumpfeife in der Hand, die er gerade vor den Fremden hinlegt und sagt:

— G'habt hat er's richti. Der schlechte Kerl! Und i hammer glei denkt, wie's da herin g'sagt habt's, daß enk d' Pfeifn a'geht, der Kerl hat's g'stohln. Aber d' Sach nimma kriegn, dös gibt's nit im Haus Oesterreich. I hammer denkt, i geh ihm nach, und richti triff i ihn draußten in Gumping, grad wia er ge Kammerfensterln hat gehn wolln. Gibst d' Pfeifn her, hab i glei g'sagt; ich hab'n dengescht nit lang g'fragt, und hab's iahm aus der Taschn g'nommen glei a. Da hast a no a Fotzen, *) hab i g'sagt, und bin iahm übers G'sicht kemma, daweil hat er ma aber an Arm g'holtn und 'n Spenzer z'rissen. Da habt's Enker Pfeifn wieder. Da rein soll er no amol komma, der Lump, der elendige!

Diese halb zum Fremden, halb zur Gesellschaft gesprochenen Worte des Burschen erregten allgemeine Sensation und erinnerten mich an die Berichte der Angeloi in den griechischen Tragödien, die vom Angeredeten ruhig beantwortet werden, während der Chor meist Veranlassung findet, Oimoi, Oimoi oder etwas Aehnliches zu sagen.

Nach und nach entfernen sich die ruhigen und unruhigen Gäste. Ich öffne die Fenster meiner hübschen Stube und sehe auf die finstere Gasse hinab, in welcher die Bursche noch truppweise bei einander stehen. Der hohe Steinberg schaut deutlich erkennbar herüber, andere Grate sind von

---

*) Ohrfeige.

dichten Wolken umhüllt und die wenigen Sterne, welche vom mitternächtlichen Himmel scheinen, vermögen das rabenschwarze Dunkel, welches über das Alpenthal seit vielen Stunden hereingebrochen ist, nicht zu erhellen. Unverständliches Singen, ferne Schritte, ein unterdrücktes Jauchzen — sind die einzigen Töne, welche sich neben dem dumpfen Rauschen unterscheiden lassen, mit welchem die zahlreichen raschen Wasser durch die Einsenkungen des Thales den Wiederhall ihres Sturzes senden. Noch einen Blick in die Nacht und die dunkeln, sich zerstreuenden Gestalten, und ich denke an das bekannte Schnaderhüpfl:

Schlierseeerisch — Pinzgerisch
Zammakemma bald's finster isch:
Und am Dianel Bussel geb'n,
Des is mei Leb'n.

Wenn wir am Morgen — und ich hoffe, Alle werden dies ausnahmslos mit Gefühlen des Dankes für die vortreffliche Bewirthung dieses Hauses thun — unsern Wanderstab wieder in die Hand nehmen, fallen uns in der Klarheit der Alpenfrühe die scharfen Linien auf, welche die im Norden vor das Thal gelagerten Berge in den vom Thau der Nacht gewaschenen Himmel zeichnen. Du glaubst die Natur, wie Dich, durch den Schlaf verjüngt, und der frische Südwind, der „Tauernwind" weht, wie von Dir die letzte Schläfrigkeit, so von den Hochjochen das kleinste Wölkchen weg, welches sich über ihre Kante hinüberwagen will.

Endlich aber — je weiter die Sonne über die Schneewüsten des Berchtesgadener Landes herankommt — bringt er selbst Dünste und jene Feuchtigkeit mit, die er auf seinem langen Wege über die Adria aufgesaugt hat. Der Südhimmel kleidet sich in grau und graublau; winzige, goldene Lämmerwolken schweben, noch Alpenhöhen über den höchsten Gipfeln dahintreibend, am Firmament, von dem die Sonne manchmal Minuten lang wie durch ein gefärbtes Glas scheint, und an vielen der gewaltigsten Bergrücken, wie dort am zerrissenen Hörnl, senken sich abstehende Reihen von Wolkenbänken herab, von denen die unterste schon in das Grau der Felsfärbung sich taucht, während die oberste noch blendet, wie das Tagesgestirn selbst. Es muß ein seltsames Strömen zwischen den Thälern und Jochen sein; warme und feuchte Luft, die aus dem Thale hinaufsteigt, ist oben mit einem Mal zur Schicht von Nebelbläschen geworden und die kalte herabfallende Wolke kommt als nebelnasser Luftzug zwischen den unteren Klüften an. Die beschneiten Gipfel haben das Alles schon milliardenmal gesehen; darum schauen sie auch so theilnahmslos herab; nichts regt sich an den schimmernden Spitzen. Sie träumen nach der Ebene hinaus, deren Karte mit den vielen Seen vor ihnen ausgespannt daliegt, oder nach den Eispyramiden des Glockner und Venediger hinüber, die noch hoch über ihnen ragen und mit ihrem Gipfel, wie auf die Marksteine dieses Thales, so in die dämmernden Ufer des Meeres hinausschauen, welches gegen das alte Venetien brandet.

An Bergansichten ist dieser Theil unseres Weges der reichste, den wir bis jetzt zurückgelegt. Die gleichmäßige Höhe seiner Alpen, deren Wildheit Du aus ihrem nackten Gestein, den überall herabstürzenden Wassern und den Ge-

dächtnißzeugen unzähliger Unglücksgeschichten beurtheilen kannst, gibt den verschiedenen Thälern, durch welche der obere Lauf unserer Saalach geht, ein Gepräge der höchsten Erhabenheit. Dabei befindet sich Niemand schlechter, als die Leute, die in dieser Erhabenheit leben müssen. Holzhauen und Flößen, d. h. Triften, ist fast ihr einziger Erwerbszweig, und wie fleißig er betrieben wird, das siehst Du aus den Tafeln am Weg, auf welchen neunmal unter zehn der Stamm den Kopf zerquetscht, oder das Wasser am Triftrechen den Mann mitnimmt, oder nachstürzender Schnee ihn begräbt. Die Armuth ist groß.

Als ich einmal am Allerseelentag durch das Dorf St. Martin ging, welches eben da vor uns auftaucht, zwischen die Moosache und die Saalach eingeklemmt, hörte ich die Stimme des Predigers durch die offene Kirchenthür laut auf die Straße herausschallen. Ich wollte mich an der Andacht betheiligen und schritt durch den Kirchhof, auf dem Einzelne mit brennenden Lichtern herumgingen, auf die Thür los. Es waren so viele Zuhörer, meist mit größter Aermlichkeit gekleidet, da, daß ich heraußen Posto fassen mußte. Die Worte des Sprechenden waren sehr bewegt und eindringlich. Als ich eben ankam, sagte er:

„Wenn Ihr heute neben dem Grabe Eurer dahingeschiedenen Eltern, Geschwister, Freunde, Gevattersleute kniet und fromme Gebete verrichtet, hört Ihr da nicht eine Stimme aus der Erde, welche Euch zuruft: O spendet mir ein heiliges Meßopfer!?“

In diesem Augenblick wurde mir der Zug unter der Thür zu stark und ich ging. —

Von St. Martin kannst Du auf einem steilen Pfad durch finstere Bergschluchten nach dem Paß Hirschbühl hin-

auf, über welchen die Grenze des Königreichs und des Kaiserthums hinführt. Es ist ein rauher Steig zwischen unbewohnten Einöden, über die krächzend Nebelgeier und Steinadler hinziehen. Der Richtung nach magst Du an Zeit gewinnen, wenn Du auf ihm quer durch die Hochthäler gehst, aber leicht verirrst Du Dich in den Rinnsalen der Achen, und dann kannst Du noch Stunden lang zwischen Steinblöcken und Legföhren klettern, wenn der bequemere Wanderer auf der weiteren, aber sicheren Straße, schon längst das hochgelegene Grenzhaus erreicht hat.

Da wir zu Letzteren gehören, so folgen wir der Straße, die sich durch die schweigsamen Klüfte der Saalach fortsetzt. Dort legt sich uns wieder ein breites Gebirg vor den Weg, daß Du am Weiterkommen irre wirst. Aber die nächste Ecke um die zerrissene Wand enthüllt Dir ein Thal, das Dir wieder als Sackgasse erscheint, aus dem es aber ebenso ein Entkommen geben wird, wie aus dieser steinbesäten Mulde. Es hebt sich gerade gegen Süden hinan, und die Sonne des Mittags wirft ihr Licht hinein, daß die nach Norden aus ihm herabstürzende Saalach Dir erscheint, wie ein Glühstrom, der die Gußform durchbrochen hat. Der blendende Glanz verhindert Dich, ihr Strömen zu sehen, und darum kannst Du meinen, sie bewege sich langsam, wie der Fluß von schwerem Metall, über die grauen Steine.

Dankbar bist Du der Straße, daß sie Dich gerade gegen Süden und nicht rechts in die unabsehbaren Schlünde hineinführt, aus deren wolkenfinsterer Tiefe der Schüttbach der Saalach entgegenstürzt. Es ist ein unbewohnter Grund, zwischen die Rücken der ausgewaschenen Berge hineingerissen. Du kannst Dich drei Meilen fort hindurchquälen, ehe Du

nach Tirol ins Pramauthal hinüberkommst zu menschlichen Hütten.

Uebrigens kann Dir auch unsere Straße, so breit sie ist, und um so viel mehr abstehend von ihr, auch die theils bewaldeten, theils verwitterten Wände, sein mögen, einen ungefähren Begriff von der Einöde eines rechten Alpenthales geben. In der eine Meile langen Strecke, die zwischen hier und Weißbach sich ausdehnt, siehst Du nur einige Wohnstätten. Dein steter Begleiter ist der zerstörende Fluß und der kühle Bergwind, der über Fichten und zartnadelige Lärchen an den Abhängen herabweht. Nach den unendlichen kahlen Steinzügen, die hoch oben ein Spielzeug der Wolken sind, schaust Du nicht mehr verwundert hinauf.

Doch eine der nackten Spitzen, die über den unaufhörlichen Wald hervorschauen, zieht vielleicht unsere Blicke auf sich, denn auf ihr scheint etwas zu liegen, was wie Trümmer von Menschenhand aussieht. Man glaubt, Ueberreste einer Mauer vor sich zu sehen. Und wenn wir die Geschichts- und Sagenbücher dieser Berge zu Rathe ziehen, wird unser Dafürhalten bestätigt. Es meldet nämlich die Mähr, daß jene Mauern, jetzt das Heidenschloß genannt, einst einem gewaltigen Bau angehörten, der Lambrechtsburg. Der Letzte dieses Geschlechtes der Lambrecht war ein frommer Mann und vermachte alle seine Reichthümer — und er besaß deren unzählige — den frommen Vätern, den Kirchen und Klöstern. Seine Tochter aber war ein Kind weltlicher Lust. Als ihr Vater gestorben war, vergrub sie den gewaltigen Schatz in einer Höhle, die am Fuße des Berges liegt. Darauf fing sie an, mit jungen Gesellen in Wollust und Freuden zu leben, bis der Tod sie jäh aus dem Taumel ihrer sündigen Vergnügungen rief.

Nun aber fand ihr Geist keine Ruhe, sondern mußte in der feuchten Höhle die angehäuften Reichthümer hüten; feurige Hunde, die ihr der böse Feind selbst geschickt, halfen bei dem höllischen Treiben. Aber alle diese Schrecken fürchten die armen Leute des verlassenen Thales nicht, um vielleicht zu Gold und Silber zu gelangen. Das „Lambrechtsofenloch", wie im Munde des Volks die wirklich vorhandene Höhle heißt, ist ein noch heute von abergläubischen Schatzgräbern oft besuchter Ort. Die k. k. Behörde ließ den Eingang versperren, aber die Schatzgräber kamen doch, indem sie sich von oben oder von der Seite hineingruben.

Nach Nachrichten von Solchen, welche die Höhlengänge selbst gesehen haben, führe ich an, daß der Gang, den man unmittelbar hinter dem Eingang erreicht, zwölf Fuß hoch, dreißig Fuß breit und etwa vierzig Fuß lang ist; an seinem Ende aber ziehen sich noch viele Gänge hin, die vielleicht weit in das Gebirg hineinführen. Von Schätzen war natürlich nichts zu sehen — doch sind kleine runde, glänzend geschliffene Steinchen darin sehr häufig, welche eine Zauberkraft besitzen, fremde im Auge befindliche störende Gegenstände sogleich herauszuziehen, wenn man sie dem Organ nähert. Die Leute nennen sie deßhalb Augenstoaneln.

Freundlich unterbricht das Dorf Weißbach mit seinen weißen Häusern die Wildniß dieser Wald- und Zauberschluchten. Aber die Schauer, die bis jetzt in den überschütteten, zerrissenen, unbewohnten Thälern gelegen, steigen von hier aus die Gebirge hinan, und die Oede und Unwirthlichkeit der schneetragenden Felsgrate, die in die grünen Matten herabschauen, welche, dem Auge wohlthuend, das Dörfchen umgeben, ist ungeheuer. Starr, wie Säulen des

Todes, stehen die Schrofen über dem schüchternen Pflanzenwuchs der Niederung, und nur wenige Schritte hinter Weißbach bilden sie mit ihrem Fuß jene gefährlichen „Hohlwege“, deren Schutt und Geröll über dem Kopf des hastig unter ihnen dahin eilenden Wanderers die Vernichtung des Augenblicks bereit hält.

Doch unsere Straße führt uns nach den Seen und deßhalb ein ander Mal von den Hohlwegen.

Das Beste, was wir während unserer kurzen Rast im Wirthshause zu Weißbach thun können, ist, daß wir zum Fenster nach jenem Bergrücken hinausschauen, dessen oft verhüllter Rücken nicht mit Unrecht den Namen „Nebelsberg“ führt. Langgedehnt stützt sich sein Grat an die Buntsandsteinwände des Hochkranz, dessen fast immer beschneiter Gipfel trotzig aus dem Himmel schaut, während noch weit unten, an den Grenzen seiner Matten, verwirrte Wolken ziehen.

Kaum eine Viertelstunde von diesem Hause entfernt, an der Straße, welche in steilen Krümmungen den Berg hinaufzieht, senkt sich ein schmaler Wiesenpfad nach den Kalkklüften, durch welche der von der Hocheisspitz kommende Weißbach stürzt und von ihnen zusammengedrückt und aufgestaut jene unbeschreiblich prachtvolle Reihe von Wasserfällen bildet, welche in den Reisehandbüchern als „Seisenbergklamm“ berühmt ist. Das Erste, was man von ihr, wenn man, vom Donner der Wasser geführt, der Schlucht zuschreitet, gewahrt, ist die finstere Tiefe mit den hölzernen Gallerien, unter welchen der eilige sprühende Schwall kaum mehr zu erkennen ist. Das sieht man von einer kleinen Brücke aus, über welche der Zugang führt; sie verbindet die beiden Kluftwände, und Mancher, der Willens ist, die

Klamm zu besuchen, wird nicht ohne gelindes Frösteln in den Abgrund blicken, in den ihn, wie er sieht, die hölzernen Staffeln und Brückchen hinabgeleiten. Zur felsigen Tiefe und zum Geheul der Wasser schreitet er hinab; mit jeder Treppe, die er hinter sich hat, sieht er den Schaum, welchen die Mündung des Höhlenganges entläßt, näher und überstäubt ihn mehr und mehr das Regenbad, welches die von den unbeweglichen Wänden zurückgewiesenen, aufgebäumten Wallungen nach oben in die wärmere Luft senden. Endlich geht der Steg gerade in die Kluft hinein und der Besucher kann, wenn er vor dem ungeheuren Lärm seine fünf Sinne bei einander zu halten vermag, eine Vergleichung zwischen den Wirkungen anstellen, welche der Wasserdonner im Schwarzberg und der im Seisenberg auf ihn hervorbringt. Ich glaube, der letztere wirkt betäubender, weil seinen Anfang ein bedeutender Wasserfall bezeichnet, dessen Rauschen, schon in der Ebene weit vernehmbar, hier vom tausendfachen Echo der Wände verstärkt wird. Dagegen ist im Allgemeinen die Klamm des Seisenbergs nicht so finster, und darum minder entsetzlich, denn ihre Klüftung steht weiter auseinander und es schaut mehr Himmel und mehr Grün herein. Aber dennoch wird es nur Wenige geben, denen nicht, so zu sagen, fast ein Stein vom Herzen fällt, wenn sie wieder festen Fuß unter sich haben, und Viele werden froh aufathmen, wenn sie an dem Gitter, welches den Zugang zu der brüllenden Kluft absperrt, ihren Blick wieder in die tiefe Bläue der jenseits aufsteigenden Alpen senken können und sie die Sonne erblicken, welche neben Dir die pyrenäische Melisse zum Leben geweckt hat und auf den unbelebten Giebeln Rosetten von siebenfarbigen Strahlen anzündet.

Gerade an diesem Gitter bleibe stehen; Deinem Auge steht kein niedriger Gegenstand, nichts, was im beschränkten Thale es oft hindert, ein Hügel, ein Wald, ein Felsblock, im Wege. Frei schaust Du von dem hohen Standort über die in rauchähnliches Blau versenkte Niederung hinüber nach der anderen Kette, deren Gipfel in dem reinen Licht wie Triumphatoren erscheinen über die unter sie versenkte Welt; oft zuckt es um die von Strahlen wimmelnden weißen Häupter wie klaffendes Lachen über die Eintagswesen in den tiefen Thalwannen, und gerne verhüllen sie sich dann, um unbehelligt von ihren Blicken mit dem Aether zu spielen, den ihr Hauch noch nie getrübt hat.

Steil und mühevoll windet sich die Straße bergan und die langsamen Schritte, zu welchen uns der beengte Athem nöthigt, geben uns Zeit, mitunter nach den Blüthen zu schauen, welche der enge Saum zwischen dem bis an die Straße heranziehenden Wald und den oft neben diese gelagerten Blöcken zu beherbergen vermag.

Da erblickst Du hie und da die Berg-Valeriana, die alpine Barthia und selbst eine Wiesenpflanze der Hochalpen, die duftige engblätterige Nigritella, hat sich in das kurze Gras unter die Gentianen gewagt. Von diesen vermissest Du die gelbe — und das ist ein Wunder. Denn diese weit verbreitete Blume, welche das ganze bairische Gebirge, Tirol und die Schweiz schaarenweise bewohnt, ist noch niemals östlich der Saalach, im Berchtesgadener Gebiet oder Salzburg gesehen worden. Die Botaniker wissen von ähnlichen Erscheinungen mancherlei zu berichten, und Otto Sendtner, welcher die Flora unserer Berge am besten gekannt hat, gibt sechszig Pflanzen in diesen durch Klima, Bodenbeschaffenheit und Erhöhung so gleich gearteten Ge-

genden an, deren Grenzen durch nichts Anderes, als durch Flüsse bezeichnet sind. So erzählt er von dem pannonischen Enzian, dessen Sitze vom Böhmerwald an sich durch die ganze große Alpenkette von Krain, Steiermark, Tirol und Baiern bis an den Lech und die Eisack erstrecken, daß er an diesen beiden Flüssen plötzlich Halt und von ihnen an gegen Westen, gegen die Schweiz, Front mache. Er fragt mit Recht: Welcher klimatische Factor durchschneidet wohl die Alpen in geraden Linien? Wir kennen auch keine Bodenverhältnisse, deren Grenzen mit solchen Linien zusammenfielen; denn ihrer Länge nach durchschnitten haben die Alpen so ziemlich übereinstimmende geognostische Verhältnisse. Es ist mithin kein Zweifel, daß neben klimatischen Pflanzengrenzen auch rein geographische existiren. Das heißt, die Pflanzen sind nicht überall so weit verbreitet, als ihnen etwa Boden und Klima günstig wären, sondern ihre Verbreitung erleidet eine gewisse Beschränkung, welche durch die geographische Entfernung von ihrem sogenannten Schöpfungsmittelpunkt bedingt ist.

Auf unserm Wege, der sich wie eine rechte Alpenstraße im Zickzack die Höhen hinaufwindet, gibt es noch viele wunderschöne Berganſichten, je nach der Richtung, in welcher er sich in die Schluchten windet. Meist ist es der beschneite Kammerl, an den hinaufzusehen uns noch immer eine halbe Halsverrenkung kostet, obwohl wir selbst schon auf einer Höhe von weit über zweitausend Fuß heraufkeuchen. Bald aber tauchen am nördlichen Himmel, zwischen den Felsensatteln des Hundsfuß und den auslaufenden Schrofen des Hocheishörnl gar seltsame Ungethüme herauf; je weiter Du hinauf kommst, desto mehr heben sich die ungeschlachten Massen, noch immer ihren Fuß verhüllend, hinter der Joch-

Höhe empor, der Du Dich langsam näherst, ohne Deinen Blick von jenen Denkmälern einer unsäglichen Verwüstung trennen zu können. Endlich stehst Du oben — und nun wunderst Du Dich, wie viel Schweiß Dich die Ersteigung dieser unbedeutenden Höhe gekostet hat, denn Du stehst, obwohl hier 3537 Fuß über dem Meere, doch gerade nur 1551 Fuß über Weißbach. Was Dein Auge zuletzt beim Emporklimmen gefesselt, sind die grandiosen Wüsten der Mühlsturzhörner — fürwahr eines der ungeheuersten Stücke „Dachsteinkalk", die uns bisher am Weg gestanden sind.

Damit wollen wir jedoch den Kammerl auf unserer Wegseite nicht herabsetzen, von dem mir ein Mal ein Straßenarbeiter auf meine Frage, ob denn der immer so voll Schnee liege zur Antwort gab: der ist wie ein Schneider; er hat das ganze Jahr nur einen Rock an.

Die Mühlsturzhörner haben deren zwei, einen graubräunlichen für die kurze Sommerfeier und den weißblinkenden, den sie zwei Drittel des Jahres nicht ablegen. Eben sind sie in Begriff den ersteren ab- und den anderen anzuziehen. Von einer Menge von Bergen, die viel höher sind, kann man behaupten, daß sie nicht entfernt denselben gewaltigen, ich möchte sagen, trostlosen, Eindruck hervorbringen. Eine solche Zertrümmerung der hohen Sättel, solche Zinken, Sägen, Hörner, Spaltungen, Pyramiden, Thürme, Blöcke, Geröllhaufen — alle von einem Bergrücken getragen, wirst Du selbst in dem der Zerklüftung so leicht zugänglichen Zug der Kalkalpen selten sehen.

Doch mag das in so ungeheurer Ausdehnung angelegte Bild des organischen Todes überraschen, erschrecken — fesseln kann es auf die Dauer nicht und darum ist es uns

nicht unliebsam, daß uns eine der gastlichsten Stätten der Berchtesgadner Hochalpen wieder Gelegenheit zum Verkehr mit Menschen gibt. Denn das Wirthshaus von Hirschbühl ist nicht bloß wegen der Vortrefflichkeit der vorgesetzten Gerichte sondern auch wegen der Liebenswürdigkeit der braven Hausfrau zu preisen, ein Vorzug, der nach einer tagelangen Wanderung durch steinige Wüsten nicht minder zu den Freuden des Reiselebens gehört, als der saftigste Hirsch- oder Gemsbraten. Wenn Dir der letztere ein bis jetzt unbekanntes Gericht ist, so darfst Du es dem gnädigen Zufall danken, daß er Dich hieher geführt hat. Denn nirgends im weiten Reich der bewegten Alpenwelt unseres Landes, wirst Du ihr edelstes Wild so köstlich zubereitet finden. Auch die Forelle, die im kalten Bach des Jochs geholt wurde, kannst Du draußen im Brunnentrog munter herum schwimmen, oder träg auf dem Bauch liegend mit den Flossen fächeln sehen — ein Wort und sie steht mit verkalkten Augen auf Deinem Tisch.

In der Flur sitzt ein armer Handwerksbursche, der sich den Schweiß abwischt, welchen ihm das Heraufschleppen seines Felleisens gekostet hat. Lange war er vorher draußen vor dem Schalter des bairischen Paßbureaus gestanden, die Mütze demüthig in der Hand, und im schneidenden Wind der Höhe wartend, bis der barsche Mann des Verkehrs ihm das schmutzige Buch wieder hinausreichte.

In der saubern Küche sitzt ein Weib, das mit den Ueberresten der Speise vorübergegangener Reisender mildthätig genährt wird und dafür der Wirthin die widerstrebende Hand küßt. Wir aber setzen uns um den Braten vom „Rennthier der Alpen", wie man die Gemse genannt

hat, dessen Substanz und Beize gleich ausgezeichnet zu werden verdient; Wunder ist übrigens kein großes dabei, denn wo ist ein Revier wie dieses, in welchem der üppige Pflanzenwuchs der Thäler bis zu den Hochmatten hinanreicht und die unbekannten oder selten beschrittenen Wüsteneien der Schrofen und Felsrücken, von Eis und Schnee begrenzt und von Abgründen beschirmt, den antilopenfüßigen Thieren ebenso viel treffliche Nahrung als Schutz bietet? Trinken wir noch eine Halbe Rothen dazu; denn wir feiern zugleich unsern Abschied von dem Grenzbezirke Oesterreichs, den wir, um jene Gebirgsstöcke zu umgehen und die Klammen zu betrachten, durchwandern mußten und stehen wieder an der Schwelle unseres Königreiches, in welchem das Bier — und nicht immer das einladendste — das A und das Z aller Erfrischungen ist. Möge das Andenken der Herrlichkeiten dieses Landes sich warm in uns niederlassen, wie das Feuer dieser Rebe! Zwischen Eis und Schnee, zwischen den Felssturz und die kalte Steinwüste gehört sich ein Trunk vom Lande, das im Sonnenbrand glüht und wie ein unverwelklicher Garten zwischen den Wassern lauer Flüsse grünt.

Die Legföhren, Latschen, welche über den aus schneebedeckten Mulden der Mühlsturzhörner herabgestürzten Schotter bis fast an die sturmverwitterten Grate hinan in dichten Büschen wachsen, sind eine willkommene Atzung der Gemsen und ein sicherer Versteck der Alpenhasen. Es ist dieß derselbe im Winter weiße Hase, der in den hochnordi-

schen Ländern den gemeinen Hasen ablöst und in Sibirien oft schaarenweis durch's Land zieht. Man mag das wieder für einen schönen Fingerzeig halten, wie viele Aehnlichkeiten das Klima bietet, wenn man vertikal in die Höhe steigt, oder sich horizontal den Polen zu bewegt. Ueber dieses harmlose Thier ist unter den Gastronomen ein förmlicher Streit ausgebrochen. Die einen sagen, der Genuß der Latsche verderbe sein Fleisch und mache es geschmacklos und fad; die andern, wie Tschudi, finden es vortrefflich. Aus eigener Erfahrung bin ich leider genöthigt, mich den Verächtern des lepus variabilis beizugesellen; ich begreife nicht wie der gute lepus timidus hinter dem saftlosen faserigen Fleisch dieses Weißpelzes hat zurückgesetzt werden können. In Tirol ist die Frage übrigens längst entschieden: der Preis des weißen steht weit hinter dem des Feldhasen zurück.

Doch, da sich keiner von den scheuen Bergbewohnern sehen läßt, kümmern wir uns auch weiter nichts mehr um sie und wandeln raschen Schrittes die Straße hinab, welche auf dieser Seite ziemlich jäh gegen die dunkeln Schluchten abfällt, in welche sich die Abhänge der Mühlsturzhörner falten, ehe sie ihren untersten Rand den Fluthungen des Klausbaches preisgeben, der mit uns gleiche Richtung, wenn auch nicht gleichen Schritt haltend, von den Krystalldecken des Hocheisspitz herabfällt. Rhododendren und hoher Aconit stehen zwischen den Legföhren am Straßenrand und nicht selten überrascht uns in der Entfernung von wenigen hundert Schritten eine dickbekrustete schmutzige Schneefläche, die zwischen die breitesten Wände der Abstürze eingelagert, der Sonne des verschwundenen Sommers selbst in dieser Niederung zu trotzen vermocht hat.

Wunderbar ist auf den Hörnern des Mühlsturzjoches die enge Nähe der unübersehbaren Zertrümmerung und der dichtesten, üppig dastehenden Nadelwälder. Hier ist der aufgewühlte, schuttbedeckte, von eisigen Blöcken umlagerte schwanke Geröllboden, auf dem kaum die Flechte gedeiht und schwerlich so viel Krumen Humus zwischen den Ritzen liegen, daß sie zum Leben eines Mooses hinreichend sind, und eine Spanne, eine Handbreite, weit davon, erhebt sich das satte Grün der Fichte und nicht selten erspähst Du selbst die abgestumpfte Pyramide der duftigen Zirbe.

An einem Punkte aber hat die Oede, welche lebensfeindlich sich um die kahlen Höhen legt, die Vernichtung über diese Wälder und bis in die Bachschlucht herabgerollt. Doch wollen wir das nachher betrachten und uns die gerade über das mit Millionen centnerschwerer Blöcke bestreute Bett des Baches gebaute Klause ansehen. Diese ist ein hölzernes Gebäude, in der Mitte mit einem Rechen und Durchlaß versehen.

Es hat den Zweck, den über das weite Geröll auseinanderrieselnden und deßhalb seichten, wenn auch raschen Bach des kalten Berges so aufzustauen, daß die Holzscheite, welche etwa auf den Kies hinausgespült oder zwischen Felsblöcken verschlagen liegen, durch die sich hebenden Wasser wieder in Bewegung gebracht, an die „Klause" hingetrieben und dort in dichten Haufen aufgefangen werden. Wenn Du aber in die Klause, die einem bedeckten Brückenübergang ähnlich sieht, hineinschaust, so siehst Du neben einem schmalen Gang links und rechts Behälter mit ungeheuren Steinen, welche Dich nicht mehr in Verwunderung setzen werden, wenn Du bedenkst, daß das schwache Gebäude dazu

bestimmt ist, einen Alpenstrom aufzuhalten, der noch dazu mit der Wucht von unzähligen Holzscheiten beladen dagegen drückt. Hier muß die Gegenlast groß und die Kraft, mit der die Holzpfeiler, welche das Ganze tragen, in die Erde eingekeilt werden, eine so mächtige sein, daß sie vom ärgsten Unterwühlen und Ausspühlen nicht ausgegraben und umgelegt werden.

Dies Alles erklärte mir ein schlichter Mann in grauem Jägergewand, der, wenn auch nicht in dieser Gegend der Berge, sondern drüben am See von Zell wohnend, Alles wohl verstand, was in den wilden Thälern vom Menschen getrieben wird, um der gewaltthätigen Natur etwas von ihren schwer zugänglichen Erzeugnissen abzugewinnen.

Die Lebensgeschichte dieses Menschen hatte selbst etwas von dem Wesen der Natur an sich, in der wir dahinschritten. Schon im achtzehnten Jahre — erzählte er mir — war er ein so bekannter Wildschütze gewesen, daß er im Baierischen herüben so zu sagen fast vogelfrei war und sich Niemand darum gekümmert hätte, ihn eines Tages zerschossen zwischen den Schrofen des steinernen Meeres zu finden. Kein Bauer wollte ihm mehr eine Unterkunft geben und selbst in den Sennhütten war er ein gefürchteter Gast. In dieser Noth und Verlassenheit gedachte er sich das Leben zu nehmen, wollte aber vorher noch einen kleinen sechsjährigen Bruder, der außer ihm Niemanden mehr hatte, auch aus der Welt schaffen, damit er nicht bei fremden Leuten verkümmern müsse. Schon hatte er seinen „Wender"*) ge-

*) Eine Doppelflinte, die nach einer Art Revolversystem eingerichtet ist.

laden und wollte noch an demselben Abend den Frevel ausführen, als ihm der gnädige Zufall einen Bauern in den Weg führte, der, ohne sich um die öffentliche Acht zu kümmern, welcher der Jüngling anheimgefallen war, ihm vorschlug, bei ihm als Knecht zu dienen. Er nahm es an, kam allmählig auf bessere Wege und ist jetzt herrschaftlicher Jäger, wo er seine vortrefflichen Kenntnisse im Weidwerk gefahrlos und besser verwerthen kann, als im unstäten, blutigen Getriebe der Wildschützen.

Dort rechts, vom Hocheis herab, glänzt tief ins Thal vorgeschoben eine Schneefläche mit jenem matten Lasurglanz, welcher nur dem Schnee der Hochalpen eigen ist, am meisten und kräftigsten aber beim Eis dichter Gletscher wahrgenommen wird. Doch zeigt er diese Erinnerung an die Farbe des Firmaments, dessen reinster Niederschlag er ist, nur, wo er sich in großen Schichten, in Masse aufgehäuft findet, und sehr würde sich der täuschen, welcher glaubte, er könne etwa ein Muster solch' blauen Schnee's wohlverwahrt mit nach Hause nehmen. Es wäre ein Irrthum, wie der, wenn man in einem Glas, das man in einen See der Hochalpen taucht, eine stahlblaue oder smaragdgrüne Flüssigkeit zu schöpfen erwarten würde.

„Das Innere des Gletschergewölbes, heißt es in Simony's Dachsteinbesteigung im Winter 1843, gewährte einen prachtvollen Anblick durch den Glanz der Farben von blau, grün und weiß. Wallner hieb sich einen Brocken des prächtig blauen Eises ab, um es den Hallstädtern zur Bewunderung mitzubringen, fand aber zu seinem Erstaunen, daß das Eis, nachdem es von seiner Hauptmasse losgetrennt war, völlig klar und wasserhell aussah, weßhalb er es auch liegen ließ."

Ganz dasselbe, lieber Leser, würde uns begegnen, wenn wir das Gleiche mit jenem blauen Schnee versuchen wollten. Mir ist aber auch schon öfter vorgekommen, daß die Schneedecke auf der Oberfläche ganz weiß und blendend aussah, wenn man aber mit einem Gegenstande in sie hineinfuhr, ein Spalt entstand, der einen ganz leisen blauen Dämmerschein zeigte, welcher vielleicht bei größerer Tiefe noch intensiver geworden wäre. Am besten sieht man das auf sehr hohen Lagen und bei frisch gefallenem Schnee. Die viel größere Trockenheit des Schnee's in jenen Schichten der Atmosphäre mag mit ein Grund zu dieser seltsamen Erscheinung sein.

Nun haben wir den Saum jener Vernichtung erreicht, von der wir schon weiter oben fern wahrnehmbare Spuren erblickten. Zwei ungeheure Ströme riesiger Felsblöcke liegen da, vom Gipfel bis zum Spiegel des Bachs im Thal; sie haben klaftertief jedes Leben mit Stumpf und Stiel ausgerottet. Ich will es Dir durch einen, vielleicht kindischen, Vergleich erläutern. Bilde mit einem Buch eine schiefe Ebene, so daß es im stumpfen Winkel auf Deinen Tisch auffällt. Dann schütte eine Büchse Streusand über das sanft geneigte Buch, so daß noch Körner von ihm den Tisch erreichen. Stelle Dir nun vor, jedes dieser Körner sei ein Block von mehreren Klaftern Höhe und Breite, und die Fläche Deines Buches sei der Abhang, der sich an 8000 Fuß bis gegen den Grat des Stadel- und Mühlsturzhornes hinaufzieht; stelle Dir zwischen diesen Blöcken noch aufgehäufte kleine Steine und unübersehbaren Schutt und zerschlagenes Geröll vor, und Du wirst Dir gestehen, daß ein Berg, der aus dem Mond herabstürzte und an den Firsten unserer Alpen zerschellte, keine furchtbarere Trümmeranhäufung

in ihre Thäler hineinwerfen kann, als die geborstenen Kalkgrate von dort oben herab.

An Halden und durch herabsteigende Wälder führt uns die Ache weiter nach der Raben-Au (Ramsau). Oft sind ihre Ufer mit dicken Quaderblöcken eingelegt, um ihren Uebermuth einzuschränken, wenn die Schneeschmelze des Frühjahres oder das Weichen des Eises im Sommer oder dessen Hochgewitter die getrübte Fluth über die Ufer jagen wollen. Dann treiben Baumstämme mit den zackigen Wurzeln nach oben im gelben Schaum; die Blöcke des Bettes werden weiter geschoben, ihre Zwischenräume mit Geröll ausgefüllt, und so oft mitten im Bach eine neue Wehr geschaffen, an der er sich dann verwundert aufbäumt. Doch vergrabt dies Alles das stille Becken des Hintersee's, den er mit der Zeit, nachdem er ihn von einer ohne Zweifel bedeutenden Größe zu seiner gegenwärtigen herabgebracht hat, wohl noch ganz mit seinem Schotter ausfüllen und dem Bearbeiter eines späteren „Seebuchs" die Mühe sparen wird, sich mit der fast eingesickerten Lacke zu beschäftigen.

Endlich erweitert sich die enge Schlucht, die Mühlsturzhörner, der Brettstein und die übrigen Hintermauern dieses Thales treten zurück und der weite Kessel liegt vor uns, den einst die Fluth eines großen Wassers belebte, jetzt der Spiegel eines kleinen Seebeckens ausfüllt.

Zur riesigen Höhe von neuntausend Fuß hebt sich rechts die Spitze des Hochkalter hinauf, die in Schnee begrabene Nachbarin des Watzmann, von dem sie die schuttüberlagerte Schlucht des Wimbachthales trennt, in dessen unkennbare Tiefe beide lothrecht sich hinabsenken. Weiter nach Norden starrt jenem der Steinberg entgegen, mit seiner

Kante einem hochgrätigen Fischrückenmark vergleichbar, dessen Wirbel, unersteigbare Felsen, durch Schneegründe von zweifelhafter Dicke und Tiefe auseinandergehalten werden. Von drüben aus dem Berchtesgadener Thal schaut der graue Göhl herein und weiter nach rechts im Vordergrund erblickst Du den zweizinkigen Watzmann, von hieraus nicht mehr entfernt kenntlich als das plastische Gebirg, welches die weltberühmte Alpenstaffage von Berchtesgaden bildet, sondern ein breiter, schneebedeckter Rücken.

Diese alle nun vermag der Spiegel des Hintersee's über die grünen Vorberge hinüber aufzufangen und ihr Bild umgekehrt in jener zauberhaften Verzärtelung und Linienweichheit zurückzugeben, wie es nur die krystallklaren tiefen Gewässer der Alpen thun. Ein photographischer Apparat würde mit gleicher Schärfe die Felsriesen wiedergeben, die in das unermeßliche Blau des Himmels ragen, wie ihre Abbilder, die in das ebenso unermeßliche umgestürzte Gewölbe im See tauchen. Neben einander gestellt, wären solche Bilder unvergleichliche Stereoskopen.

O seht sie oben funkeln!
O seht, wo Seeen dunkeln,
Entzündet rings die Fluth!

Ein Spiegel ist der Hintersee — das feuchte Auge jener großen Natur, aus dem ihre eigene Erhabenheit leuchtet. Ein Auge ist er — darum vermag er, die auf Meilen zerstreuten Herrlichkeiten mit seiner Krystallinse zu sammeln und sie wieder, wie selbst entzückt, leuchtend von der in seinem Grunde ruhenden Schönheit, in die empfängliche Luft zurückzustrahlen. Wenn diese ruhig über ihm lagert, ist es

eine blendende camera obscura. Gehst Du an sein Ufer, so siehst Du zuerst in seinem Grunde beeiste Gipfel, dann Fels, dann Matten, und endlich blickt Dich am Rande selbst das Rohr des Ufers im Wasserbild an, und oft ist er so überirdisch hell, daß Du im ersten Hinsehen die Grenze zwischen der wirklichen aufstrebenden und der scheinbaren im trügerischen Spiegelbild zitternden Welt nicht zu erkennen im Stande bist.

Und schaust Du über die herrlichen Haine hin, welche an seinen östlichen Strand herankommen, so siehst Du unter den lichten Stämmen der Buche und dem durchsichtigen Geäst der Lärche das rechte Kind des Bergwaldes stehn, den schattenreichen Ahorn, welcher das einsame Leben in Büschen liebt. Gern weidet in seiner Kühle das launenhafte Volk der Ziegen und wohlgenährte Rinder tummeln sich auf den feuchten Rasenplätzen am baumreichen Ufer der Ache.

Deßhalb vergeht aber auch kein Tag der schneefreien Jahreszeit — bis spät in den November hinein, an welchem Du neben dem Ufer nicht einen Jüngling sitzen sehen kannst mit dem Pinsel und der Palette in der Hand, welcher es versucht, die Farbeneindrücke der großen Landschaft auf irgend einem Bild, das er für eine hauptstädtische Ausstellung und seine Zukunft bestimmt, festzuhalten. Darum erblickst Du oft die rosafarbenen Wände des Göhl im Abendlicht, den schimmernden Hochkalter, die Klüfte des Steinberges, die undurchsichtigen Fluthen des kleinen Sees selbst, in den Zimmern wohlhabender Kunstgönner. Oft mag die Luft des Hochthales die jugendlichen Finger erstarren wollen — aber ein Hauch, der aus dem Herzen

kommt, erwärmt sie wieder und sie fahren fort, Töne aufzutragen, den Augen folgend, die an der gewaltigen Schönheit hangen.

Drinnen im Wirthshaus — einem hübschen, reinlichen Bau — ist heute eine große Erbärmlichkeit zu sehen.

Ein Weib, dem man eben ziemlich magere Knochen als Almosen gegeben hat, erzählt, daß vorige Woche ihre hölzerne Hütte weggebrannt ist. Sie und ihr Mann mit fünf Kindern sind obdachlos. Sie hat ein schmutziges Zeugniß, welches das Unglück und ihre Hülfsbedürftigkeit bestätigt. Gestern Nacht, erzählt sie, wurde sie von einem armen Weibe mitleidig in Obdach genommen; als aber der betrunkene Mann heimkam, tractirte er sie Alle mit Stockschlägen und warf sie, die Frau und die fünf Kinder, vor das Haus ins Freie hinaus. Erst mit Tagesanbruch durften sie sich wieder in die Hütte wagen.

— Wenn ich mein Haus wieder ganz dastehen hätte, aber eine sol che Frau sein müßte – darum möcht' ich nicht tauschen, sagt die hungerige Bettlerin.

Es denkt wohl Jeder sein Amen dazu.

Fort mit dem unerfreulichen Bild! Da drüben in der Nähe des Sees steht ein Bauernhaus, an dem ich einmal bei einer seltsamen Gelegenheit lustige Dinge erfuhr. Es war ein heißer Tag, gerade der Tag der Sonnenwende, als welcher beim Volk das Fest des heiligen Johannes gilt.

Ich war in der Nähe durch Kreuzwege, von denen ich nicht mehr wußte, ob es Steigen seien oder vom Viehtrieb herrührten, irr gegangen und ganz im Zweifel über die Richtung, die ich einzuschlagen hatte, um den richtigen Weg nach dem Taubensee zu finden, der mit seinen Inselchen hoch oben in den Gebirgen an der Schwarzbachwacht liegt. Weit und breit war Niemand zu sehen, der mir hätte Auskunft geben können, und so entschloß ich mich denn, an einem Bauernhause zu klopfen. Ich thue das zwar nicht mit Vorliebe; denn wenn die Thür nicht verrammelt oder verriegelt oder von einem bissigen Hofhund bewacht ist, findet man in der Regel im ganzen Haus Niemanden, als vielleicht im hintersten, rußigsten Winkel ein paar über den Eindringling verstörte Gesichter oder ein altes Weib, welches Erklärungen gibt, aus denen kein Mensch klug wird. Oft muß man auch — weil die Leute alle harthörig sind — und drinnen das Pochen an die verschlossene Thüre nicht vernommen wird, an's Fenster klopfen, das natürlich Jahr aus Jahr ein mit äußerster Sorgfalt verschlossen gehalten wird. Wird doch auch im Hochsommer gerade so gut in den großen Ofen der Stube eingeheizt, wie im Januar. Also ich klopfte an das von Schmutz fast undurchsichtige und an vielen Stellen mit Papier verklebte Fenster — keine Antwort. Doch hörte ich die Uhr picken, und es schien, als gingen leise Tritte im Zimmer hin und her. Endlich strengte ich mich an, und was sah ich? Eine Dirne — wohl hoch in den Zwanzigern — stand ängstlich mitten im Zimmer, entkleidet, und selbst jenes nothdürftigsten Kleidungsstückes baar, welches die übergroße Mehrzahl auch der nur halb civilisirten Menschen bis ins Bett mitzunehmen pflegt. Doch hatte die runzelige Gestalt wenig

Dianenhaftes — und ich ging gern fort, völlig im Unklaren, was ich von der Geschichte denken sollte.

Endlich fand ich den Weg und nach kaum einer Stunde, bei Antenbühl, erzählte ich einem desselben Wegs kommenden Burschen, der mich eine Strecke weit begleitete, die wunderbare Geschichte.

— Hat's Mensch koan Besen nit bei iahm g'hobt? fragte er, unverwundert. — Ich erinnerte mich in der That, hinter ihr, am Bette lehnend, so etwas wie einen Stallbesen gesehen zu haben.

— No, dös is a so. Wenn oans am heutinga Tag nackat kehrt und in da Stuabe umannanda laft — die heirath no dasselbige Jahr der Bursch, der z'erscht neischaugt oder in d'Stuabe nei' kimmt.

In diesem Falle nun, wie gewiß in manchen anderen, ist das Loos nicht eingetroffen, und wenn die Sonnenwendtage in späteren Jahren keinen gläubigeren Neugierigen herbeigeführt haben, so ist jene Schöne immer noch Stallmagd im Bauernhaus bei Antenbühl.

Bei dieser Begegnung erzählte mir der Bursch auch noch von andern seltsamen Bräuchen. So waschen sich am St. Thomastag (den 21. Dezember) die Dirnen und dürfen sich nicht wieder selbst abtrocknen. Ein Anderer muß ihnen das Handtuch reichen, womit sie abgetrocknet werden, und dann wird ihnen ein mit Wasser gefülltes Becken vor das Gesicht gehalten, in welchem sie alle Ereignisse des kommenden Jahres voraussehen. Gewöhnlich wird dabei der Scherz aufgeführt, daß die Andern das Handtuch schwärzen, und die Neugierige im Wasserspiegel dann weiter nichts sieht, als ein rußiges Gesicht.

Auch horcht man gern an jenem Tage zum großen

Loch des Backofens hinein und hört aus dem Schwirren in dem zugigen Gemäuer Stimmen heraus, denen Prophetengabe zugeschrieben wird. Ein schlauer bairischer Mühlbursche, der drüben im Salzburgischen im Dienste stand, schrieb sich das hinter die Ohren und versteckte sich im Backofen, weil er voraus wußte, daß die Müllerstochter zur Zeit, wo Niemand draußen war, herkommen und ihr Ohr an die Thür halten würde. Als sie wirklich kam, flüsterte er: Du heirathest dies Jahr den Knecht Andrä. Der Knecht Andrä war er, und wen sie wirklich heirathete, das war auch er.

Demselben Burschen verdanke ich auch die Bekanntschaft mit dem Mittagsmahle der Gegend, fette, im Schmalz abgezogene, Küchеln — ein Luxus, den sich der ärmere Bewohner der Berchtesgadener Gebirge fast nie erlaubt.

Der kurze Weg vom Hintersee nach der Ramsau führt wie wir gesehen haben, rechts an den reizendsten Baumgruppen, links aber, wenigstens anfangs, neben dem Moor her, welches vom ehemaligen Stand des Sees zeugt. Bald aber ist er links und rechts von felsigen Böschungen begrenzt, auf denen noch im November zwischen den Gräsern die stahlblaue stiellose Pneumonanthe blüht. Auch erblickst Du in diesem trüben Monat oder noch später, wenn der erste Schnee gefallen ist, oft den Kolibri unserer Alpen, den Mauerläufer mit seinen rosenrothen Deckfedern sich an solchem Gemäuer festkrallen. Dann zieht er aus den breiten Fugen zwischen den bröckeligen Steinen allerlei Puppen und

Larven, die er, mit halbausgespreizten Flügeln herumkletternd, behaglich verzehrt.

Wieder bietet Dir ein kleines Wasser, an dem die Straße vorüberführt, ein spiegelndes Bild der Gegend. Die krummen Furchen, welche Frühlingsströme durch die Wälder der Vorberge herabgerissen haben, erschienen darin nach der andern Richtung hingeneigt; die höhern Giebel aber wirft die finstere Welle nur so unkenntlich zurück, wie die großen schwarzen Glaskugeln, die unsere Väter in Sommergärten zur Belustigung aufzustellen pflegten, es mit ihren Landschaften machten. Nun taucht auch der abgeplattete Jäner aus dem Berchtesgadener Thal hervor, und genau siehst Du jetzt in den gewaltigen Abstand hinein, der die zwei Zinken des Watzmann von einander trennt, die, von Berchtesgaden aus betrachtet, unmittelbar hinter einander zu liegen scheinen.

Wenn Du noch ein köstliches Bild — an der Brücke, die über den nächsten Wassersturz vor einer Mühle führt — genossen, oder, wenn ich den uneigentlichen Ausdruck gebrauchen darf, in Dich aufgesogen hast, stehst Du zwischen den ersten Häusern des Dorfes Ramsau, welches wohl verdient, unsere empfindsame Reise für einen Abend zu unterbrechen.

Heute ist gerade eine Anzahl Bauern von einer Watzmann-„Wallfahrt" zurückgekommen. Man muß wissen, daß auf der obersten Spitze dieses Berges ein Marienbild sich in einem Schrein befindet, die „rothe Kapelle" genannt. Wer es irgendwie seinen Kräften zutraut, und das können und thun die Allermeisten, und einen müssigen Tag findet, der pilgert im Jahre einmal dahinauf. Mit Tagesanbruch wird angestiegen, Schnaps und Brod mitgenommen und

lange vor Sonnenuntergang sind sie wieder zurück. Jetzt belohnt ihre Strapazen eine Suppe aus Bestandtheilen zusammengemischt, welche der analytischen Kochkunst spotten. Sie wird in einer ungeheuern irdenen Kufe aufgetragen, aus welcher die Gefährten der Mühsal ihre Erholung gemeinschaftlich schöpfen. Sie erzählen von ihrer Rundschau, wie sie „grad in Bartholomä-See" hinein und weit „ins Innviertel außi" gesehen, und ihnen zuletzt die Wolken den ganzen Spaß verdorben haben.

Dort gibt ein Jäger einem Burschen, der sich am Fuß verwundet hat, eine Salbe. Wie in der Regel bei den Flachlandbauern der Abdecker bei jeder Krankheit lange vor irgend einem Arzt zu Hülfe gerufen wird, so ist es in diesen hohen Alpengegenden der Jäger, der oft einen einträglichen Handel mit Hirsch-, Dachs- und Murmelthierfett treibt. In den Apotheken begehrt man nur das, was der Jäger nicht liefern kann: wildes Menschenfleisch, Regenwurmöl und Armensünderfett.

Es herrscht überhaupt in den wilden Thälern dieser Berge viel Glauben an sonderbare Dinge. So habe ich von einem Manne ein Begebniß erzählt bekommen, welches er selbst aus dem Munde des Betreffenden, eines ehemaligen Wildschützen, gehört haben wollte. Dieser Mensch hatte sich so weit vergessen, selbst am Morgen des heiligen Frohnleichnam in das Gebirg hinaufzusteigen, um dort seiner Jagdleidenschaft nachzugehen. Als er mitten in den höchsten und gefährlichsten Schrofen drinnen war, sah er plötzlich drei Weibspersonen vor sich stehen. Das kam ihm unheimlich vor — Gewissensbisse über die Entweihung des heiligen Tages stiegen in ihm auf, und er eilte, ohne ein

Wort mit den Weibern zu sprechen, so rasch er konnte über die steilsten Wände nach der Ramsau hinab, wo er eben noch recht kam, um das Ende der Procession mit anzusehen. Wie groß war aber sein Entsetzen, als er die drei Weiber, die er vorhin auf dem höchsten Joch gesehen, hier neben einander als Kranzljungfern mit der Procession gehen sah! Sie waren ihm wohlbekannt, aber er brachte ihre Namen nie über die Lippen.

Eine wunderbare Geschichte anderer Art erzählt Kobell in seinen oberbairischen Gedichten. Ein Bursche war in das jähe „Gewänd" im Wimbachthal hineingerathen und dort von dichten Nebeln überrascht worden. Er betet:

— nit für ihm,
Grad für die Muater z' Haus,
Daß s' nit der Gram um's Leben bringt,
Kaam er just nimmer raus.

Da erblickt er in der höchsten Noth dicht vor sich eine Zirbelkiefer und hinter der wieder eine; am Ende kommt ein ganzer Wald, an dessen Bäumen er sich über die Wand hinabläßt, bis er wieder im nebelfreien Thal steht. Aber:

— Koa Zirbn is mehr g'standen dort,
Wie's hoater vorn is,
Und grausi schaugn wie voneh'
Die Stoa und Felsnriß.

Eine andere Spuckgeschichte kam in demselben Thal weiter nördlich vor. Schon lange wurde ein Haus durch Geisterlärm beunruhigt, ohne daß der Bauer und die Bäuerin je eine Gestalt, ein Gespenst selbst erblickten. Die Kinder aber sahen oft ein weißes altes Weib durch's Haus

gehen. Das entsprach auch der Ueberlieferung, welche behauptete, es gehe in dem Hause um, weil die Großmutter, ein neidiges Weib, einmal die Kuh ihrer Nachbarin, welche oft auf ihre Weide zum Grasen herüberkam, in eine verlassene Hütte sperrte und dort verhungern ließ. Vier Kinder sollen dem Bauern, wie man sagte, aus fortwährender Angst gestorben sein. Endlich wandte er sich an den Herrn Pfarrer. Dieser verließ dann in einer Nacht, ohne irgend Jemanden etwas von dem Zwecke seines Ausgangs zu erzählen, seine Wohnung und begab sich zu dem Bauern, um sich dort persönlich von dem Thatbestand zu überzeugen. Er blieb in der Stube, las und besann sich bis gegen halb zwei Uhr, was er wohl thun könne, wenn sich wirklich etwas Unheimliches zeige. Da ertönte plötzlich ein furchtbares Gekrach, als ob der Tramen*) breche, und plötzlich trippelte es oben, wie Tausende von Mäusen. Der Pfarrer stand auf und ging zum Bauern hinab, der unten auf dem Sack**) lag, und forderte ihn auf, mit in die Dill***) hinaufzugehen und nachzusehen, was die Veranlassung zum Lärm war. Dort war aber nichts zu finden, als ein großer aufgeschichteter Haufe von Haber und Gerste, unter dem sich schwerlich eine Person verbergen konnte. Der Pfarrer ging und es wurde nicht weiter über die Sache gesprochen, aber das ungläubige Gerücht war geneigt, das „Geisteln" der Schwester des Bauern in die Schuhe zu schieben, die den Hof gern um ein billiges Geld von dem widerhaarigen Bruder übernehmen wollte.

---

*) Querbalken im Plafond.

**) Strohsack, das gewöhnliche Bett.

***) Raum über der obern Stube.

Noch eine andere Gespenstergeschichte nahm einen traurigen Ausgang. Sie spielt auf der Alm. Eine Sennerin, Lisei, war Sängerin.*) Die Ausübung der liberalen Kunst hatte bei ihr auch eine liberale Moral entwickelt, welche ihr erlaubte, oft die jungen Burschen ganze Nächte lang bei sich im Kaser Hoamgaschten zu behalten. Da wurden allerlei Possen und Späße getrieben. In einer Nacht brach ein furchtbares Donnerwetter über die Alpe her. Schlag au Schlag, Blitz auf Blitz — dröhnte es durch die rabenschwarze Nacht. Da sagte der eine Bursche, ihr Liebling:

— Lisei, dös traust der dengascht nit, daß d' jetzt vor d' Hüttn außi auf'n Stoananger gehst.

Der Steinanger war eine mit Blöcken überdeckte Matte, ganz in der Nähe der Sennhütte. Das Lisei lachte statt aller Antwort laut auf und eilte in die Nacht hinaus. Der Bursche aber zog geschwind ein Schottuch**) über sich und ging ihr nach. Als das Mädel zurückkehrte, zuckte plötzlich wieder ein furchtbar greller Blitzstrahl über die Hochalm hin und in seinem Schein stand die graue Gestalt. Das Lisei war so entsetzt, daß es in seiner Verwirrung ein Schwein faßte, das eben zwischen den Steinen herumgrunzte, und dasselbe jäh gegen den Boden schleuderte, daß es todt blieb. Als sie in die Hütte zurückkam, sprach sie unzusammenhängende Worte, hatte von der Zeit an etwas von der hinfallenden Krankheit an sich und starb im Blödsinn.

*) So heißen kurzweg die besonders stimmbegabten Sennerinnen.

**) Tuch, womit die Lasten bedeckt werden, die man auf „Kraxen" von den Alpen herabträgt..

Die Ramsau ist ein herrliches Thal; das Grau der Wände, über denen der Schnee thront, und das tiefe Grün der waldreichen Niederung reizen Deinen Blick bald nach oben, bald erquicken sie ihn mit der wohlthätigen Farbe, die ihm zunächst liegt; aber um mit dem Thale von Berchtesgaden zu wetteifern, dazu ist es zu eng. Die weite, herrlich aufgebaute Landschaft der Königsseer Ach macht doch einen viel bedeutenderen Eindruck, der aus Staunen über das Anmuthige und Ungeheure zusammengesetzt ist, welche hier auf einem so beschränkten Raume, wie nirgendwo in der ganzen Welt der Alpen, bei einander liegen.

Das Wimbachthal, das sich gleich hinter den letzten Häusern von Ramsau hinter den Steinberg hineinzieht, beginnt mit einer Klamm, welche man oft neben den von uns gesehenen genannt hat, an Großartigkeit es aber nicht entfernt mit einer derselben aufnehmen kann. Hohe rothe Kalkwände bilden eine, im Vergleich mit den Klüften vom Seisen= und Schwarzberg, immerhin noch breite Schlucht, in deren unbedeutender Tiefe ein schäumendes Wasser rauscht, dessen vergißmeinnichtähnliche Farbe vielleicht nur an wenigen Bächen der Kalkalpen von gleicher Klarheit und Reinheit bewundert werden kann. Kleine Wasserfälle rieseln an den kahlen Wänden herab, in deren Fuß der Gießbach rundliche Höhlungen einwühlt; zahlreiche kleine Fälle des Baches selbst stäuben auf die abgeschliffenen Blöcke des Bettes nieder und senden ihre Dunstwolken in die Höhe, die oft, wenn die Sonne im Hochsommer zur rechten Stunde in die enge Klause scheint, verzerrte Regenbogen mit sich hinaufnehmen und allmählig in der trockneren Luft zerrinnen lassen. Anders sieht es mit diesem Bache aus, wenn ein Fluthregen die Muren und den zerriebenen Kalkgries im

menschenleeren Wimbachthale drinnen loslöst: dann wird sein Wasser trüb schaumig und seine Welle tost durch die Kluft, als ob sie von einem erweichten Gletscher herabkäme.

Bist Du an dem Wasserfall, welcher durch seinen Sturz in den Felsentrichter den Anfang der Klamm bezeichnet, angekommen, so versäume nicht, den Steig weiter zu verfolgen, der Dich tiefer in die gänzlich unbewohnten Oeden des Wimbachthales führt. Wie die am Königssee ausgefüllte Schlucht östlich, so zieht sich diese westlich von den Giebeln des Watzmann hin, und es kann keinem Zweifel unterliegen, daß auch hier einst ein hundert Klafter tiefer See fluthete, wie drüben. Wie der von der Eiskapelle herabstürzende Bach drüben sich allmählig durch Anschwemmung seines Gerölls die Halbinsel Bartholomä bildete, so haben die Achen, welche in diesen Bergriß die Spuren ihrer Zertrümmerung hereintrugen, nach und nach jenen See verdrängt, dafür aber Berge von Schotter herabgerissen, unter denen das Wasser versickert ist, und erst am Ende des Thales unter dem haushochgethürmten Schutt plötzlich als Wimbach zu Tage quillt. Die ungeheure Schroffheit der Watzmann- und Steinberg-Wände, die hier in viel bedeutenderer Höhe in die Thalsohle abfallen, als die Felsen des Königssees, mußten das Herabstürzen der Gießbäche und Steinströme so begünstigen, daß man wohl annehmen darf, die Zeit, in welcher die beiden Riesen durch den grundlosen See getrennt waren, sei keine allzu lange gewesen. Wer einen Blick in die Zertrümmerungswerkstätten der Natur werfen will, die an sich selbst rüttelt, wenn er sich einen Begriff von der Wahrheit machen will, daß in Aeonen die Alpen sich selbst zerstört haben werden, der schreite auf den Alpenstegen hinein in jenen Gang, dessen

Mauern ohne Absatz lothrecht an achttausend Fuß hinaufragen, daß ein von oben herabgeworfener Stein, von nichts gehindert, Dich treffen wird. Kein Baum kann da leben, kein Strauch sich festhalten, denn, was die Ströme nicht unterwaschen, zerschmettern die herabstürzenden Blöcke. Jeder Strom reibt an der Felswand; jeder Strom schleppt Stücke davon hinab; die Fluthen unten tragen sie weiter; im Laufe der Zeiten werden die Trümmer, die abgespült im wilden Bach draußen liegen, von diesem immer kleiner und kleiner gewaschen. Endlich sind es nur mehr Atome, die Du als Trübung im Wasser siehst, und wenn Du fragst, was aus ihnen geworden ist, so schaue hinab nach dem, was die große Donau mit sich führt, nach ihren Inseln; schaue hinab auf die Sulina, wo das Atom, welches die es führende Welle belastet, vor dem Anprall der Meerwoge zurückgeschlagen niedersinkt und im Vereinen mit Milliarden von Atomen, die mit herabgetragen worden sind, die großen Schlämmungen aufbaut, welche die Deltas des Oststromes bilden. So werden die hohen Firste abgetragen und dem Meere zugeführt, dessen jähe Woge über ihnen in der Urzeit brütete. Auch sie sind dem ausnahmslosen Gesetze der Vergänglichkeit unterthan und auch von ihnen würde es eines Tages, wenn es noch einen menschlichen Mund gäbe, jene Worte zu sprechen, heißen: sie sind gewesen. Geh hinein, immer weiter hinein, es ist eine lehrreiche Wanderung!

Zwischen dem Geröll, das, die Farbe ausgenommen, etwa aussieht, wie unzählige Schiefertafeln, die in kleine eckige Bruchstücke zerschlagen sind und fortwährend von eiskaltem Wasser überrieselt sind, schaut hie und da das dunkle Hedysarum, die großblüthige Anemone, die alpine Atragene heraus, Blüthen, deren Samen mit den Wassern

von den himmelhohen Wänden herabgerollt sind, deren Kanten und Giebel Du selten siehst. Denn hier in den engen Schlünden, welche sie mit ihren Massen anziehen, setzen die Wolken sich fest und nur bei dem heitersten Himmel draußen kannst Du gewärtig sein, den grauen Nebel aus seiner finstern Heimath verschwunden zu sehen.

Je weiter Du in die steinerne Wüste hineingeräthst, desto mehr verzweifelst Du an einem Ausweg. Im Hintergrunde ist der wüste Gang von den Wänden des Rothleitkopfes und des großen Hundstod versperrt, von deren Gipfeln Nebel, welche von der Finsterniß der ganzen Schlucht tief grau gefärbt sind, bis über das Meer von herabgeschwemmten Steinen herabhängen, das gegen ihre Abhänge weißlich zu branden scheint. Diese versperren Dir den Weg, der Deine Fußbekleidung, wenn sie nicht gut mit Eisen versehen ist, zerreißt. So bleibt Dir nichts Anderes, als um die verwitterten Ausläufer des Watzmann herumzuklettern, und dort, wo eine dürftig gezimmerte Hütte, die Griesalpe, steht, einen Geisbuben mitzunehmen, der Dich auf den Steg nach dem „Hocheis" geleitet, dessen bläulicher Krystall, von vielen Schneeflächen umlagert, in eine Mulde unter dem Hachelkopf des Watzmanns eingefroren ist.

Ins Hocheis dorten steigt er nauf.
Da in die Wänd hint voller Graus
Streift gern an Adler ein und aus.

Auf schlüpfrigem Weg, an schneeverwehten Wänden vorüber, wo von abgestorbenen Föhren oft große Eiszapfen herabhängen und Dir überall die starrtrockne Kälte eines Eiskellers den Athem hemmt, und manche noch lockere Lähne Dich zu mühevollen Umwegen auf den halbbereiften Kalk-

trümmern zwingt, folgst Du der bläulichen Welle des Eisbachs, die endlich in die Schneekuppeln der Eiskapelle sich eine lasurne Höhlung bohrt. Bist Du an dieser, welche wir auf einem anderen Wege erreichen werden, vorüber, so bringt Dich eine Wegstunde an wieder bewaldeten Felsen vorbei nach und nach unter den freieren Himmel und endlich erblickst Du — von grünen Lärchen und Ahornen bedeckt, das smaragdene Eiland des heiligen Bartholomäus, nach einem Tagemarsche vielleicht die erste Stätte, auf welcher Dir menschliche Wesen begegnen.

Ich gehe dort, wo ich von der Ramsauer Straße nach dem Wimbachthale eingebogen habe, weiter.

Ein Wegmacher, der mit seiner Hacke daherkommt und, wie mir scheint, in den Markt geht, ist uns ein willkommener Begleiter. Diese Leute stehen viel in Wind und Wetter und haben überhaupt ihr Leben hindurch auch in ihrem vorhergehenden Beruf, der meist der eines Holzknechtes, Salinenarbeiters oder dergleichen war, fast immer mit den am meisten Kraft aufreibenden Arbeiten dieses Bodens zu thun gehabt, welcher dem Menschen das Dasein nur um den Preis harter Anstrengungen gewährt.

Ich fragte ihn, ob auf dieser Straßenstrecke im Frühjahr Lawinen häufig sein. Er verneinte das, sagte aber, er habe ihre Bekanntschaft schon gemacht, als er noch am Untersberg mit der Holzarbeit zu thun gehabt habe. Ich will seine Worte zum bessern Verständniß möglichst paraphrasiren:

„Hie und da wurden wir, wenn es grad im Holz nicht viel zu thun gab, auch zur Aushilf genommen, wenn der Weg arg verschneit war, zum Schneeschöpfen. Da sagt mein älterer Bruder einmal zu mir bei der Arbeit: Gib Acht, Görgel, sagt er, da oben hat sich eine Lähn festgehockt. Ich wett drauf, es dauert nimmer lang, und sie kommt herunter. Richtig, am nächsten Tag, wir waren wieder beim Schneeschöpfen, weht so etwas, nachher polterts und eh' ich mich umgesehen hab, waren meine Brüder fort, und ich kann mich gerade noch aufstellen, bin aber schon mitten drin in der Lähn, die mich ganz zudeckt hat. Meine Brüder aber haben noch Zeit gehabt, davon zu springen und nach der Ach hinunter zu laufen. Wie sie wieder zurückkamen, sagt der ältere: da muß er liegen, der jüngere aber sagt: nein, da drunten ist er. Und der hat Recht g'habt, und dem haben's auch, Gott sei Dank, gefolgt. Ich hab mich nicht rühren und nicht biegen können, weil der untere Schnee von den Lähnen immer so fest ist, daß er Einen zusammendrückt, wie ein Schraubstock. Endlich haben sie mich zur Hälfte heraus g'habt, aber mit die Füß war ich immer noch eingepreßt, daß ich nicht hab heraussteigen können. Da is mir's am meisten weh geworden; denn ich hab mir im Nu gedacht, wie wär's jetzt, wenn noch eine Lähn käme, und du sähest die mit offenen Augen davonspringen und könntest selber nicht aus und würdest von der Lähn wieder zugedeckt. Aber es ist glücklicherweis keine mehr nachgekommen, und so bin ich denn endlich ganz herausgezogen worden. Aber zum zweiten Mal möcht' ich so was nicht gern aushalten."

— Was hast Du Dir denn gedacht, wie Du so unter der Lähn gelegen bist? fragte ich.

— Nu, antwortete er, i hab' mer halt denkt, wer wird jetzt mei Dianel z'erst kriag'n.

Ich weiß nicht, ob viele meiner freundlichen Leser ihre Eifersucht so unter den Schnee mitgenommen hätten, wie dieser Brave.

Unterdessen waren wir an einem Punkt angekommen, wo die lasurblaue Ache, in ihrer Umrahmung mit dem breitblätterigen Ahorn und dem tiefblauen, schneebedeckten Geklipp des Steinberges, als ihrem einzigen Hintergrund, ein Gemälde von ergreifender Wirkung bilden. Ich drückte dem Mann meine Bewunderung über die Farbe des Wassers aus.

— Es darf nur ein Regentag kommen, sagte er, so verdirbt das Alles der Wimbach. Der bringt lauter Kalk und Schmutz daher. Die Königsseer Achen aber ist immer klar. Es ist einleuchtend, daß er Recht hatte. Denn im tiefen Becken des Königssees klären sich alle Bäche, die in ihn hineinstürzen, indem in der ruhigen Fluth die erdenen Bestandtheile zu Boden sinken, so daß der Ausfluß stets ein ungetrübter sein muß. Wir werden überhaupt noch späterhin Gelegenheit haben, darauf zurückzukommen, wie sehr die Alpenseen, nicht blos in dieser Beziehung, Regulatoren der ihnen entströmenden Gewässer sind. *)

Zahlreiche Schaaren wohl aussehender Rinder, welche jetzt schon die höheren Weiden verlassen haben, grasen um

---

*) Eine sehr gelehrte Schrift über diese merkwürdigen Verhältnisse ist: Schrenk, Ideen zu einer Hydrographie der Landseen, mit besonderer Rücksicht auf die Alpenseen. Dorpat 1860. Auch in dem Buche: „In den Voralpen", München 1865, finden sich darüber mancherlei Andeutungen.

die Straße, oder legen sich, was sie gern zu thun pflegen, quer darüber. Mit Stockschlägen und Steinwürfen werden auch die trotzigsten leicht verscheucht — vorausgesetzt, daß man keinen Hund bei sich hat. Denn die Alpenkühe sind die geschworenen Feinde der Hunde, und Jemand, dem es einfiele, viehreiche Almen mit Hunden durchstreifen zu wollen, würde sich ernsten Gefahren aussetzen. Denn der Hund wird, von so vielen dieser dummen Thiere angegriffen, Zuflucht bei seinem Herrn suchen, und dieser kann die Zielscheibe ihrer Hörner werden. Wie fatal das in den Hohlwegen, durch welche oft der Viehtrieb in den Hochalpen führt, werden kann, oder wie verhängnißvoll sich die Nähe von Wänden, gegen die man getrieben wird, sich bei solchen Gelegenheiten ausnimmt, mag sich der genau vorstellen, der vielleicht geneigt ist, eine solche Geschichte bei der lächerlichen Seite aufzufassen.

Uebrigens hört die Dummheit dieser Wiederkäuer sofort auf, wenn es sich um die Interessen ihres vielbeschäftigten Magens handelt. Tout comme chez nous! Sie wissen genau die Zeit, bis fast auf den Tag, an dem sie von den Alpen wieder in ihre Ställe müssen, welche sie mit derselben Ungeduld erwarten, wie im Lanks (Frühling) die Zeit des Auffahrens. Denn das Alpenfutter fängt um jene Zeit an, rar und feuchtkalt zu werden, während sie aus Erfahrung das gute Heu kennen, das ihrer im Stalle wartet. Da können sich „die geschmackige Rosel“ und „das Blümerl“ nicht genug eilen, herabzukommen, und oft entwischen sie der vorsorglichen Ueberwachung des Hirten und kehren allein zu ihren Trögen zurück.

Alles dagegen, was Alpenenthusiasten über die Widerspenstigkeit derselben geschrieben haben, wenn sie die Alm

verlassen müssen, der ganze rosenrothe Nimbus, mit dem man die unfläthigen Bestien umgeben hat, ist eitel Unsinn.

Ein Sarg kommt uns entgegen, auf einem Schlitten. Es ist zwar noch immer Sommer und nirgends liegt in der Nähe menschlicher Wohnungen Schnee, allein der Schlitten, von Menschen gezogen, bleibt unter allen Umständen in den mit großen Steinen angefüllten Wegen, die sich auf die oberen Höfe hinziehen, ein viel zuverlässigeres Fahrzeug, als ein Wägelchen, das manchmal sogar ganz unmöglich wäre.

Von diesen Höfen, die oft tief in den Bergwäldern versteckt sind, hallt das Aufschlagen der Dreschflegel herab — wenn man die jähen Halden, die unwirthlich scheinen, hinanblickt, ein befremdender Ton.

An dem Druckwerk von Ilsang, hart am ausgewaschenen Ufer der Ache, zeigt der große Watzmann seine ganze Breite; von hier aus sieht man den Aufbau seiner Staffeln, zwischen denen Geröll und Schnee liegt. Von da ab beginnt aber auch wieder eine Folge prächtiger Strom- und Felsbilder; bald, an der Brücke, füllt den Hintergrund der hohe Göhl mit seinem Brett und seinem Torrener Joch, und es sieht gerade aus, als ob die blaue Ach auf ihn losstürmte, um sich in einer seiner Kluftungen zu begraben. Der Hochweg, der endlich den letzten Rücken vor Berchtesgaden erklimmt und uns durch feuchten Bergwald führt, verdeckt uns dann wieder die grauen Wände und nur mehr das Rauschen der Ach tief unten erinnert uns an die eben verschwundene Scene.

Nur noch wenige Schritte durch die Reihen der duftigen Stämme und — das weite Thal liegt vor uns, von seinem Bergstrom durchrauscht, von Wolken durchzogen,

von gewaltigen Gipfeln überragt. Grün ziehen seine weidereichen Kuppen nach Norden, grau umstarren die eistragenden Zinken den Süden. Unzählige weiße Häuser lagern auf den grünen Triften und unzählige Schneeflecke und Firnlager glänzen auf den grauen Wänden, welche oft sanft gebogene Nebelränder mit einer gleißenden Kette umkränzen. Auf dem Göhl liegt die Sonne: die rothen Wände des Untersberg glänzen ihr entgegen und der Firner des Watzmann, die Scharte, flammt da im Frühroth, während ihn dort noch röthliche Nacht deckt, wie den schweigsamen See, der unter seinen Wänden eben im Rauche der Frühnebel liegt. Die Sprache des Geistes dieses Thales ist das Donnern seiner Achen; sie begleitet sein Hauch, der herabrinnende Strom würzereicher Berglüfte. Seine Miene ist vielgestaltig; hier lacht er uns mit seelenvoller Jugend an, dort erschreckt er uns mit dem faltigen Zorn schneeweißer Haare. Hier segnet und erquickt seine weiche Hand, dort vernichtet und erstarrt sein böser Blick.

Es ist ein wechselvolles, vielgestaltiges Thal, in welchem das alte Stift Berengars an den grünen Wassern lagert. Ich weiß nicht, ob es der Nachhall eigener Erinnerungen ist, oder ob dieser wunderbare Alpengarten wirklich die Zaubergewalt hat — mich weht es märchenhaft an, wenn ich sein Eis, seine Wälder, seine Wiesen, seine glänzende Blumenwelt vor mir ausgebreitet sehe. Als ich noch ein Kind war, stellte ich mir das Alles noch größer vor: die raschen Bäche erschienen mir wie die vier Silberströme in Eden, und die schön ins Thal herabgelagerten Wälder, wie jener Garten unter dem rosigen Himmel, in welchem der Herr selbst in der Kühle des Abends lustwandeln ging. Wie verborgene Geisterländer lagen mir die

sonnigen Höhen da, und wenn am späten Abend die weißen Wände des Brett ihr Rubinroth entzündeten und dem längst für uns entschwundenen Abendroth die Feuerzeichen von Schneerändern entgegenglühten — dann glaubte ich gar, daß dort oben die Seligen im sanften Dämmerlicht einer ewigen Sonne wohnten, wohin es nur guten Menschen gelinge, nach diesem Leben verklärt hinüberzufliegen.

Das glaube ich nun Alles nicht mehr: ich weiß, daß die Achen gut zum Holztriften sind, daß die Weiden als ausgezeichnet gerühmt werden, aber ihr Gras am Abend zu naß ist, um sich hineinzulegen — und daß endlich Jeder, der gute Bergschuhe hat, auf das Brett hinaufsteigen, sich dort mitten in das Alpenglühen hineinstellen und seinen Hunger und Durst mit Enzian und Schwarzbrod stillen kann. Aber ganz und gar kann ich das Alles doch nicht vergessen — und so oft ich dieses Thal wiedersehe, überkommt mich eine jener räthselhaften Regungen, von denen es nicht gut ist, vor Vielen zu sprechen.

Wer die ganze Bergwelt von Berchtesgaden, ehe er selbst sich hineinwagt, auf kleiner Fläche in einem guten Relief sehen will, der besuche Herrn Apotheker Pirngruber auf dem Marktplatz. Dieser äußerst gefällige und freundliche Mann ist überhaupt ein Repertorium alles Wissenswürdigen über dieses Land, von den Seltenheiten seiner botanischen Schätze an bis zu Steigen und Almenwegen. Dort übersiehst Du die Plastik dieses Bodens mit einem Blick und kannst im Voraus, besser als nach Karten und

Wegweisern, die Höhen und die Thäler, die Wasserrinnen und Waldstände bemessen, mit denen Du Bekanntschaft machen willst. Es ist überhaupt in den Hochalpen nichts unbrauchbarer, als eine gewöhnliche, wenn auch noch so treue Karte. Wer es einmal probirt hat, einen Alpensteg nach einer solchen auffinden zu wollen, der wird wissen, wie viel ihm die kleinen schwarzen Striche zwischen den Klecksen, welche Berge, Abhänge, Hohlwege, Schlünde darstellen sollen, helfen. Ich sehe darum mit Vergnügen, daß man diesen Luxus in guten neuen Karten sich abgewöhnt hat.

Doch — zu alle dem hat es ja noch Zeit und es wird nicht unnützlich sein, Dich im „Neuhaus" auszuruhen, wo Du auch eine genügende Menge von Zeitungen findest, die Dich über die Fortschritte unterrichten, welche das neunzehnte Jahrhundert gemacht hat, während Du in den Bergen herumgeklettert bist. Allerdings behelligt Dich dabei viel prätentiöses Touristenvolk — aber dem weichst Du in den andern Gasthäusern des Ortes, beim „Watzmann", im „Leuthaus" u. s. w. eben so wenig aus und schließlich hältst Du Dich dort doch nicht viel länger auf, als nothwendig ist, um Dich für die angenehmen Anstrengungen zu stärken, welche der Besuch so vieler herrlicher Punkte erheischt.

Durch den hübschen, aus dem 12. Jahrhundert herrührenden Kreuzgang, der sich an die „Stiftskirche" anlehnt, kommst Du in den schön angelegten Schloßgarten, in dem ein Springquell Kühlung verbreitet und von dessen gut gemauerter Terrasse Du über das Thal der Ache hinschaust, bis dahin, wo sich seine Berge zusammendrängen, um nur einem engen Paß den Durchlaß zu gestatten, der nach den Flächen des alten Juvavum führt. Steigst Du eine Treppe hinan, so stehst Du auf einer hohen Plattform, von der

aus Du den Süden überschaust, eine graue Welt ungeheurer Berge. Da steigt über dem Schwarzort der Göhl, dort über dem gefurchten Grünstein und der Kührain-Alpe der Watzmann herauf, an den sich der nackte Steinberg anschließt, hinter dem im äußersten Westen noch die Spitzen der Mühlsturzhörner hinüberschauen. Bewundere den schön vertheilten Blumenflor des kunstsinnigen Gärtners Liedl und danke dem Braven, der diesen duftigen Strauß in den großen Gartensaal gestellt hat. Dieselbe Aussicht hast Du vom Lockstein, einem großen bewaldeten Felsblock, der nördlich von Berchtesgaden an der Reichenhaller Straße liegt. Von dessen Ruhebank aus magst Du besonders günstig dem Untergang der Sonne zuschauen; dann fallen vom Gebirge des Westens immer längere Schatten in das Thal und nur mehr am gewaltigen Rauschen nimmst Du wahr, daß die grüne Niederung, die vor Dir liegt, von einer breiten Ache durchflossen wird. Die Glocken des Thals läuten und Du vereinigst Deine Wünsche, mit der Inschrift am Felsenthor des Landes: Den Eintretenden und den Inwohnenden Friede!

Als ich auf dem Wege vom Lockstein herab einmal in einem Wirthshause des Nonnthales, einer Art Vorstadt Berchtesgadens, zusprach, sah ich noch in der Dämmerung einen weißhaarigen Greis Holzscheite auf einen Haufen zusammenschleppen und dabei lustige Lieder pfeifen. Ich fragte die Kellnerin, wer das sei, und sie antwortete:

— „Mein Gott, das ist der Holzbartel. Der hat eigentlich gar nichts, als was ihm die guten Leut zu essen geben. Er wohnt ganz allein in einer Hütte draußen am Salzberg und wenn's ihm recht schlecht geht, so pfeift er. Wir sind einmal zu ihm gekommen, da hat er zwei Tage lang gar nichts zu Essen gehabt. Endlich hat er sich ein Wasser

über's Feuer gethan, und Salz darein geworfen, das einzige was im Haus war. Gerade da ist er am allerlustigsten. Auf unsere Wirthin hält er am meisten, und wenn ihm was fehlt, so schickt er nicht zum Doctor, sondern zu der. Wenn er uns das Holz legt, gibt ihm die Wirthin immer Mehl und Schmalz dafür mit nach Haus. Für Bier oder Branntwein braucht er nie einen Kreuzer. Am lustigsten ist er aber am Kirchweihtag. Da bekommt er von uns jedes Jahr einen schönen Blumenstrauß geschenkt, und weil's dem alten Kerl auch lieber ist, wenn ihm den ein schönes, junges Mädel gibt, als eine alte, so muß ihm den immer die Resel geben, ein bildsauberes Diendl, die jetzt in Salzburg Kochenlernerin ist. Im Frühjahr kommt sie wieder, da können Sie's sehen. An dem Tag aber ist er ganz außer sich vor Freud, und schon wenn er von fern daher kommt lacht er, daß man selber mitlachen muß."

Damals legte ich mich nicht in's Bett ohne vorher noch an den „Holzbartel" gedacht zu haben.

Wenn die für unsere bescheidenen süddeutschen Verhältnisse übergroße Theuerung nicht wäre, so müßte man Berchtesgaden als Sommeraufenthalt jedem andern Ort in den deutschen Alpen vorziehen. Du darfst zwanzig Jahre lang jeden Sommer hieher kommen, und Du wirst immer wieder neuen Schönheiten absichtslos begegnen, welche Dich in die Sonntagslaune des Daseins versetzen. Das Bergsteigen und das kärgliche Leben, das Du wenn Du nach den höchsten Genüssen dieser weihevollen Natur trachtest, oft mit armen Sennen theilen mußt — werden Dir Anfangs Ueberwindung kosten und Deinem stadtverwöhnten Leib peinliche Schweißopfer auferlegen. In einem Lande, das nach altem Sprüchwort „eben so hoch als breit ist"

mußt Du Dich darauf gefaßt machen. Aber bedenke, daß dieses Stück der Erde gegen den Himmel gerichtet ist, und, was Du von diesem auch denken magst — mag er Deinem gläubigen Gemüth ein Symbol oder Deinen Augen nur die Wölbung sein, von welcher reinere Luft niederweht — immer wird in Dir Etwas anders, gesünder werden. Weit ab von Dir liegt das dunkle Kriechen der gequälten Menge in den Steinhaufen der Stadt und es wird nur Wenige geben, in welche nicht der Glanz, der die unentweihten Schneethrone umzieht, sich verklärt niedersenkt und ihnen einen Theil jener Ruhe wiedergibt, an deren Mangel sie ohne es selbst zu wissen und ohne zu begreifen, wie, erkrankt sind. Wenn sich das Gesicht bräunt, wird das Aug heller, und während der Nerv von dem Hauch dieser ursprünglicheren Natur erstarkt, empfängst Du einen Theil ihrer selbstbewußten Klarheit und ungezähmten Kraft. Der in der Stadt unsichtbare Morgen wärmt Dich hier schon lange mit seinen Strahlen, ehe jene wissen, daß die Sonne am Himmel steht; der Mittag brennt Dich nicht, wenn Du in der kühlen Schlucht des Gießbachs träumst, und noch lange liegt der Purpur des Abends auf den dufthauchenden Matten, wenn Dich draußen schon wieder die einsame Studirstube oder der saftlose Genuß Deiner Alltagsgesellschaft gefangen hält.

Das Alles findest Du nirgends so vor Deiner Thüre wie hier; besonders die östlichen Gebirge, die drüben gegen die Salzach abfallen und im Süden zu den verlassenen Wüsten des Ewigen Schnee hinanziehen, sind es, welche Dir eine unabsehbare Bühne darstellen, auf welcher die Elemente der Hochalpen, die Sonne, die Wolken, der Schnee, die Eisströme, die unergründlichen Seen ihre gegensatzreichen

Spiele treiben. Es ist ein unbeschreibliches Wirrsal von gewaltigen Dingen, die vom Göhl an hinab ins Thal des Blühnbach, über das Haagengebirg bis zu jenen dreifachen Mauern zu sehen sind, auf deren Absätzen die Tauernseen an der Schwelle der Erstarrung liegen. Ein solcher Sommer wird in Dir ein Nachleuchten hervorrufen, das Dir bis zu deinem Sterben bleibt, dem Glühen vergleichbar, das nach dem Verschwinden des Gestirns noch lange an den Rändern der Firne haftet.

Wie wenig genußreich reisen dagegen diejenigen, welche auf den Straßen zwischen den Bergen hastige Tage zubringen, mit dem Andenken an gewesene oder zukünftige Gasthausrechnungen beschäftigt! Diese kommen aus der Welt, der sie auf kurze Zeit entfliehen wollen, nicht heraus. Vielleicht treibt auch sie nur die Langweile oder die Mode, wie die meisten, denen sie an den Tafeln der Hotels begegnen. Ihr Körper wird wenig, ihr Geist nichts gewinnen und das nachherige Erzählen vom „Dortgewesensein“ ist ein schlechter Ersatz für Kosten und Mühe.

Königssee — Echo — Pistolenschuß — Saibling — Salzwerk und der Conto im Neuhaus, die bilden die Ellipse, welche jene Reisesternschnuppen beschreiben, deren Schwarm, wie derjenige der Miniaturkörper, mit denen ich sie vergleiche, obligat und gesetzmäßig auf die ersten Tage des August fällt. Dann gehen sie auch, wie die Schaaren der Schnepfen, gern und willig in die von dem Jagdtalent der Wirthe gestellten Netze.

In dem kleinen Wirthshaus, in dem wir uns erfrischen, muß die Kellnerin ein lateinisches S auf die Roß-

decke nähen, das Zeichen des Besitzers. Sie erzählte uns das rathlos, als wir sie um ihr Zögern vor dem Tuch befragten. Sogleich ist der Buchstabe auf steifes Papier gezeichnet und ausgeschnitten und nun kann die Glückliche leicht mit dem Faden folgen.

Im erhebenden Bewußtsein dieser rettenden That, traben wir die Straße weiter. Wohin? Das ist in Berchtesgaden eine überflüssige Frage. Wohin, als nach dem Bartholomäussee, der großen Schneetraufe, in welche die Wasser des großartigsten Stückes der deutschen Erde rinnen?

Bartholomäussee heißt er, Königssee taufte ihn später die Loyalität eines Unbekannten. Ein bekannter, witziger Dichter, dessen Epigramme und Satyren in weit verbreiteten Abschriften namenlos durch das Land gehen, ist dieser Taufe in bekannter Weise zu Gevatter gestanden. Wenn aber etwa damit gemeint sein soll, daß er der König der bairischen oder der deutschen Seen überhaupt ist, kann man die Absicht nur loben. —

Bei einer der letzten Häuser des Markts konnte man zur Zeit meines letzten Besuches eine nicht gewöhnliche Geschmacklosigkeit bewundern: Photographien von Schreibern Berchtesgadener Aemter, kniend mit Gewehr, Regenschirm und Bergstock. Ein anderer, der vielleicht nie eine Gemse gesehen, trägt eine solche auf seinem Rücken und irgend ein ehrbarer Bürgersohn liegt gar platt auf dem Bauch, und scheint nach irgend einem Wild zu zielen. Man sieht, daß der Unverstand der Eitelkeit, dem wir so ergötzliche Schaustellungen an den Fenstern großstädtischer Photographen verdanken, auch in den Alpen seine Opfer haben will.

So gehen wir also unseres Weges. Ich bitte meine Leser sich mit mir in den Anfang des Winters, etwa die

ersten Wochen des December zu versetzen, denn jene wolkige Zeit bietet, nicht für den Alpenwanderer — um diese Zeit will ich Niemanden eine Alpenreise zumuthen — wollen wir einfach sagen, dem Zuschauer, die sonderbarsten Bilder.

Der nächtliche dichte Reif dampft vor der Sonne auf; von den entlaubten Bäumen fallen dicke Tropfen und Alles flimmert, als ob die Welt mit Millionen von krystallenen Kronleuchtern behängt wäre. Dichte Nebel heben sich von den Wassern zu den verklärten Häuptern hinauf; im Wettkampf siegt bald das niedrig stehende Gestirn, bald die grauen Dünste, die in dichten Haufen, wie zu Schlachtreihen zusammengeschaart, dem erwärmenden Strahl die Herrschaft über die Thäler streitig machen. An den Aesten und Unglückstafeln hängen kleine Eiszapfen, die Vorboten jener schwebenden Säulen, welche den Schmuck des frostigen Januar bilden werden. Dieser, ist zu lesen, fiel an einer offenen Stelle in die Eisdecke des Sees, jener stürzte, vom Schlag getroffen, in seine Fluth. Es raucht und dampft, wie von einem ungeheuern Opferaltar, zu den blendenden Giebeln hinauf, deren Schnee immer wieder durch die Lücken der Erdwolken blinkt. Der Tanz der neblichen Ungeheuer begleitet Dich bis dahin, wo am Fuß der Tiefe weiße Häuser stehen. Eine gewaltige Schlucht öffnet sich, eine grüne Fluth füllt sie aus, von Felsen überragt, deren Gipfel in den Dünsten des Winterhimmels verschwinden.

Wir stehen am Königssee.

Stelle Dir einen ungeheuren Kessel vor, aus dessen schwarzer Fluth undurchdringliche Dämpfe aufsteigen, weil er von unsichtbaren Feuern geheizt wird; der Wind jagt Dir sie ins Gesicht und du stehst im bräunlich-grauen Wirrsal da und ringst nach Luft und Licht. Ein solcher Kessel

ist zu jener Zeit der See, weil er aus seinen Wassern, die wärmer sind, als die über ihnen lagernde Morgenluft, den „Rauch“ nach oben schickt. Dazwischen zucken hie und da Strahlen durch; manchmal fliegt ein Stück Felswand vorüber; bald scheint zwischen den Dämpfen ein beeister Block in die Höhe zu fliegen, bald schaut ein Fleck dunkelgrüner Fluth heraus.

Ein solcher Anblick des Kampfes ist freilich etwas ganz anderes, als das Bild, welches der See bietet, wenn du ihn am sonnigen Morgen eines Hochsommertages betrachtest.

Dann siehst Du — soweit das kleine Stück See, welches zwischen dem nördlichen Ufer und der vorspringenden Falkenwand liegt, zu schauen erlaubt, einen ruhigen, tiefen Spiegel vor Dir, dessen Grundlage ein Boden von blauen und grünen Edelsteinen zu sein scheint, welche durch die transparente Fluth heraufschimmern. Nur ein zarter, bläulicher Duft, liegt, wie ein zweiter See von Aether, über dem Wasser, welcher Dich nicht hindert, staunend die Gebirge hinaufzublicken, deren Fuß Dir die Wassergründe verhüllen.

In solchem Dunstschleier liebt die Nixe des Sees, die Schwanjungfrau, sich aus der kühlen Welle zu erheben. Glücklich der, dem ihr feuchtes Auge begegnet, wenn er im schwanken Kahn oder auf den Schattenplätzen der Ufer an ihr vorüberzieht. Unermeßliche Reichthümer sind das wenigste, was ihm das unsterbliche Weib spendet, welches in der Einsamkeit des krystallenen Wassers wohnt.

Die Schiffer verleugnen die Poesie nicht, welche hier von jedem Steine haucht. Sind es nicht kräftige, in Wettern aufgewachsene Männer, so lenkt eine vollbusige Dirne mit rother Miedereinlage und schwarzem Faltenrock oder ein schlanker helläugiger Jüngling, mit grünem Hut, von dem die Auerhahnfeder und das Edelweiß herabnicken, die lang-

schäftigen Ruder. Sie sind ernst und schweigsam; es sieht aus, als ob sie eine Ahnung davon hätten, von welchem Hause sie die Honneurs machen. Still senken sie die Ruder in das Wasser, dessen Boden Deinem Aug bald entschwindet; schon brechen sich die Wasserwülste, die von den vorwärts treibenden Schaufeln sich ausbreiten, an den Kieseln der kleinen Insel Christlieger, die sich wenige Ellen vom Strande aus der schon tiefen Fluth erhebt. Hier stand einst eine Kapelle, jetzt nur mehr ein Denkmal. Es gilt der Rettung von vier Männern, die im Jahre 1711 hier, so nahe dem rettenden Strand, den Wellen des wüthenden Sees dennoch nur wie durch ein Wunder entkamen.

Hier ankerte auch das „Fürstenschiff", auf welchem reich geschmückte Fahrzeuge die „Fürstprobste" Berchtesgadens ihren prächtigen See befuhren, jenem Bucentoro vergleichbar, mit dem Max Emanuel sich auf der sanfteren Welle des Starnberger-Sees ergötzte.

Kleine Wolken ziehen oben und unser Schiff treibt weiter in den fichtengrünen See.

Gleichgültig schaut das Mädchen in die von ihrem Schlag weiß aufspritzende Welle und der Jüngling späht mitunter rückwärts den Felsen hinauf, ob es ihm nicht gelingt, ein waghalsiges Reh oder eine weit herabgestiegene Gemse zu erblicken. Sie scheinen in ihrer Unachtsamkeit gerade auf jene senkrechte Wand hinzulenken, an deren fast überhängendem Felsen eine verwitterte Tafel von dem Untergange eines großen Wallfahrerschiffes meldet. Aber sie täuschen sich nicht — es ist der gerade Weg und nur eine Klafterlänge von der verhängnißvollen Wand entfernt, um die das Wasser, schwarz wie die Schatten des tiefsten Alpen-

forstes, gähnt, geht der Schiffsweg nach der von uns erstrebten Halbinsel des heiligen Bartholomäus.

Damit hat sich jetzt zugleich auch der ganze See erschlossen und nun erst tritt Dir die Ahnung von der Tiefe und Gewalt jenes Gedankens nah, welcher den Weltgeist dieses Stück seiner Welt vollenden ließ. Ich weiß zwar nicht, ob der bei Dir auf Lager befindliche zum täglichen Gebrauch bestimmte Ideenvorrath den Luxus einer solchen ungeheuerlichen Vorstellung zuläßt — aber sei einmal kühn und meine, es seien hier die Gedankenbilder eines ungeheuren Geistes zu Fels und Fluth geworden. Sei froh, daß er jetzt nicht noch deutlicher zu Dir spricht; er kann die Abgründe aufwühlen, daß Dein Schiff von einem Schaumkamm zum andern über Klüfte fliegt und kann Dir Lawinen herabsenden, welche in das Wasser rasen, daß Du meinst, der Einsturz der Alpen verkünde den Anbruch einer neuen Epoche der Erdrinden-Geschichte. Glaube also für einen Augenblick an jenen Geist, der unbändig aus den Tiefen schaut und vernichtungslustig auf unerstiegenen Höhen thront.

Es werden die prächtigsten Farben der Natur in einer ungeheuern Massenwirkung von ihm zusammengestellt, und jede dieser Farben von dem Stoffe getragen, welcher sie am vornehmsten zeigt. Wo ist ein tieferes Grün, als das des Alpenwassers; wo ein mehr blendendes Weiß als auf den eisigen Höhen, und wo senkt sich des Himmels Blau ungetrübter auf die Erde nieder, als im Dufte dieser Berge? Dieses schönste aller Bilder sollte nie gemalt werden, denn jede Malerei verdirbt die Vorstellung. Zum Genuß einer solchen Landschaft gehört eben so gut die Luft, die von den Schneehöhen herab über das enge Wasser hinzieht, das ferne Summen der Fälle in den entlegenen Schlünden, das

Schaukeln auf der wogigen Fluth, die Augen und die Worte der Schiffer — Dinge, welche die Leinwand verschweigt. Man muß die Wellen von ferne kommen und sie an den zernagten Wänden hinauflecken sehen; man muß dem Adler folgen, der ruhig und nachlässig mit breitem Flügelschlag über der Wassertiefe schwebt; man muß die Anzahl der Bergströme und Stürme erwägen, welche wohl jenen herabstürzenden Fels, die „gebrannte Wand" so aufgeschürft und durchfurcht haben. Wie oft mag die nächtliche Welle an jene Mauer des Watzmann geschlagen haben, bis sie sich eine rundliche Höhlung schuf? Da hat sie die Flechten mit ihrem Laublager wieder weggeschwemmt, welche zukünftigen Moosen einen Boden schaffen sollte, auf deren Asche wieder Gräser und Bäume ihr Leben begonnen hätten. Aber so hat die unfruchtbare Fluth von unten zerstört, was die von oben drohende Vernichtung verschonte.

Die Boote und die Menschen auf ihnen — viele zeigen, weil sie stehend rudern, ihre ganze Größe — welche in Deiner Nähe herumschwimmen, geben Deinem Auge den einzigen Maßstab für die Erhebung der neben uns aufsteigenden Wände aus der Fluth. Dort oben ist eine grüne Matte, etwas mit Schnee gefleckt, sie scheint ganz nah und Du meinst, ein tüchtiger Schleuderer könne sie mit seinem Steine wohl erreichen. Aber einer der schwarzen Punkte, die Du vielleicht mit scharfem Auge an den Schneerändern entdeckst, ist ein Hirsch oder eine Gemse. Ein Thurm von mehreren hundert Fuß Höhe wird Dir, wenn er da oben stünde, erscheinen, wie eine der Fichten am Ufer und ein gewaltiger Palast würde Dir vielleicht wie einer jener Felsblöcke vorkommen, die zu Hunderten an den Seerand herabgerollt, dort im unaufhörlichen Douchebad der Welle liegen.

An die Gebrannte Wand lehnen sich Felsen, in welchen es oft unheimlich saust und schwirrt. Wasser, die von oben durchsickern, arbeiten sich durch Kalkgeklüft und werden vom Strande aus gehört. Für das Volk aber ist das die Teufelsmühle.

Eine Kluft, die sich unten dran, kaum einige Zoll über den Seespiegel erhaben, in den Fels hineinzieht, trägt den harmloseren Namen des „Rentbeamten-Loches“. Ein Herr von Hertling, späterer Justizbeamter in Aschaffenburg, war seiner Zeit Vorstand des Rentamtes zu Berchtesgaden. Er liebte es mit seinem Segelschiff, das ihm aber wegen der unstäten Winde des engen in zugige Schluchten vergrabenen Gewässers viele Sorge und Mühe machte, den See, wie es eben die Diener des Aeolus wollten, kreuz und quer zu befahren und oft an dieser Stelle eine Landung zu bewerkstelligen, die aber wegen des Felsabhangs in den tiefen See, der keinen Tritt zum Anhalten zuläßt, sondern unmittelbar in das Loch sich einbauscht, nicht weniger schwierig gewesen sein mag, als die Aufgabe des Steuermanns auf dem Segelschiff. Es ist unmöglich, daß man anders als kriechend dahinein kömmt — ein wegen der Seetiefe und dem Mangel jeglicher greifbarer Stütze wohl nicht immer ungefährliches Experiment. War es aber überstanden, so befreite er die mitgebrachte Violine aus dem Etui, und fing, vom überhangenden Fels und den Wallungen des Wasserspiegels versteckt, die ausgesuchtesten Concertstücke zu spielen an. Die Akustik des Cabinets mag allerdings vortrefflich gewesen sein, und die Aussicht über den grünen Spiegel, der ihm fast auf Augenhöhe liegen mußte, auf den Riß der Berge hinaus, der noch vom Dach der Höhle und von der Oberfläche des Sees übrig geblieben war, viel zu einer wahrhaft künstlerischen Stimmung geholfen haben.

Aber ich glaube nicht, daß es unter dem schwächlichen Geschlecht der Virtuosen Viele gibt, welche auch dem allerschönsten Effect zu lieb unbefangen genug wären, sich daherein zu wagen.

Ein Concert anderer Art wird von Zeit zu Zeit an der quer drüben, an der Ostseite, zum See niedersteigenden rothen Felswand aufgeführt. Wenn die Geige des in Wasser und Felsen verborgenen Künstlers dem Vorüberfahrenden vielleicht wie eine Windharfe erschienen wäre, in der oben auf dem Felsen irgendwo die lebendige Luft der Berge spielte, so wird der plötzlich an den Schauplatz des anderen Concerts Versetzte für den ersten Anfang glauben, eine Schlacht zu hören, in der alle Potentaten Europas sich mit allen Stücken ihrer Artillerie beschießen. Die Erde — nein, nicht die Erde, denn Du bist ja auf dem See — das Wasser bebt und wie das Echo der ungeheuren Wände dazu heult, davon kannst Du Dir einen Begriff machen, wenn Du bedenkst, daß der Knall eines erbärmlichen zwischen diesen Klüften abgefeuerten Terzerols schon einen fast unaufhörlichen, grollenden Donner, von furchtbaren Schlägen unterbrochen, nach sich zieht. Es ist ein heilloses Gewüthe von Trommelfellerschütterungen. Die Veranlassung dazu ist nützlicher und vielleicht wichtiger als die zu mancher Schlacht gewesen ist, in der die Kanonen gerade so donnerten. Nicht immer hat das Schlachtengekrach eine Folge gehabt, die von Bedeutung z. B. nur mit dem Umstande sich messen könnte, daß viele Tausend Klafter Holz vor dem Krachen unbenutzbar auf pfadlosen Jochen und nachher nutzbar vor der einsammelnden Hand des Menschen liegen.

Doch das gehört nicht hierher, schauen wir lieber nach den dunkelrothen Wänden hinauf und stellen uns vor, es sei eben ein „Holzsturz“.

Dieser findet nur statt, wenn der baierische Hof in Berchtesgaden residirt und mag deßhalb ein verhältnißmäßig seltenes Schaustück genannt werden. Eine ganze Flotille folgt der königlichen Gondel; viele der Barken sind von schön geputzten Damen und Herren, einige davon auch mit Musikbanden besetzt, welche, solange die gewaltige Musik vom Berge noch nicht begonnen hat, die Gäste mit lustigen Weisen unterhalten, die, vom Jauchzen der Schiffer unterbrochen, vom mächtigen Wiederhall verstärkt, über den lauschenden See und die grauen Berge hinandringen, die, wie verwundert über den seltenen Spectakel griesgrämig in die Tiefe sehen. Noch kannst Du von den Schiffen aus, die ungeduldig auf dem Wasser herumschwärmen, nichts, als den weißen Schaum des Königsbaches sehen, von dem man jetzt nur ein winziges Theil Wasser über die glatte Wand hinabrieseln läßt. Denn oben, am Rande des hochliegenden Königsthales, wird der Welle der Sturz verwehrt und die Wassermenge des Baches, welche die aufgethürmten Holzstämme in den Abgrund reißen soll, durch das versperrte Thor einer Schleuße aufgestaut. Alles schaut gespannt nach oben, aber noch immer verkündet nichts Außergewöhnliches auf der Spitze des Hochgrates den erwünschten Anfang. Endlich blitzt es auf wie silberner Staub. Den leichten Wolken vergleichbar, welche auf sonnenerhitzter Straße den Antrab eisengepanzerter Reiter verkünden, die sich immer höher und höher erheben, bis endlich die wuchtigen Schaaren selbst sichtbar werden — ziehen aufstäubende Dunstsäulen und undeutlich herabquellende Schaumstreifen den ungeheuerlichen Massen voran, die jetzt jäh — scheinbar gerade auf unsere Schiffe her — herabgeschleudert werden. So rasend und blitzschnell jagt der wilde Sturz herab, daß

Du die großen Stämme, die zu tausenden in dem Schaum hängen, über der Eile des Fallens nicht sehen kannst. Aber jedes Aufschlagen auf den vielfach vorspringenden Felskanten dröhnt durch das Hochgebirg, wie die Donner jenes Tages, welcher den Schrecken des Gerichtes vorhergeht. Und darüber saust die Fluth hin, die schon längst über die Fesseln rasend war, die man ihr gerade da angelegt hat, von wo aus sie sonst gewohnt war, mit einem schrecklichen Satze die ersehnte Ruhe in den Seetiefen zu finden. Stämme, Schaum, Dampf, Splitter, Steine, Alles quirlt kopfüber durcheinander, als ob es einen Wettlauf gälte, wer zuerst den See erreicht, welcher Alles aufnimmt und zudeckt. Die Mühe des Holzspaltens übernehmen die harten Schrofen; an ihnen zerschmettert, kommen die lange Stämme als kleine Scheiter in der grünen Fluth an. Diese wogt von der ungewöhnlichen Bewegung auf und ab; wenn die größten Lasten in den Kreis des Wassers hereinstürzen, von dessen Nähe alle Schiffe sorgfältig fern gehalten werden, schwanken diese auf und nieder, als ob der See Stöße von einem Erdbeben erhielte, das durch seine untersten Klüfte zuckt. Bald bedeckt auch die von so massigen Geißeln gepeischte Oberfläche dichter Schaum; weiße Blasen treiben, wenn er sich auflöst, weit in den See hinaus und nur allmählig tritt das gewöhnliche Spiel der Welle wieder an die Stelle der emporgestachelten unnatürlichen Wallung. Die Schiffe sind von der verwehten Traufe benetzt — Alles athmet freier, als ob eine Last nicht nur vom Berge abgewälzt worden wäre und unter schmetternder Musik zieht die wieder geschwätzige Gesellschaft der Barken heiter nach gastlichen Ufern.

Weiter oben zieht sich eine kleine Bucht in das Ostufer, in deren Hintergrund der Kesselbach in zwei Absätzen

von stufenförmigen Felswänden sich eine feuchte Schlucht hinabstürzt. Zu einem Wasserfall gehört aber nicht nur die entsprechende Höhe, sondern auch das hinreichende Vermögen an Wasser, und darum wird der „Kesselfall", wenn es nicht etwa im Frühjahre ist, wo der Schnee von den Alpen stündlich in ungeheuren Mengen zu trübem Wasser wird, weder durch sein Rauschen noch durch den Aufprall des Sturzes auf dem Felsboden den Eindruck machen, wie so viele andere Wasserstürze in dem zerklüfteten Reich. Mit seinem Nachbarn drüben an der jähen Wand des Göhl bei Golling kann er sich schon gar nicht vergleichen. Dieser wird aber auch vom See, der in unentdeckbaren Nachtgängen sein Wasser durch das Kalkgebirg träufelt, gespeist und der Kesselbach nur durch ein paar armselige Quellen, die von den Grasalmen oben aus schiefrigen Steinen sickern. Das Loch, welches unfern von hier an einer der Seewände zu sehen ist, wird mit hoher Wahrscheinlichkeit als die Eingangspforte zu jenem unter schneetragende Berge und unermeßliches Gestein versenkten Kanalsystem betrachtet, welches die grünen Wasser hinüberleitet. Als der See in den dürren Monaten des Jahres 1823 unter der Wasserlinie dieses Loches stand, hörte auch der Wassersturz drüben auf, und ein der Gegend sehr kundiger Mann erzählte mir, daß man den Zusammenhang des Sees und des fünfhundert Fuß tiefer liegenden Wasserfalles auch durch directe Versuche nachgewiesen habe. Man soll nämlich am Kuchler Loch (so heißt die Höhle) ungeheure Mengen Sägmehl ins Wasser geworfen und dieselben drüben wieder zum Vorschein kommen gesehen haben. Doch vermag ich die Wahrheit dieser Angabe nicht zu verbürgen.

Der Verfasser der andächtigen Inschrift: „Ewiger,

Dich spricht das Gestein, Dich das Brausen des Gewässers, wann wird meine Seele Dich schauen?", welche an einer Wand des Kesselfalles eingehauen ist, soll derselbe in weitesten Kreisen bekannte Dichter sein, dem wir auch ein interessantes Distichon über den Gollinger Wasserfall verdanken.

Wenn Du vom Wasserfall aus den Rückweg nach Deinem Boote einschlägst — kannst Du Dich in Gedanken auf die reinen Höhen versetzen, die vom grellsten Sonnenlicht beschienen in diese Schlucht hineinschauen, in der schon der spätere Nachmittag dunkelt. Die im Glanz des schräg stehenden Gestirns wie eine Mischung von gelbem und rosenrothem Feuer funkelnden Schneefelder des Watzmann sind es, die Deinen Blick, dem der Fuß so träge folgt, in ihre Klarheit locken, wenn er es nicht vorzieht, die vier alten Damen zu mustern, die sich am Rande des vom Fall niederrennenden Baches Kaffee kochen und ihre seidenen Kleider über die Chaussüre zurückschlagen, deren Inhalt keine reizvollen Geheimnisse birgt. Das Gewässer, welches nach der Inschrift den Ewigen spricht, wird von diesen eben in einem blechernen Hafen aufgefangen und über eine Spirituslampe gesetzt. Amüsant wäre es zu sehen, was geschähe, wenn es einer Alpenratte (Arvicola nivalis var. petrophilus Wagner), die hier oft in Felsen nistet, einfiele, sich die Sache ein wenig näher anzuschauen. — Unser Schiff, das uns bisher ganz im vorgeschriebenen Cyclus der obligaten Touristenpunkte herumgetragen hat, möge uns nun auch noch gar bis zur Halbinsel St. Bartholomä hinüberbringen, die so niedrig drüben aus dem See schaut, daß man meint, das kleine Kirchlein sei, wie weiland die famosen Pfahlbauten, auf Pfählen in ihn

hineingerammt. Sie wird uns Stoff zu mancherlei Betrachtungen bieten.

St. Bartholomä ist eine Jägerstation par excellence. Ein Forstwart, der gefällige Herr Hohenleitner, ist der Wirth, Alles trägt Jägercostüm, selbst ein kluger Knabe, der den kleinen Kindern des Hausherrn Lesen und Schreiben lehrt. Und es ist ein vollständiger Anzug für den Hochgebirgsjäger, den diese riesigen Gestalten der Jäger tragen: dicke Joppe, lederne Hose nur bis zum Knie; die Waden sind nackt, und eisenbelastete Bergschuhe schützen den Fuß. Das Erste, was Einem begegnet, ist ein zahmes Reh, das sich vom beschneiten Hochgebirg herab zu den behäbig lebenden Hausthieren des Forstwartes gesellt hat, und wenn Du die Schwelle des Hauses selbst überschreitest, siehst Du nichts als Abbildungen abenteuerlicher Jagdgeschichten zu Wasser und zu Land.

Auch die Fischerei hat ihre hervorragendsten Leistungen durch die bildende Kunst verewigt.

Eine schwarzäugige Lachsforelle mit grünlichgrauem Rücken und silberweißem Bauch, deren zartes Fleisch das Netz mit dem respectablen Gewicht von einem halben Zentner belastete, ist kein übles Vorzeichen von den gastronomischen Genüssen, welche Dir die edeln Schuppenträger dieser Wasser darbieten werden.

Im ersten Stock ist eine Sammlung von Reh- und Hirschgeweihen, die allen Liebhabern bittern Neid erregen muß; an Abnormitäten wird sie vielleicht von wenigen in

Europa übertroffen. Sie ist der Stolz des wackeren Hohenleitner, der mit schlichten Worten oft die seltsamsten Begebnisse zu berichten weiß, die sich an die braunen Aeste knüpfen: denn auch Geweihe haben ihre Geschichte.

Der Lämmergeier, der Kondor der europäischen Gebirge, ist aus unsern Alpen verschwunden. Noch der alte Jacobs in seinem „Mittag auf dem Königssee" erzählt von ihnen wunderbare Sachen, von schlimmen Raubthaten und gefährlichen Anfällen. Seine verderbliche Rolle spielt jetzt der Goldadler,*) die gesuchteste Beute der Jäger. Auf derselben Flur, auf der wir die Unzahl der an den Wänden befestigten Hirschtrophäen angestaunt haben, fällt uns ein Oelbild in die Augen, welches eines der gewaltigsten Exemplare des königlichen Thieres zeigt. Es mißt mit ausgespannten Flügeln über acht Fuß, und selbst das Bild macht uns einen drohenden Eindruck. Wie sonderbar mag dem Jäger zu Muth sein, der auf unsicherer Klippe über einem Abgrund steht und von dem gierigen Thier „angeflogen" wird. Denn das ist ihre Weise, gegen starke Thiere und Menschen, welche sie nicht mit den Krallen forttragen können; sie suchen sie mit den Flügeln in einen Abgrund zu stoßen, aus dem sie dann die zerquetschten Knochen heraufholen. Füchse, Dachse, Hunde, Katzen, Rehe, Ziegen, Hasen werden von ihm ohne Weiteres durch die Luft mitgenommen und ins Nest getragen, wo er sie zerreißt und die blutigen Fetzen mit Aufopferung seinen Jungen vorsetzt. Sein Horst ist eine osteologische Sammlung der Skelette aller Vierfüßer und größeren Vögel des Landes. Den

---

*) Aquila chrysaëtos.

glücklichen Erbeuter belohnen außer dem Jägerruhm vier Gulden Schußgeld.

Wir stehen in demjenigen Jagdschloß der Könige von Bayern, welches in der Mitte des beutereichsten Stückes ihres Reiches liegt. Darum ward es auch gar oft von dem verstorbenen König bewohnt, der ein leidenschaftlicher Jäger war. Dort liegt sein schmuckloses Schlafzimmer, dessen einzige Zierde ein schön gearbeiteter Rococotisch ist. Neben an stößt das kleine Wohnzimmer, in welchem ein ausgehöhlter Marmorblock zu einem zierlichen Tabakbehälter, einem fratzenhaften Gnomen, verarbeitet steht.

Im Vorplatz hängen hübsche englische Kupferstiche aus den letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts, Familienscenen in dem bekannten Geschmack darstellend, und zu haben bei Wagner nella Merceria di Venezia.

Bei diesem Durchwandern des Schlößchens darfst Du nicht zu häufig zu den Fenstern hinaussehen, denn die wunderbare Größe der Tauern, deren Zinken im Süden gerade in den See hereinschauen, in dessen Tiefe ihre Abdachung fällt, zöge Dich sonst hinaus, von der Betrachtung dieser Kleinigkeiten hinweg. Doch weiß ich, daß ich Manchen meiner Landsleute einen Gefallen mit dieser Schilderung gethan habe, und darum beabsichtige ich auch nicht, die andern damit zu verschonen.

Schöner als die gemalten Fische auf den Gängen sind die lebendigen anzuschauen, von denen der sorgsame Hohenleitner immer eine große Menge in einem Bassin voll klaren Wassers beisammen hat, welches an einer entlegenen Stelle des dickwandigen Schlößchens liegt. Dort siehst Du die veränderlich punktirte Forelle — ein köstliches Gericht, ob sie, wie in den tiefklaren Seen, rothe, oder, wie oft in

den seichten Achen, graue oder blaue Punkte auf den zarten Schuppen trägt. Hie und da entdeckst Du auch darunter die korpulente Maiforelle.*) Aber die meiste Beachtung wirst Du dem berühmten Saibling**) schenken, mit dessen Geschmack Du vielleicht vertrauter bist, als mit seiner Naturgeschichte.

Die Wenigsten wissen, das dieses zarte Thier auch in den Tiefen des Oceans vorkommt, und durch die großen Ströme in die Bergwasser und die Seen hinaufsteigt. Bei uns läßt sich nun das, wegen der geringeren Verästelung nach den Alpenseen hin, welche das Donaugebiet vor dem Rheingebiet kennzeichnet, nicht so leicht nachweisen — aber in der Schweiz ist die Thatsache zu oft beobachtet worden, als daß man sie bezweifeln dürfte. Da im Behälter rutscht er träg herum, die Perle der Fische. Weil Du ihn meist gebacken oder durch Sieden verunstaltet verzehrst, wird es Dir vielleicht denkwürdig sein, zu erfahren, daß er hier, wie er im klaren Wasser sich herumtreibt, oben olivengrau, unten hochgelb ist und orangegelbe Brust- und Bauchflossen trägt. An den Schweizerseen nennt man ihn wegen des Dir bekannten rothen Fleisches „Rötheli", und während die allergrößten hier fünf Pfund wiegen, kannst Du am Genfersee solche von zehn Pfund sehen. Im Uebrigen ist es unbestritten, daß die Saiblinge dieses unseres Sees am schönsten gefärbt sind; auch beherbergt er sie in so bedeutender Anzahl, daß ihrer Tausende geräuchert und in Berchtesgaden als „Schwarzreuterl" verspeist werden. An den feinen Tafeln großer Städte wirst Du ihm selten begegnen;

---

*) Salar Schiffermülleri.

**) Salmo salvelinus.

denn das Versenden verträgt er nicht, seine Verwesung geht ungemein rasch vor sich und verbreitet unglaublichen Gestank. Nachdem also dieser Leckerbissen auf den Localconsum so zu sagen beschränkt ist, muß man um so mehr staunen, wenn man die für die jugendlichsten Exemplare hier notirten Preise mit peinlicher Ueberraschung betrachtet.

Es sieht fast so aus, als sollte der kostbare Fisch mit aller Gewalt auf seiner klingenden Preiswürdigkeit erhalten werden. Es wäre wenigstens sonst nicht abzusehen, warum auch in den Monaten, in welchen der Fremdenzug fast ganz aufgehört hat, der Salmo salvelinus fast mit derselben schweren Münze bezahlt wird, wie in dem Höhenpunkte der Saison, wo norddeutsches Volk, welches die Alpennatur mit Löffeln essen möchte, fortwährend das gute Fernrohr des Wirthes belagert, um „Jemsenrudel" zu sehen. Wenn der Tarif das ganze Jahr gilt und unter allen Umständen, so speist der Hausherr im Winter, wo kein fremder Gast das Leben der zarten Schuppenträger gefährdet, aus seinem Fischbehälter, an seinem eigenen Tisch, so theuer, wie kein Banquier an seiner Tafel. Indem ich Dir nur wünsche, daß der Fisch, welchen das Handnetz für Dich herauszieht, an Größe ein Wildfang,*) der Rechnung nach ein Gründling sein möge, versäume ich nicht, Dich auf den vortrefflichen Eierkuchen aufmerksam zu machen, welchen Frau Hohenleitner so zu bereiten versteht, daß unter den „Schmarren" dieser Bartholomä-Schmarren nicht mindere Auszeichnung verdient, als der Saibling**) unter den Delicatessen der Süßwasser.

---

*) So heißen die großen Exemplare.

*) Ich schreibe Saibling, weil das Wort im Munde der Leute entschieden so, nicht Salbling, lautet. Uebrigens ist der hochdeutsche Name des Fisches Rothforelle.

Der grüne Plan draußen ist mit schönen Ahornen und Lärchen besetzt — eine prächtige Weide. Der Watzmann, die Burgstallwand sind aber ein Hintergrund, wie ihn wohl wenige Baumstände auf so ebener, niedriger Wiese haben. Es ist eben der ganze Boden dieser „Hirschau", wie gesagt, durch die eingeschlämmten Muren vom Eisbach in den See hineingeschoben worden; darum ist er auch so wenig über das Wasser erhaben, daß man ihn draußen im See, wenn nicht die zwei Thürme des Schlößchens wären, kaum bemerken würde.

Man stelle sich nun das Alles in den Wintermonaten vor. Sämmtliche Farben sind von einförmigem Weiß bedeckt. Vom See keine Spur. Denn der ist längst zugefroren und über dem Eis sind dichte Schneelagen hingeweht, so daß ohne geographische Vorkenntnisse kein Wanderer, der darüberschritte, ahnen würde, daß unter ihm ein flüssiger Abgrund von hunderten von Klaftern droht. Man hielte ihn für einen zugeschneiten Anger, eine verwehte Kluft. Da wäre es, wie einer der Jäger sagte, nicht übel, wenn man ein paar Heustadel und Dunghaufen darauf setzte und dann Alles als Feld einem Juden verkaufte — der würde, meinte er, schöne Gesichter schneiden, wenn ihm sein Grundstück im Lanks unter den Füßen aus dem Leim ging.

Aber leider ist das Flurkataster da, fiel dem lustigen Eulenspiegel ein.

Wie es die Leute auf Bartholomä treiben, wenn sie so durch den Frost von der andern Welt abgesperrt sind, davon kannst Du Dir ein Bild machen, wenn Du die verschiedenartigen Vorkehrungen betrachtest, welche ihren Verkehr im Winter ermöglichen. Liegen auf dem gefrorenen

See dichte frische Schneemassen, so binden sie sich sogenannte „Fußsteig“ um, Reife, die von mehreren Schnüren durchkreuzt sind, Schneeschuhe, wie sie die Lappen im hohen Norden tragen. Dadurch wird die Last des Körpers auf eine größere Fläche vertheilt und das Einsinken erschwert.

Liegt kein Schnee, sondern das Eis, den Sonnenstrahlen ausgesetzt, klar zu Tag, so treten verwickeltere Verhältnisse ein. Man bedenke vorerst, daß die so ungeheuer tiefen Hochalpenseen, deren Wassermenge einen lang andauernden Austausch zwischen erkälteten und wärmeren Schichten zuläßt, Monate brauchen, bis sie sich mit Eis bedecken; vor Ende des Januar oder Anfang des Februar fast nie. Das ist aber eine Zeit, in welcher die Sonne schon wieder hoch steht und deßhalb Kraft genug hat, während der Mittagsstunden die Oberfläche des Eises aufzuthauen, die sich aber dann Nachts wieder mit einer dünnen Kruste belegt. Es entstehen dadurch gefrorene Wassertümpel ober der eigentlichen dicken Eisdecke, deren Rinde aber selten dick genug ist, um einen Darüberschreitenden zu tragen. Dieser wird vielmehr einbrechen und erst unter ihr auf der Seedecke wieder Fuß fassen. Solche Tümpel nennt man „Schlampen“. Um sich nun beim Einbrechen in diese Schlampen nicht fortwährend die Füße bis weit über die Knöchel herauf in dem eisigen Wasser zu durchnässen, bindet man sich eine Art niedriger Schemel „Schamerln“ unter die Sohlen und klappert mit diesen über den harten Krystall getrost fort.

Eine andere große Unannehmlichkeit von Fußtouren auf dem See sind die „Fragln“. Es ist nämlich einleuchtend, daß die große zwischen die Felswände eingekeilte Wassermasse wegen der durch das Gefrieren bedingten, aber durch die Wände gehinderten Ausdehnung, Risse und Sprünge

bekommen muß, so daß sich einzelne Eistafeln gegen einander aufbäumen oder mit Gewalt übereinander geschoben werden. In der Nähe solcher Klüftungen pflegt es heillos zu krachen, und der Unerfahrene wird glauben, jeden Augenblick einbrechen und in die schwarze Tiefe versinken zu müssen. Aber sei unbesorgt — die dicken Blöcke weichen nicht. Und wenn sich das Eis unter Dir biegt und die Ränder ächzen, daß es von der Wand wiederhallt — es thut nichts, Du wirst nicht verderben.

Unbeschreiblich aber sind die Schauspiele, in welchen sich die Natur jener Monate ergötzt. Wenn Du da Morgens an den Strand von Bartholomä hinaustrittst, siehst Du in einer Stunde einen Wechsel der Lichter auf den beeisten Bergen, ein Ringen von Himmelblau, Sonne, Wolkenbänken, aus denen bald Fichten, bald Schneefelder bald Spitzen, bald das grüne Seeeis herausschaut; Du meinst von fünf Minuten zu fünf Minuten eine ganz andere Landschaft zu sehen, wenn das Wort Landschaft noch für diesen aufgethürmten Fleck der Welt zulässig ist, in welchem der Himmel mit seinen Wolken eine größere Rolle spielt, als die Erde mit ihrem Wachsthum. Die Erdrinde scheint in der That hier nicht sowohl ihrer selbst wegen da zu sein, als um den unfaßbaren Erscheinungen der Luft zum Spielplatz zu dienen. Auf den flimmernden Bergspitzen ruhen die Wolken, wenn sie genug durch die Wände über den See gejagt haben; das grelle Licht scheucht sie wieder von ihren Lieblingsplätzen weg, worüber eine ungeheure Schneewand, die aus dem plötzlich geklärten Blau mit Blitzesschnelle hervortritt, ein rosiges Gelächter anhebt. Dann stürzt vom Himmel eine graue Säule, eine vom See aufstehende kommt ihr entgegen. Lustig

tanzt der wolkige Pfeiler an den Wänden hin, bis ihn eine ungeheure finstere Wand verschlingt, die, vom Nordwind langsam vorwärts bewegt, die Nacht gewaltsam schon um Mittag herschleifen will und die Eisfläche des Sees wie die der höchsten Gipfel hinter sich in das Nichts wirft. Sie schreitet fort und fort; schon fühlen wir das fröstelnde feuchte Wehen, das ihr vorausgeht. Nun stehen wir mitten drin und der Stein vor unsern Füßen ist dem Blick entzogen. Es wird immer mehr grau und braun in der Welt, die Körper sind verschwunden; eine dumpfe Gruftluft benetzt Dich — es scheint, sie weht über die Vernichtung aller Dinge. Aber sieh! hellere Streifen zucken herein, dort ist eine schwarze Linie, dort eine blendende, ein großer grünlicher Fleck dringt durch — mit einem Zauberschlag sind die Höhen und die Tiefen im Sonnenlicht wieder erstanden — staunend siehst Du den braunen Vorhang hinter Deinem Rücken gegen Süden flattern, und die einzigen Nebel, welche das klare Gestirn noch beleuchtet, sind kleine, schimmernde Dämpfe, die auf der grasgrünen Eisfläche des Sees kriechen.

Ich führe Dich, lieber Leser, jetzt zwar abermals durch Sommerstunden, aber dennoch wieder, wenn auch nicht auf, doch in das Eis. Du weißt schon, daß ich von der Eis-, oder, wie die Leute auch sagen, von der „glasernen" Kapelle spreche. Es ist das so recht ein Ausflug, den man nicht so sehr wegen seines Zieles, als wegen der Erscheinungen macht, die der Weg bietet. Sieh dort in der breiten Kluft, in welche unser Pfad hinein leitet, hoch über theilweise wolkenverhüllten Gipfeln jenen blaugrauen Theil des

Himmels, dessen Luft oben im Frost starrt — sieh, wie kalt, wie öd, diese Verdüsterung des hohen Blau über den Schluchten brütet — Du meinst, es hängt getrübtes Gletschereis an der Wölbung, und doch ist es dort wieder so durchsichtig, so ätherklar — dieser schimmernde unfruchtbare Frosthimmel lagert über einer Erde, die ihm gleicht. Darum gehen wir auf diesem Wege.

Am Eingang der Wildniß siehst Du dort das kleine Kirchlein auf grasigem Fels. Der Brunnen, der ihm entquillt, sprudelt ein Naß, dessen Reinheit und Süße die Vorübergehenden zum Genuß einladet. Seine Wasser, aus klaren Höhen zusammengeträufelt, rinnen an Blüthen vorüber, welche, wie sie, von weit oben herabgewandert, sich ebenso im Farbenglanz die Helle der oberen Lüfte bewahrt haben. Die rundblätterige Iberis, das alpine Erigeron und selbst die Aster der Alpen gedeihen noch an den eiskalt überrieselten Steinen. Am Tage, an welchem die Kirche das Doppelfest des liebenden und des eisernen Apostels feiert, kommen hieher die Andächtigen aus den öden Thälern und von den luftigen Almen herab, welche eben um jene Zeit*) ihr duftiges Gewand anziehen, welches für sie den Frühling und den Sommer zugleich bedeutet. Sonst webt um das Heiligthum die gewaltige, rührende Ruhe, in welcher die weißen Häupter, in welcher der dampfende Firn und das blendende Gestein alle Tage des Jahres feiern.

Weiter führt Dich der Weg den Abhang entlang in die Kluft hinein, welche, wenn Du ihre furchtbaren Hinter-

---

*) 26. Juni.

mauern betrachtest, aussieht, als führte sie Dich in die innerste Werkstätte der Alpenkräfte, von wo der Schneesturm herausweht, die Nebel quellen, die das Land bedecken und die Ströme geboren werden, deren Krystall Dich draußen entzückt, wenn die empörte Welle nicht Schnee und Felsen tragt. Und es ist in der That etwas dem Aehnliches, wohin ich Dich führe. Aber die Stätten des Todes sind auch die des unvertilgbaren Lebens. Sieh z. B. wie drüben neben dem Krummholz der Legföhren, dort im Rinnsal der Lawinen, Saxifragen neben dem Schnee blühen. Auch ihre Stengel waren noch vor wenigen Tagen von dem klafterhohen Schnee bedeckt, dessen Mauer neben ihnen steht, und der da, auf der geschützten Stelle, von dem heißeren Strahl aufgeleckt wurde, während die sie fast berührende Kruste in diesem Sommer nicht mehr verschwinden wird. Die übergroße Wärme dieses Juli hat vermocht, was zehn Sommersonnen an dieser Stelle nicht gethan haben; sie hat die erstarrt scheinenden Stengel aus den harten Frostschichten gelöst — und das Wunder geschah: die zehnjährige Grabruhe hat den Keim des Lebens nicht ertödtet, sondern schon der vierte Morgen nach der Befreiung sah die weiß und rothen Blüthchen ihr Haupt dankbar nach dem Lauf des Gestirnes drehen, das um Leben oder Zerstörung unbekümmert seine eigene Lichtbahn wandelt.

Allmählig verschwinden auch die Legföhren in der Kluft, deren letzte Falte, das von Lawinen aufgehäufte Schneegewölbe, schon über den Bach herschaut. Du bist hier in einer halben Stunde in einen Schatten- und Eiswinkel gerathen, dessen Kälte selbst jenen frostliebenden Blumen das Dasein gestattet, die sonst die Zone nie verlassen, wo in verdünnter Luft die Kälte wie das Licht des Weltalls schroff

vom Eis des Felsens abstrahlt. Du pflückst, vom Hauch des Baches angekühlt, den Cistus von Oeland, die kretische Athamanta, das haarige Hieracium und selbst die Primula Clusiana.

Nun rücken die bereiften Felsen ganz zusammen. Du siehst die Wände der Eiskapelle — von den Lavinen zusammengeschaufelte Schneewände, stellenweise von einer in die Quere gestürzten Lähne mit einer gefrorenen Decke überbrückt, die aber oft eingestürzt ist und mit den bläulich schimmernden in den Grund geschleuderten Blöcken dem Wanderer, der die oben noch drohenden Bruchstücke nicht scheut, vielfache Hemmnisse in den schaurigen Weg legt. Ich kann mich erinnern, einmal ohne es zu wissen, auf einer solchen Brücke gegangen zu sein. Es war finstere Nacht; ich hatte mich auf dem Wege vom Mädeleshorn ins Lechthal verspätet und konnte nur mit Mühe dem schmalen Pfad folgen, der hoch über einer im Abgrund donnernden Ach am steilen Berg dahinführte. Endlich kam eine Brücke über die Kluft, in deren unsichtbaren Tiefe der Strom toste; rüstig schritt ich darüber und erst einen Schritt vom jenseitigen Felsenufer entfernt stieß ich zufällig den Stachel meines Bergstockes in den schwindeligen Steg. Aber Entsetzen! er gab nach, er war weich; ich sah hin, es war Schnee. So war ich auf dem Rest einer Lawine gegangen, die im Frühjahr über den Abgrund gefallen war und noch jetzt im Spätherbst ihn mit einem übrig gebliebenen vor der Sonnenhitze zusammengefrorenen Trumm überbrückte. Wer den durch eine solche Ueberraschung hervorgerufenen Eindruck nachempfinden will, der stelle sich, wenn es ihm gelingt, den schneeigen Fels zu umklettern, auf eines der Plafondtrümmer der „glasernen“ Kapelle.

Die große Zerstörung, welche den größten Theil des halb transparenten Daches im Wasser des Eisbaches vergrub, rührt vom Sommer des Jahres 1862. Es wird viele Jahre dauern, bis die lasurne Kuppel, von den Geistern des Frostes erneuert, wieder den Schneegang überwölbt. Solche, welche in früheren Zeiten die dämmerigen zugemauerten Schneegründe durchschritten haben, an deren Ausweg der Bach, den wir früher vom „Hocheis" niederrinnen sahen, den Schnee zerpeitschend und die Decke durchschlagend, den zweihundert Fuß hohen Abhang jäh hereinstürzt, wissen nicht genug von den Gefühlen des Schauers zu erzählen, mit welchem sie die todtenstarren, glänzenden Mauern in der verborgenen Hochgebirgsschlucht erfüllten.

Wer den Aufbau der Alpenmauern erforscht, wird um die Schneeschlucht herum eine der ältesten Niederschlagsbildungen, die dunkeln Wände des Alpenmuschelkalkes, beobachten können. Schwarze breite Streifen ziehen sich durch die von anderem Kalk aufgeschichteten Watzmann-Abhänge. Doch vielleicht ist das Alles verglast und beschneit, und dann wirst Du wenig Unterschiede zwischen der einen und der andern Bildung aufzuspüren im Stande sein.

Leichter als hinein in die Schlucht machst Du den Rückweg nach ihrer Mündung — Du bist froh, dem erkältenden Gewölb zu entkommen. Bald winkt Dir wieder der freie Himmel und der grüne See und schon stehst Du an der verlassenen Kapelle des Eingangs:

Ma hoaßts dort z' Sankt Johann und Paul,
Und geht davo die Sag,
Es kaama oft von Untersberg
In d' Meß da nei dieselln Zwerg.

Wenn Du Dich jetzt noch einmal umkehrst und gegen die Kluft schaust, aus der Du herausgekommen, siehst Du die Sonne, dem Untergang zustrebend, von einem Lärchenstamm des Grates wie verdeckt. Aber zu den Seiten des wuchtigen Baumes schießen farbige Lichter auf, jenen Strahlenbündeln vergleichbar, mit denen die Kirche den goldenen Behälter schmückt, welcher den verklärten Leib eines Gottes bewahrt.

Wir fahren weiter in den See gegen Süden hinaus. Rechts fällt die Burgstallwand in das schweigsame Wasser, der jähe Schauplatz gewaltiger Hirschjagden. Hoch, von den Felsflächen und Bannwäldern wird das edle Wild herabgetrieben, daß ihm kein anderer Ausweg bleibt, als die tiefe Fluth. Dann wird von Jägern, die in herangetriebenen Schiffen lauern, auf die schwimmenden Thiere geschossen, die mit geängstigten Augen aus dem Wasser schauen. Diese Jagden sind alle königlich.

Du brauchst nicht die Höhen hinauszuschauen, während Dein Nachen den See hinanwogt. Stütze Deinen Kopf in die Hände und blicke vor Dich über die Ränder des Schiffes in den Spiegel hinab, Du siehst den Himmel und seine Wolken, Du siehst die Wolken und ihre Berge, Du siehst die Berge und ihre Wasserstürze. Links furcht ein milchweißer Streifen, die Wand, der Schleierfall; rechts rauscht ein kräftiger Gießbach herab, in Absätzen aufstäubend, der Sturz des Schrainbach. Es gibt nichts Traurigeres, als einen solchen Bach im umgestürzten Himmel nach oben

flimmern zu sehen und dabei das eintönige Geräusch seiner Welle zu hören, das sich mit dem Anschlagen der Seefluth an deinen schwachen Kahn mengt. Es ist eine Melodie der Klage.

Der See wird Fels; der flüssigen Tiefe stehen plötzlich Riesendämme entgegen. Da ist es der schwindelnde Absturz der Sakereckerwand, die letzte Terrasse der von oben sich herabsenkenden Felsstufen, an welcher der See gegen Mittag seine Grenze findet. Sie gleicht den Wänden, welche vom Karls-Eisfeld, welches sich am Dachstein hinanhebt, gegen den tiefen See von Hallstadt fallen. Und die Dinge, welche man erblickt, wenn man den steilen Pfad an dieser sich hinauswagt, sind nicht minder gewaltig, als die Gletscherwelt zwischen Gosau und Thorstein.

Eine Schlucht, ein Riß ist dort zwischen den Wänden zu sehen; vor ihr lagert sich auf grasigem Fleck die wohlgezimmerte Sennhütte der Saletalpe. Dort setzt uns das Boot an das schmale Stück Land, welches sich zwischen See und Gestein grün zu erhalten gewußt hat.

Es ist schwer zu entscheiden, ob die schmale Landzunge, welche, von Felsen eingezwängt, den finstern Obersee von dem größeren Nachbar trennt, einem Bergeinsturz oder einer durch die Gießbäche bewirkten Aufbauung und Ueberschüttung ihr Dasein verdankt. Die großen Blöcke, welche an dem noch übrigen Bach liegen, sprächen für erstere, die ganze Gestaltung der Umgegend und die verheerende Wirksamkeit der Geröll mitreißenden Achen aber für letztere Meinung. Sei dem wie immer — für uns ist sie der Zugang zu dem innersten Heiligthum der Wasserwelt dieses Landes, dem dunkelschönen Obersee.

In wenigen Minuten stehen wir am Rand seiner Fluth.

Gewaltige Naturscenen haben oft in ihrer Mitte etwas, was dem ganzen Schauplatz sein besonderes Gepräge gibt, oder welche, sowie sie in die Vorstellung treten, sofort den Ton des Gesammtbildes geben. So baut die Erinnerung an die Zugspitz das Thal von Partenkirchen, an die glänzende Pyramide des Watzmann den Gau von Berchtesgaden in der Einbildungskraft auf und der Traunstein zaubert Dir die Marmorwände um den Spiegel des Gmundner Sees vor.

So strecken sich über den Obersee die Teufelshörner hinauf. Roth wie die Wohnung des bösen Geistes stehen die halsbrechenden Wände dort, die den Zugang zu den unheimlichen Spitzen abwehren, und ebenso roth blenden sie aus dem tiefsten See, dessen Fluth, wie von ihrer Gewalt gebannt, einem leibhaftigen Gewässer der finstersten nordischen Mähre gleicht. Selbst der vielfach gespaltene Röthbachfall, der das dämonische Roth durchstreift, bewegt den See nicht. Bleiern liegt er in einer Kufe des grellen Gesteines. Die obersten Spitzen sind weiß vom gebleichten Fels und vom eisgewordenen Schnee, dann lagert unter ihr der grün durchwachsene „Laubsattel“, von jenen rothen Wänden getragen, an denen der Sturz des Baches in die Tiefe geht. Der Morgen scheint seltsam da drinnen, wie der Blick des bösen Auges oder der Anbruch eines Jammertages, dessen Ende Feuer und Erdbeben sein wird. Im See wird das Bild nachgeäfft, und nur der Ruderschlag der menschlichen Hand zerstört die rinnenden Linien im bodenlosen Wasser.

Nicht so hoch, aber finster, steigt gegen Norden die Kauner-, gegen Süden die Walchhütten-Wand in den beschränkten Himmel, so daß Dein Blick immer von den Spitzen angezogen bleibt, deren unzugängliche Schneehänge von den Leuten den schlimmen Namen bekommen haben. Am ärgsten blickt die Wüste dort oben herab, wenn die breiten, inwendig finstern, Bänke der Föhnwolken am Himmel stehen. Dann sieht man sie wie durch das Licht einer ungeheuern grau beglasten Lampe, und die Unruhe des warmen Luftstroms am hohen Firmament scheint von den schwarzen Wassern getheilt zu werden, die Blasen werfen und Ringe über sich ausbreiten, daß Du meinst, ein Ungeheuer der Tiefe schnarche auf seinem Boden und wälze sich im Weltuntergangstraum von einer Seite auf die andere.

In solcher Stunde schauen die spärlichen Bäume schwarz darein; der Wasserfall scheint stärker zu rauschen, aber es ist nur das gedämpfte Heulen des anrückenden Sturms auf dem Geklipp. Die Reihen der hohen zerrissenen Nebel, Wolken, jagen voran, und bald gröhlt die Lawine herab, den See aufpeitschend, daß aus dem schwarzen Wasser weißer Geifer thurmhoch in die schwüle Luft schnellt.

Dann treibe den Kahn an's Ufer.

Zu der Bergwanderung, die wir nun antreten wollen, gehört guter Muth und Geduld. Du mußt weder glauben, mit leichter Mühe eine vor Dir aufgethürmte Höhe hinauflaufen, noch darfst Du verzweifeln, sie erreichen zu können,

wenn Dich die genannten Tugenden begleiten. Es ist eben ein Symbol einer anderen Wanderung, die Du Dir selbst leicht nennen kannst.

So stehen wir am Schreinbachfall, den wir vorher aus der Tiefe des Königssees betrachtet haben, mit leichtem Gepäck und rüstigem Fuß. Der Berg und der Wasserfall, der eine mit seinem Schatten, der andere mit seinem feuchten Wehen, schützen uns vor der Südsonne, gegen die wir hinansteigen. Unsern Durst zu löschen, rieselt es überall von Quellen, deren kurzer Lauf bald im Seespiegel sein Ende findet. Sie sind durch den ungeheuern Kalkstock vom Funtensee, der hoch oben am Tauern liegt, durchgeseiht und haben sich hier Ritzen gebrochen.

Eine Bergbesteigung hat ein directes Ziel, das Du aber fast nie im Auge hast, denn während der ganzen Wanderung beschäftigen Dich näher liegende Spitzen, Platten, Wände, und selten siehst Du ohne Unterbrechung auf den von Dir angestrebten Gipfel hin, ehe Du ihn beinahe schon mit dem Bergstock greifen kannst. Und wenn Du ihn vorher siehst, so sei versichert, daß sich später wieder eine Menge Coulissen dazwischen schieben und daß sich noch Hindernisse zeigen werden, von denen Du auf Deinem Standpunkte keine Spur entdeckst. Da sind noch Joche zu überklettern, Wände zu umgehen, Felsenecken zu umbiegen — und dann wird sich dieselbe Täuschung und Enttäuschung noch einigemal wiederholen, bis Dir die Sonne eine unter dem Gipfel ausgebreitete Welt zeigt.

Das lärmende Gewässer, das in vielen Staffeln sein steiniges Bett durch den Nadelwald reißt, entlang zieht sich unser Weg im dunkeln Grün hinauf. So oft die Fichten einen Rückblick zulassen, sehen wir den See hinter unseren

Rücken, der ebenso in die Tiefe zu fallen scheint, wie seine schneeigen Wände an Größe zunehmen. Den Neuling wird das überraschen; er wird meinen, je höher, desto mehr würden die Berge von der Wirkung verlieren, die sie für den haben, der in der Tiefe steht. Es ist aber gerade umgekehrt; Niemand wird sich einen Begriff von den Massen des Hochgebirges machen können, wenn er es nicht selbst versucht hat, stundenlang mühevoll in die Höhe zu klettern, und er dann den bestiegenen Berg selbst, wie die Nachbarberge, in ihrer Ausdehnung nach oben und unten viel gewaltiger sieht, als sie ihm unten vorgekommen sind.

Unter den Fichtenschlägen steht hie und da, in ungewohnter Höhe verirrt, der Vogelbeerbaum. Er mag den Steinhühnern und Schneefinken willkommene Nahrung bieten, wenn eine frühzeitige Schneedecke die Armen von ihren luftigen Gegenden herabtreibt.

Doch bald wird unsere Aufmerksamkeit von den Wänden, die aus dem See hinter uns herausschauen und den Bäumen, die sie uns zu häufig verstecken, abgelenkt. Wir haben eine Felsenterrasse erreicht, von der wir die uns sichtbar gewesenen obersten Stürze des Schreinbaches herabrinnen sahen, und nun, am Rand der Platte, scheint er plötzlich versiegt. Es ist eben da, wie im Kessel des Wimbachthales; der kleine See, der einst in dem engen Thal dieser Terrasse gebettet war, ist unter Geröll begraben und kommt erst wieder als Bach zum Vorschein, wo sein Wasser ein Gestein berührt, in dem es nicht mehr aufgesaugt wird. Die Schlucht dieses ehemaligen Hochalpensees ist öd; furchtbare Kalktrümmer zwingen Dich zum Hin- und Herspringen auf den Zickzackwegen, die vom Viehtrieb und eingesenkten

Wasser oft schwierig genug zu begehen sind. Nasses und trockenes Geröll, stehendes und rinnendes Wasser, abgeschurfte Felstrümmer und bemooste Blöcke, angeschwemmter Kies und aufgewühlter Felsboden zeigen Dir, daß die Wasser, welche im zerschmetterten Gestein versickert liegen, nur der Speisung von oben bedürfen, um auch in dieser erschöpften kalkigen Scharte wieder einen fließenden Bach darzustellen. Es gibt nichts Rundes in solchen Hochgründen, wo ewige Wasser an den Gesteinen zehren; alles ist kantig, scharf und spitzig, und schneidet in die Sohlen, wie der eisige Wind ins Gesicht, der vom Ewigen Schnee uns entgegenweht.

So siehst Du bald den Bach, der mit den durstigen Mergel- und Kalkbrocken um sein Dasein kämpft; bald liegt er versteckt, von diesem festgehalten und ausgesaugt. Es ist bald ein offenes, bald ein dumpfes Rauschen, je nachdem die Wasser die Oberfläche oder den Geröllgrund dieses Bodens behaupten. Wo er zu Tage liegt, hat er ein vielarmiges Bett, oft von seinen eigenen Anschwemmungen in seichte Rinnsale zertheilt. So müssen wir ihn mehrmals auf Balken überschreiten, bis wir seinen Ursprung in den vielen Quellen entdeckt haben können, die von den oben liegenden Seen herabgerieselt, ihm die Sommermonate durch Nahrung geben. Es ist wohl sein Bett noch weit hinauf durch wild übereinander gestürztes Geschiebe und Felstrümmer kennbar, aber dieses wird er nur in den Lenzmonaten ausfüllen können, wo ihn der schmelzende Schnee noch weit die Berge hinan übersättigt, während die armseligen Quellen nur seinen Sturz vor dem Versiegen retten.

Noch immer stoßen wir unsere Sohlen und Kniee in den eingezwängten Schluchten an Kalktrümmern, die in

zahlloser Menge wie von monatelangem Regen hereingeregnet scheinen. Es müssen die Wasser da oft wüst und wild toben, daß sie solche Lasten über die Geröllanger werfen können. Doch wir dürfen den Athem nicht sparen, immer enger und steiler geht es weiter hinan.

Wieder über eine felsige Terrasse — eine breite Staffel, geht der fast unkenntliche Pfad zwischen Wänden und Trümmern. Endlich schaut in der Ferne etwas Tiefgraues über die hellgrauen Blöcke; ein blauer Rauch steigt davon in die Höhe; wir haben die Alpe Unterlahner vor uns.

Eine graue Alpenhütte, auf deren niedrigem Dach auch noch Blöcke liegen, ist oft aus der Menge der auf dem verwitterten Boden zerstreuten großen Trümmer in der Ferne kaum zu unterscheiden; um so freudiger ist die Ueberraschung, mit einem Male in der Wildniß unerwartetes Leben zu entdecken.

Diese Freude darf man sich durch den argen Koth, der in der Regel die Zugänge zu diesen Idyllen überlagert, nicht stören lassen. Wo der Boden nicht von Steinen bedeckt ist, hat das Vieh tiefe Löcher eingetreten, die von Regenwasser ausgefüllt sind — und der Kiesboden ist mit den Excrementen der Kühe, Ziegen und Schweine bedeckt, über welche oft noch die von dem Tränkbrunnen ablaufenden Wasser einen unerwünschten Zusatz gießen, der sie auslaugt und weiter spühlt. Dann steigen Dir Düfte in die Nase, die nicht nach „Alpenluft“ riechen.

In der Hütte brennt ein Feuer; Alles qualmt von Rauch, der nicht ganz durch die im Dach angebrachte Oeffnung entweichen kann. Mehrere Mägde mit bloßen Füßen, schmierigem Gesicht und verwirrtem Haar scheuern ein eisernes Geschirr, stampfen Butter oder spalten Holz. Eine

Sau liegt an der Schwelle. Mit verstörten Gesichtern sehen sie den Fremdling eintreten. Vor dem Geklingel der Kuhschellen draußen und dem Knistern des feuchten Holzes mußt Du schreien, um Dich verständlich zu machen.

— Du bist gewiß von Münka eini.

— Ja.

— San scho epper a eini kemma, so Malaburschn gnua.

— Gibt's Käs?

— Koan Kas hamma nit.

— Aber Brod?

— Brod dengascht a koans; er kimmt erst aufn Irta ge Alm auffi.

So heißt's also im beizenden Rauch Milch trinken. Dabei schauen Einen die Stalldirnen, Sennerinnen genannt, ungefähr mit denselben Augen an, wie ihre schellentragenden Pflegbefohlenen draußen, deren Bauchdrüsen-Secretion in einer ungeheuern Schüssel vor uns steht. Wie schön liest sich das Kobell'sche Lied:

— Da wimmit's lusti z' Unterlaana,
A Duznd Diendln san beinand,
Da is wohl plauscht worn allerhand.

Die Dienln in den Hoagascht da,
Die habn g'lebt in oana Gaudi,
Ham Nudl kocht und gescherzt und g'lacht,
Wies halt a so a Nudl macht.

Die armen Mädel haben ein elendes Leben in einer solchen Hütte, Kaser genannt. Meist schützen sie die lose aufeinander gelegten Stämme nicht vor Regen und Wind,

und die Schneewehen, die oft im Sommer bis hierher herab steigen, lassen sie viel Frost leiden. Dann die Arbeit mit dem Vieh — das in den drei bis vier Sommermonaten halb verwildert — und das schwere Tragen von Käs, Salz und Brod thalab und bergauf, erfordern eine Muskelstärke, welche sie auch bei ihrer kärglichen Nahrung nicht verläßt. Es sind ihrer meist mehrere bei einander; doch eine, in Tirol die „Meierin" genannt, ist die oberste. Ihr ist das Vieh von mehreren Besitzern anvertraut. Das ihrer eigenen Herrschaft gehörige führt sie natürlich von vornehinein auf den besten Weidanger. Das wissen die Kühe wohl, welche es angeht. Die Bevorzugten fühlen sich in diesem Vorzug und den anderen fällt es gar nicht ein, ihnen den streitig zu machen, weil sie das Recht derselben und die Nutzlosigkeit ihrer eigenen Bemühung darum zu ahnen scheinen. Eine Sennerin wird von jeder Kuh gekannt; selten widersetzt sich eine ihrer Stimme und selbst Stiere, an welchen starke und muthige Männer ihre Kraft umsonst versuchen, werden von den Dirnen mit wenigen Worten oft leicht gebändigt.

Und dennoch gibt es so elende Alpenhütten, daß auch diese Kinder der Arbeit und der Mühen im bösen Element den Aufenthalt dort nicht lange ertragen. So war drüben, links über den Obersee hinüber, im „Bärensunk", einer Schlucht des Kahlenberges, eine aus Steintrümmern gebaute Hütte. Dieser Bärensunk ist eine theilweise mit kurzem Gras bewachsene Steinwildniß, in welcher nur Schaafe ihre Nahrung finden können. Quelle ist weit und breit keine zu sehen und so ist die Sennerin gezwungen, oben auf dem Grat Schnee zu sammeln, den sie heruntertragen und in ihrem Kessel schmelzen muß. Das hielt

keine aus und ich weiß nicht, ob der Kaser jetzt im Sommer noch bewohnt wird, oder nicht.

Im Uebrigen hat man in neuerer Zeit den Sennerinnen oft Unrecht gethan. Von der früheren naiven Schwärmerei, die man besonders in literarischen Erzeugnissen norddeutscher Touristen für Alles breitgelegt fand, was mit Alpen und „Alpenleben" zusammenhängt — von jener Sorte von Schilderungen, nach welchen man hätte meinen können, diese Mädchen hätten in Wirklichkeit nichts zu thun, als in der „himmlischen Luft" Geßner'sche Schäferspiele aufzuführen, ist man in ein anderes Extrem übergesprungen und sieht in ihnen lauter breitschulterige übelriechende Weibsbilder von der Art, welche durch die Maritornes im Don Quixote hinlänglich geschildert ist. Es gibt neben alten und häßlichen Bauernmägden, welche den Sommer auf den hochgelegenen Weiden zubringen, auch hübsche und niedliche und neben einigen bäuerisch unzarten, die ich vereinzelt getroffen habe, auch viele freundliche und gutherzige unter diesen starken Vertreterinnen des schwachen Geschlechtes. Im Ganzen betrachtet finden sich deren unter ihnen viel mehr als man insgemein glaubt; es ist mir nicht selten begegnet, daß mir die eine oder andere den schwer zu findenden Weg von der Hütte ab zeigte, und dabei über eine Stunde mit den bloßen Füßen auf den Steinen mitging, bis die Richtung nicht mehr zu verfehlen war und dabei beharrlich jede, auch die allerkleinste Belohnung anzunehmen sich weigerte.

Eine der starken Dirnen auf diesem Kaser erzählte mir, ihr Vater sei neunzig Jahre alt und habe noch vor zwei Jahren in seinem Haus einen tannenen und einen fichtenen

Boden legen lassen und dabei gesagt: „Jetzt will ich doch sehen, welcher von den zweien am längsten aushält.“

Man sehe die wohlgestalteten Körper, den vollen Busen und die fleischigen Glieder vieler der Mädeln an und es wird von selbst, auch ohne solche genealogischen Bemerkungen, einleuchten, daß die Race stark und von guter Natur ist. Ich nehme das „gute Natur“ in doppeltem Sinne, weil in ländlichen Verhältnissen die gute Physis und die Moral fast auf untrennbarer Grundlage ruhen. Verkrüppeltes Bauernvolk ist stets Canaille.

Sind mehrere Mädchen bei einander, so theilen sie sich oft in die Arbeit nach herkömmlichem Brauch. Die eine ist die „Melcherin“, die andere die „Hüterin“, wieder eine andere hat das Galtervieh zu überwachen. Das Galtervieh ist derjenige Theil der Heerde, welcher kein Milch gibt: Stiere, Ochsen, Kälber. Eine andere ist auch „Putzerin“, reinigt die Geschirre und besorgt das Innere des armseligen Haushaltes, und diejenige, welche von Zeit zu Zeit nach den Wegen schaut, daß sie gangbar bleiben, ist die „Almpflanzerin. — Aehnlich theilen sich in Tirol, wo jedoch das weibliche Geschlecht viel weniger häufig auf die Almen geschickt wird, die Leute in die saure Arbeit.

Die Schweine, welche der unangenehmste Theil dieser Bewohner der wolkigen Höhen sind, nähren sich von Graswurzeln und dem von der Käsebereitung übrig bleibenden sauren Wasser, dem „Jutten“. Doch werden sie meist schon vor den Kühen herabgetrieben. Denn wenn die Augusthagel den Pflanzenwuchs vernichten, ist man froh, wenn für die Kühe noch auf geringe Zeit hinlänglich Weide da ist. Und wie schrecklich die Hagel auf den Alpen wüthen, davon gibt die Statistik dieses schlimmen Phänomens be-

redten Aufschluß. So verhält sich die Anzahl der Hagelschläge in den Gebirgen von Berchtesgaden zu der auf der Gemarkung von Starnberg wie 29 zu 12, zu der von München wie 29 zu 6 und zu der des benachbarten Alpenthales von Reichenhall, das freilich in die Ebene ausläuft, gar wie 29 zu 0,50.

Oft zieht man auch Ziegen. Diese werden meist von älteren Männern gehütet, die für jede Ziege, welche ihnen anvertraut ist, für den ganzen Sommer einen Gulden erhalten. Mitunter sind auch Knaben, fast noch Kinder da, welche oft auf den höchsten Schrofen als kleine Punkte zu erkennen sind. Dort oben schreien und jauchzen sie gern in die blaue Luft hinaus. Schwindel ist unter diesen Kindern etwas Unbekanntes. In ledernen Taschen tragen sie ihre kärgliche Nahrung bei sich, Brod und Käse. Im Allgemeinen wird die Ziege von den Forstleuten nicht gern gesehen und man gibt sich von Seiten der Behörde Mühe, ihre Zucht möglichst zu beschränken.

An allerlei zertrümmertem, vermodertem Holz geht der Weg weiter gerade in einen Felsspalt hinein, die einzige Oeffnung des Felsenkessels gegen Süden. Wäre dieser mit Wasser ausgefüllt, so könnte man hier wohl eine der gewaltigsten „Klammen“ sehen. Doch die Stelle des tosenden Wassers vertritt das mürbe Gestein, das, den hinansteigenden Füßen zur Marter, in einem ununterbrochenen Strom den jähen Hohlweg bedeckt. Es ist eine grausame Wanderung. Denn mit jeder neuen Biegung der gekrümm-

ten Schlucht hofft man, einen freieren Kessel, eine grüne Matte zu erreichen; allein die Unzahl dieser Biegungen — man sagt, es seien 77 — stellen die Geduld des Steigenden auf eine harte Probe. Schon bist Du eine halbe Stunde hinaufgekeucht, und Dein Aug hat keinen Punkt gefunden, an dem es sich von der Eintönigkeit der Kluftwände und dem Grau des groben Gerölles erholen kann. Gegen Norden siehst Du nichts mehr am Himmel, als die Wände des „Brettes", auch eine kahle, nackte Wüstenei. Die Sonne brennt glühend in die enge Schlucht, durch deren Windungen kein Wind sich den Durchgang erzwingt. Dein Schweiß ist das einzige Naß, das auf den Kalkstaub des Geschiebes niederfällt.

Endlich rieselt eine Quelle unter einer Kluftung in der Wand, deren Schatten mit der von der Quelle aufsteigenden Kühlung einen ebenso unerwarteten, wie aufrichtig begrüßten, Ruhepunkt bietet. Die Stelle ist auch noch sonst merkwürdig; unter einem Block, der ziemlich hoch aus der Wand hervorragt, zieht sich eine Höhlung in den Fels, an welche das Verhängniß geknüpft ist, daß derjenige, welcher dreimal hintereinander mit einem Stein in das Loch trifft, noch in demselben Jahre heirathen muß.

Von dera Alm gon Simmetsberg,
Da geht a langi schiechi Gassn,
Und nett herunt is an der Wand
Der Hairetsstoa' glei linker Hand.
Es kennts des Loch dort in der Wand,
Und die auf dreimal wirft da eini,
Die wird in Jahr und Tag a Braut,
Do hat mei Muatta scho drauf baut.

Wer's erproben will, der thue's, aber absit omen!

Wir haben hier kaum die Hälfte der langweiligen Windungen zurückgelegt und müssen nun wieder durch die scharfen Trümmer aufwärts. Wie alles Uebel in der Welt nimmt aber auch diese Schlucht ein Ende, und wenn wir ein zerbröckeltes Mauerwerk erstiegen haben, welches mit der neuen von uns jetzt erklommenen Thalhöhe auf gleichem Boden liegt, so ist die „Saugasse" hinter uns. So heißt der verschüttete Weg, weil in früheren Zeiten die Wildschweine aus den Wäldern der oberen Thäler über diese Mauer hinabgehetzt, und weil sie darüber nicht mehr zurück konnten, in der engen Gasse leicht getödtet wurden. Doch muß das schon lange her sein; denn seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts gibt es, auch in den entlegenen Wäldern der Gebirge, keine Wildschweine mehr und auch das Mauerwerk ist in einem Zustand, dem man ansieht, daß es zu nichts mehr nutze ist. Es ist ein Steig, welcher sich in mancher Beziehung mit den Klüften der „Herrengasse" vergleichen läßt, die sich auf das schon oben erwähnte Karls-Eisfeld am Dachstein hinaufzieht. Dort bevölkert aber die Sage das grausige Felsenlabyrinth mit ungeheuern Eidechsen und viele noch Lebende wissen von Lindwürmern und Drachen zu erzählen.

An den Kasern von Oberlahner vorüber zieht sich der Steg allmählich in einen sonderbaren Boden. Stelle Dir einen Badeschwamm vor mit seinen Löchern, Trichtern, von schmalen Rändern umschlossen; oder denke an das bimssteinähnliche Relief der Mondkugel, und übertrage das Bild auf die Ränder und kesselförmigen Einbauschungen des Kalkgeklüftes, so hast Du vielleicht eine hinlängliche Vorstellung, um auf die Meinung zu kommen, daß sich hier die Füße von den spitzigen Rollsteinen der Saugasse nicht

erholen können. Wo die Kessel aufhören, scheint das Gestein sich in scharfkantigen Wellen zu kräuseln; bald peinigst Du die Sohle mit dem Auftreten auf dem schneidigen Rücken dieser Welle, bald mußt Du ihn in die engen Zwischenräume einkeilen. Es ist ein „auf Latten" Wandeln. Manchmal sind die Wandungen mit Gras überwachsen, dann ist die Mühe erleichtert; manchmal bedeckt aber auch die engen Ränder zwischen den Kesseln zudringliches Krummholz — dann ist das Hinüberkommen doppelt mühselig. Noch viel ärger siehst Du das oben auf dem Steinernen Meer, wohin ich Dich aber diesmal nicht führen werde; das ist ein Reibeisen der schärfsten Sorte.

Wenn die Ränder zwischen den Vertiefungen gar zu schmal sind, so sind starke Stämme oder Prügel an ihre Seite eingeklemmt, damit der Pfad, namentlich da, wo er sich am buschigen Simmetsberg hinzieht, nicht übermäßig schwindelig erscheint. Zwischen den zerrissenen Blöcken siehst Du oft Arnicum doronicum, die gepriesene „Gamswurz", und die dichtesten Büsche des rosarothen Rhododendron intermedium überkleiden manche Trichter mit ihren bewimperten Blättern.

Nicht selten hörst Du auch einen tiefen, pfeifenden Ton, wenn Du über diese Klippen hingehst. Wie Du Dich aber auch umschauen magst, Du siehst nichts. Du denkst an die ausgestellten Wachen der Gemsen, aber das schärfste Objektiv zeigt Dir keine Gemse an den Abhängen. Es sind die jungen Murmelthiere, deren Ausruhen in der Sonne Du unterbrochen hast, und die jetzt blitzschnell ihrer „Röhre" zueilen. Die Leute der Gegend nennen das zierliche Nagethier „Mankei". Die armen Dinger werden im Winter, wo sie schlafend in ihrem Bau liegen, aufgegra-

ben, die sicherste Jagd. Im Sommer werden sie oft mit Fallen gefangen, selten aber, Dank ihrer Schlauheit und Vorsicht, geschossen. Wenn Du Dich eine Zeit lang ruhig hältst, und bei einer Legföhre niederlegen willst, ist es nicht unmöglich, daß Du bald eine Gesellschaft zu Gesicht bekommst, die mit einander spielt, wie junge Hunde. Die einen machen Männchen wie die Hasen, die anderen wälzen sich zehnmal wie eine Kugel über den Boden hin und wieder andere scheinen allerlei Gras und Stengel scherzhaft zu apportiren.

Es wird ihnen oft von Sennen und Holzknechten nachgestellt, denn es gibt keine Krankheit, für welche ihr Fett nicht ein beliebtes Heilmittel wäre. Dieß besitzen sie am meisten im Herbst, verlieren aber während des Winters nicht gar zu viel davon, sondern werden erst im Frühjahr mager, wenn sie zu früh aufwachen, ehe die wiederkehrende Sonne für sie den Tisch noch gehörig gedeckt hat.

Nun mußt Du die Steinhalde wieder auf engen Klippen bergan schreiten, um das kantige Joch zu überklimmen, welches den spärlich bewachsenen Deltstein mit dem lang gestreckten Simmetsberg verbindet. Es ist wieder ein mühseliges Klettern auf den schlüpfrigen Steinen, auf welchen Dein schief auftretender Fuß oft abgleitet.

Doch allmählich fühlen wir die Bergluft um uns verändert. Schon im Heraufklettern hat uns der jähe Wechsel zwischen schneidendem Bergwind und quälender Sonnenhitze überrascht — und nun steigen aus dem Seekessel im Norden breite Wolken herauf, andere schaaren sich um die Gipfel und ein frostiges, schauriges Wehen geht über die Matten und Felsen hin. Bald zeigt uns eine Wolkenlücke die Tiefe, aus der wir heraufgekommen sind, bald wird sie

uns von weiter in die Höhe gehobenen Nebeln wieder verhüllt — es wird grau über den Steinwüsten und ein nasses Stürmen, von gellendem Pfeifen begleitet, verkündet uns das nahende Gestöber.

In einem Augenblick sind wir mitten drinnen. Flocke auf Flocke fällt wie die Schlossen eines Hagelwetters, groß, rasch, gewaltsam daher getrieben. Wir sind mit den weißen Krystallen überschüttet und der Boden, auf dessen Wärme sie rasch zerfließen, wird immer mehr glatt und unsicher. Bald sehen wir die Flocken kaum mehr im schweren Nebel, welcher vielmehr ein undurchdringlicher Regen zu sein scheint, dessen Tropfen nicht fallen, sondern unbeweglich über den nassen Felsen hängen.

Das Stürmen verjagt diesen Nebel nicht und die großen Flocken fallen durch seine Nässe unaufgelöst hindurch. Du mußt genau den Schritten des dicht vor Dir gehenden Führers folgen, wenn Du unbehelligt durch das Gewirr von Schnee und kalten Wassern hinabgelangen willst. Es ist besser, wir schützen uns mit der dichten Decke, die wir mit heraufgenommen und kauern uns neben einer Zirbe auf einen ausgewitterten Stein.

Auch er ruht sicher im Hochalpensturm, der kostbare Baum. Sorgsam hat er seine Wurzeln weit über den magern Grund und unter den Lagern der Felsblöcke durch ausgespannt, damit ihn die Wetter nicht rütteln. Er ist die Ceder unserer Berge. Da, von der rostfarbenen Alpenrose umsäumt, von Stürmen umrast, schlagt sie ihren liebsten Wohnsitz auf. Sie ist die Nachbarin des Schnees und nie steigt sie in die Thäler hinab, wo Menschen wohnen. Jetzt, im Schneewehen, schützt uns ihr hohes, von buschigen

aufwärts gerichteten Zweigdolden gebildetes Dach und im heißen Sonnenschein würden wir uns des köstlichen Wohlgeruches freuen, welchen ihr feines, harzreiches Holz weit um sich her schickt.

Wir sehen sie nicht oft mehr in unsern Alpen; die Vertilgungswuth und die Gewinnsucht der Menschen hat sie allenthalben verscheucht und nur auf den unzugänglichsten Platten des höchsten Kalkgebirges steht sie noch in Hainen beisammen. Wie ein Weihnachtsbaum mit Flitter, ist sie meist mit feinästigen Parasiten behängt, die sich von ihren Zweigen in langen, gelblich weißen Trauben zur Erde neigen. Die Berggeister, welche dieses Kleinod der Wälder bewachen, sind eigensinnig und rachsüchtig. Nie erlauben sie, daß an dem Orte, wo die balsamischen Stämme einmal niedergehauen sind, und ihr Geschlecht ausgerottet worden ist, die Pflege neuer Pflänzlinge gelinge. Es ist ein scheues, menschenflüchtiges Wesen in den Bewohnern der eisigen Einöden. —

Nachdem uns die kleinen Vorräthe der Tasche und ein in der Nähe rieselndes Wasser wieder einige Schnellkraft gegeben, sehen wir ein Gunstzeichen vom grauen Himmel. Wie ein benetztes Fenster nach dem Sturmregen abrinnt und trocknet, so schlagen sich die Schneewehen und luftigen Wassersäulen zur Erde. Es wird klar; Berge schauen wieder über die Reste der Nebelwand, die von farbigen Linien zerrissen, bald ganz und gar niederstürzt. Unsern Blicken begegnen die beschneiten Tauern und vor uns liegt der tiefe Spiegel des eirunden Grünsees.

Wir sind vorher über eine Unzahl kleiner und größerer Trichter in den Kalkfelsenfeldern gewandelt, deren Mulde

gern das Wasser des Himmels auffaugt und es oft durch Ritzen und Gänge nach unten absickern läßt. Ein größerer solcher Trichter ist das Becken, welches den Grünsee enthält. Vielleicht lagen seine Wasser einst höher und haben sich durch Zerfressen der Schalenränder, in welchen sie der höhere Trichter hielt, allmählig in einen tieferen herabgesenkt, von welchem aus sie in undenklichen Zeiten vielleicht noch eine weiter unten liegende Mulde des ungeheuern Schleusenwerkes erreichen werden, welches die Wasser vom Firn nach den Niederungen sendet.

Wir haben in den Kalkalpen unseres Hochlandes noch viele solche Wasser- vielmehr Eisbehälter (denn drei Viertel des Jahres sind sie natürlich mit Eis bedeckt), auf den Stufenabsätzen des Gesteins, aufgestaute klare Bäche. Im Wetterstein-Gebirg werden wir den Schachen- und Stuiben-See finden und nur durch eine kleine Wand von uns getrennt, liegt der hohe Spiegel des Funtensees.

In der Schweiz gibt es deren unzählige und noch höhere. So sieht man unter dem Hospiz des großen Bernhard (7368) eine dunkle Gumpe, in deren stillen Wassern sich nie ein Thier bewegt; auf der Gemmi den Daubensee (6791) ohne eine Spur organischen Lebens. In anderen tiefer gelegenen aber, wie in den Gotthardseen lassen sich im Frühjahr Frösche hören und wirft der Fischer sein Netz nicht umsonst nach köstlichen Forellen. Auch hier im Grünsee holen die Fischer den Saibling, und wie sie sagen, übertrifft er an feinem Geschmack den berühmten Bewohner des Bartholomäus-Sees.

Nochmals geht es eine Klüftung hinauf — bis der Grünsee tief unter uns liegt — dann hinab, dann wieder

hinan, und jetzt schauen wir in den Felsenkessel, auf dessen Grund, wie das Ueberbleibsel einer großen verdampften Wassermasse, die spärliche Fluth des schwarzen Funtensees ruht. Der Grünseetauern, der Funtenseetauern, der Viehkogel sind die Wände dieses Trichters. Grüne Zirben und solche, welche die Wetter gespalten, umstehen die unendliche Einsamkeit dieses öden Wassers. Er ist zu klein, um die Riesen, die ihn umgeben, bis auf ihre Spitzen wiederzuspiegeln, denn ihre Bilder schlagen im engen Becken eingezwängt mit den Linien zusammen. Wir stehen 3422 Fuß über der Fläche des Königsees, den jetzt wohl die abziehenden Sturmwolken in Nebel versenkt haben werden.

Beim Anblick dieser Klüfte und ihrer Wasser, im weiten Reich der Erstarrung ein frostiger Spiegel, kommt mir immer jener seltsame See ins Gedächtniß, der hoch oben im Schnee des Sonnwendjoches, das vom Achensee zu den Stubaifirnern hinüberschaut, eingebettet liegt. Ich meine den nur gar Wenigen bekannten Irdeinersee, den andere, ich weiß nicht warum, auch den Cyrenersee nennen. Hier wie dort lagert über Fels und Schnee ein böses Schweigen. Aber doch belebt jenen wenigstens die Sage mit Gestalten. Wenn Du Dich ihm näherst, werfen unbekannte Hände mit Steinen heraus. Als man ihn einmal von einem mühsam hinaufgeschleppten Kahn ausmessen wollte, rief es aus der Tiefe:

Miß't Du mich,
So schluck ich Dich!

und von Zeit zu Zeit taucht aus seinen Wassern eine Jungfrau von unbeschreiblicher Schönheit. Diese hält dem an die starren Ufer Verirrten eine eiserne Kette hin, an wel-

cher unten noch eine goldene befestigt ist. Oft geschieht es, daß der habgierige Wanderer dann zuerst nach dem hängenden Geschmeide langt, dann verschwindet aber Alles, und der Thörichte wird von einer zornig aufschäumenden Welle bespritzt.

So in Schauern liegt auch dieses Wasser da. Selbst die klare Quelle, die neben Dir rieselt, gibt keinen Laut von sich, sie ist mit einer kleinen ausgehöhlten Rinde, die ihr als Laufröhre und beim Trinken als Mundstück dient, gefangen. In ihm lebt kein Thier. Die Forelle, wie jeder andere Fisch ist aus ihm verschwunden. Einer von Kobell mitgetheilten Sage nach, wollte der Teufel einst einen Murmelthierjäger um seine Seele betrügen, der aber war klüger, als der böse Feind und betrog ihn arg:

Dees hat der Bösi nit versegn
Und werd fuchsteufiswild,
Und hat a so ghaust in seiner Mühl,
Weil er verloren hat sei Gschpiel,
Daß alli Fisch in Funtnsee
Vor Schreck umgstanden san,
Drum geits dort, wie die Leut verzähln,
Koan Saibling mehr und koa Forelln.

Die Mühle, von der da die Rede ist, ähnelt der „Teufelsmühle“ an der Gebrannten Wand im Königssee. Es ist eine Wand mit Kalkgeklüft, durch welche die Wasser rauschen. Unser Weg führt sogar daran vorbei. Denn um nach jenen Alpenhütten zu gelangen, hinter denen die graue Fläche des Steinernen Meeres in die Lüfte gehoben wird, geh'n wir den Steig am Ostufer. Der hört aber plötzlich auf, denn gerade die Felswand der Teufelsmühle

fällt in den See, in dessen hier ganz seichtes Ufer große Steine gelegt sind, über welche man schreiten muß, um jenseits der summenden Wand wieder auf grünen Rasen zu kommen.

Da, wenn Du so über die Steine hinschreitest, vom Grün der Fluth umringt, auf die nur Felswände niederschauen — wo die unterirdischen Wasser sausen, tausende nur einen Fuß breite Miniaturklammen in dem Kalkgebirg, — über die ergrauenden Schneeflächen zieht der Abend und bald werden die Wolken von oben mit den Nebeln des Wassers zusammenfließen; — eine feine, dünnschallende Luft umweht Dich — die wenigen Farben der Welt, die da oben ruht, werden bald ihre Unterschiede verlieren — da wirst Du vielleicht meinen, Du sei'st recht allein und draußen in der Oede. Aber glücklich der, welcher kein anderes Alleinsein und keine andere Oede kennt, als die auf den Tauern. Es gibt solche, die es mitten im Gewühle der Menschen anfröstelt, wie der Wind vom Ewigen Schnee und die, wenn sie in die Augen der Bekannten schauen, darin nichts Lebendig'res sehen, als das grobe Korneis der verglasten Alp. Die wahre Oede ist nur unter den Menschen. —

Ich habe Dich nun an einem leidlichen Sommertage bis hierher geführt, und wenn es uns, wie die Wolken thun, welche die Aprilsonne verhüllen, auch auf den Hut geschneit hat, so hat es dem, was wir gesehen, an Glanz und Farben dennoch nicht gefehlt. Stelle Dir aber — irgend etwas, eine Laune — treibe Dich da herauf, wenn der beginnende Winter Alles schon mit dem gemeinsamen Kleid seines Todes überzogen hat. Die Thiere schlafen in

ihren Höhlen; viele Vögel nur jammern auf den Klippen um Nahrung. Die Berge sind von störrischem Nebel bedeckt, der sich halb an den Fuß herabläßt, und die Kessel der ausgespülten Hochfläche sind mit hartem Schnee überzogen, der alle Unebenheiten gleich macht und die Löcher des skelettirten Felsens bis an ihre Grate ausfüllt. Du hörst fast den Schall Deiner eigenen Schritte nicht in der ausgedünnten Luft und die frostige Klarheit der Berghöhen treibt Dir Dein Blut in die Augen und verdoppelt die Zuckungen der Lunge. Der Führer geht um theuern Lohn verdrossen mit — denn hart reibt der Frost an ihm und mit den immer höher sich aufthürmenden Jochen steigt die Höhe der Schneelager, in welchen der Fuß langsam eine Spur vor die andere setzt. An den Haaren, im Barte beeist spähen die Wanderer oft nach dem in Wehen vergrabenen Steg. Endlich ist der Fuß des Tauern erreicht; die verwunderten Inwohner der Hütte, Spitzmäuse, flüchten und ein qualmiges Feuer steigt nach oben, wo bald das erwärmte Dach den Schnee dumpf krachend abschüttelt. Stelle Dir dann am Abend die eherne Pracht des Himmels, das unsägliche Gefunkel der Alpen vor; schau auf die Lärchen hinab, deren zarte Zweigfäden im Reif sich schaukeln, marmornen Trauerweiden ähnlich. Die Bäche sind halb Wasser, halb wirres Eisgezack und die Seen schneeversteckte Schlünde. Der Mond schimmert golden am Rande von Nebelwänden und auch in der Nacht ringen Lichter miteinander, welche die Ebene nie sieht. Die Milchstraße ähnelt dieser Erde; die andern Sterne flackern wie röthliche Windlichter. Du stehst draußen vor der Hütte und starrst auf eine gerade vor Dir aufgethürmte Schneewand; der Führer kommt mit einer flammenden Fackel, mit der er draußen noch nach

Holz gesucht hat, immer näher. Du bleibst stehen, aber Dein Schatten schreitet an der Schneemauer immer weiter zu Dir selbst her, je näher das Licht kommt, — so ist es im Licht dieser hohen Sterne in der unsäglichen Einöde mit Dir selbst. Dein Ich, das Du drunten in der Dumpfheit oft wie weit getrennt von Deinem wahren Kern überraschest, rückt Dir in der verlassenen Klarheit dieser Höhen immer näher — und es kommt eine Erkenntniß Deiner und Deiner Ziele in der kalten Wüste über Dich, welche Dir die Ofenwärme Deiner Bücher oder der Verkehr mit den Klugen nie gibt.

Stelle Dir dagegen einen sonnigen Abend vor, wie er in der ersten Hälfte des Augustmonats nicht selten ist. Du sitzest vor der Hütte heraus auf einer kleinen hölzernen Bank und plauderst mit der Sennerin, die feiert. Der Brunnen rauscht und die Rinder läuten weit draußen auf den Triften umher. Ein rother Streifen lagert über den westlichen Bergen, hinter denen die Sonne schon hinabgesunken, obwohl sie für die Menschen der Ebene noch lange sichtbar ist. In den untern Schluchten liegt blauschwarze Dämmerung; ganz undeutlich und wie vom Schwirren der tieferen Wälder verweht dringt das Getös der Wasserfälle herauf. Von dem brennenden Wolkenstreif auf der Felswand kommen rothe und gelbe Lichter über die Matten her, so daß wir an der Hütte fast geblendet sind, und glauben im Wiederschein eines großen Feuers zu stehen. Doch wirft Alles im zurückgeprallten Schein nur undeut-

liche Schatten. Das dunkle Gesicht der Sennerin scheint rothbackig im Glanz, und der Rauch, der von meiner Pfeife aufsteigt, hebt sich wie smaragdner Dampf. Vom Brunnen, der einen großen Trog füllt, blitzen bunte Farben, welche Dir die Augen versengen, so daß sie, wenn sie sich in die Bläue des Himmels erheben wollen, grüne und rothe Scheiben erblicken, die rasch gegen das hohe Gewölbe flüchten. Die Jochwand im Rücken ist scharlachroth überzogen; die Gräser hauchen, schon angethaut, stark in den schwülen Abend hinaus, und im See strecken sich die Schatten immer länger und länger vor, bis sie das helle, dann das tiefe, dann das schwarze Grün verjagt haben. Eine andere Sennerin kommt mit schwerer Bürde beladen, in der Hand den Alpenstock, langsamen Schrittes über die Steine an der Teufelswand daher. Bald hat sie unsere Hütte erreicht, die im Südosten des Sees, gerade unter dem Tauern aufgebaut ist. Hoch erhitzt von der Last und dem heißen Tag langt sie, uns freundlich guten Abend bietend, an. Schnell ist die Kraxe abgesetzt und wie ermattet, fällt auch der spitzige Stock in die Ecke. Ihre Genossin packt aus; es sind runde Brodlaibe und Viehsalz darin. Rasch geht sie zum Brunnen, wäscht das Gesicht mit beiden Händen und trocknet sich mit der grobwollenen blauen Schürze.

Nun prasselt's unter dem eisernen Kessel; es ist Schmalz und Mehl hineingeworfen worden, um die Speise zu bereiten, den rohen „Schmarren“, wie ihn die Sennen verzehren. Licht wird keines angesteckt; einige Späne brennen weiter und werden, wenn sie ausgeflammt, durch neue harzige Splitter ersetzt. Die Mädeln legen sich, nachdem sie viele Milchbottiche zum Schutz vor Mäusen und Mardern, die bis auf die höchsten Alpen kommen, mit Brettern

zugedeckt, bald zu Bett, das heißt, zu Heu, und Dir bleibt, wenn Du nicht an der knisternden rauchigen Feuerstätte allein bleiben willst, nichts anders übrig, als ihrem Beispiel zu folgen.

Für dieses Nachtlager kann ich Dir nur wünschen, daß Du nicht von einem plötzlichen sonderbaren Geräusch geweckt wirst. Es hört sich das an, ungefähr wie wenn Du Erbsen auf ein Blech oder eine Trommel fallen läßt. Dann ist draußen ein Sturm losgebrochen, der wirft Eiskörner und ungeheure Regentropfen auf das fichtene Dach des Kasers. Die Kälte wird Dich nicht mehr schlafen lassen, und wenn Du die Thüre öffnen willst, stößt sie auf Widerstand, fußhohen Schnee. Alles ist in Nebel und Wolken versunken, und die Thiere stehen zitternd vor der Hütte und warten, erbärmlich dareinschauend, auf Obdach und Futter.

Dieses sei fern! Rosig wie der Abend hinabgesunken ist, hängt sich der Morgen an die höchsten Gipfel. Ein Nebel nach dem andern flieht, die Farben werden heller; der See geht allmählig vom Grün der Tanne zum Smaragd des März-Rasens über, und die winzigen kleinen Wolken, die am höchsten Himmel in der Farbe der Alpenrose glänzen, verkünden einen ungetrübten Sommertag. Bald ist der würzige Kaffee gekocht; wir nehmen von unsern guten Wirthinen Abschied und setzen den Stock vor die Thüre. Aber noch ist uns eine angenehme Ueberraschung beschieden. Ein brauner Junge mit schönen Augen, der auf einer benachbarten Alpenhütte wohnt, war heute morgen schon in aller Früh auf dem Geschröf des „Feldes" am Tauern, wohin eine eigensinnige Kuh sich verstiegen hatte. Dabei hat er auf einer Wand Edelweiß gesehen, von

denen bringt er unserm „Miedei" einen „Buschn" mit. „Fast hätt's ihm nimmer g'langt, das Runterkommen," meint er lächelnd. Erst vor zwei Jahren hatte sich ein Fremder in den Wänden „derfalln". Ein seltsamer Zug treibt die Menschen nach den Wohnstätten der Blume, welche vor ihrer Nähe auf die jähesten Gipfel in die Nachbarschaft des Eises flieht. Mancher Blutstropfen klebt an den weißen, wolligen Blättern und nicht selten habe ich bei ihrem Anblick an den schönen Vers gedacht:

O Edlweiß, o Edlweiß,
Wer sollt von Dir dees moana,
Wieviel si freua wanns di segn,
Machst Andri bitter woana,
Und wie d' a Zier bist überall,
Wo's lusti abageht,
Oft denkt ma Dei aa, wo a Kreuz
In stilln Kirchhof steht.

Versetzen wir uns mit einem Fluge über den dämmernden See der Tiefe, das Berchtesgadener Thal bis hinauf auf den hohen Thron des Untersberges. Wir thun das nicht nur weil die Wege, die zu dieser luftigen Zinke führen, die größte Aehnlichkeit mit den vom Steinernen Meer herabhängenden Trichterflächen haben, auf denen wir bisher gekommen sind, sondern auch weil wir die ungeheuern Staffeln vom Königssee bis zum Ewigen Schnee von dort am besten übersehen und endlich, weil die Oberfläche des

märchenhaften Berges ein wahres „Lueg ins Land“ der ganzen Gebirgswelt Berchtesgadens ist.

Schon ein Blick auf die Karte zeigt uns, daß der Untersberg einen breiten Rücken haben muß, denn er dehnt sich von den Ufern der Salzach bis in die Thäler von Reichenhall und Berchtesgaden. Und so ist es; der ganze Zwischenraum der genannten Punkte ist von diesem Gebirge eingenommen, welches eine sechstausend Fuß erhabene Hochfläche trägt.

Diese Hochfläche gehört, wie die am Grünsee, jener seltsamen Bildung an, welche man in der Schweiz, auf deren Gebirgen sie ungemein oft zu sehen ist, Karrenfelder nennt. Diese Karrenfelder, welche dort am meisten im Hippuritenkalk (wie bei uns beispielsweise auch auf dem vom Untersberg nur durch das enge Thal von Bischofswies getrennten Lattengebirg-Plateau) gefunden werden, furchen hier die obersten Lagen des Keuperkalkes. Es ist nämlich nicht zu übersehen, daß sie nur in den Kalkalpen — denen unser Gebirge ausschließlich angehört — vorkommen, in dem harten crystallinischen Gestein der Centralkette aber fehlen.

Die verhältnißmäßige Weichheit des Kalkes, dann der zerklüftete, gefältelte Zustand der vom Durchbruch der Urgebirge überstürzten, zusammengepreßten Masse mußte im Voraus günstige Bedingungen für die spätere vollständige Zersetzung der Oberflächen bieten. Die atmosphärischen Niederschläge bilden allmählig Höhlungen; die Höhlungen erweitern sich durch Gefrieren und Aufthauen, Abrinnen und Durchsickern der Schnee- und Regenmassen. Bald entstehen Rinnen, dann Schachte und Spalte und jede ein-

zelne Klüftung muß bald zehn andere nach sich ziehen. Es sind aber in Mitten derjenigen Bestandtheile der Oberfläche, welche von Luft und Wasser zerstört werden, auch solche, die den ausspülenden Kräften einen größeren Widerstand entgegen setzen, z. B. Schwefelkies, Muschelbruchstücke, Kalkspath.

Dadurch entsteht dann das Gefüge, welches Aehnlichkeit mit nebeneinander gelegten Latten oder einem Reibeisen hat, und welches die schärfsten Ränder und die tiefsten Klüftungen aufweist. In die Trichter, welche durch diese Erweiterungen und Eiskeile, durch das Auswaschen und Ablaugen entstehen, führen dann oft Rinnen und schiefe Ebenen, so daß die Wasser eines verhältnißmäßig weiten Umkreises sich in sie sammeln, und durch weiter unten verästelte Spalte in kurzen Absätzen nach dem Berginnern tropfen, von wo sie dann als Quellen oder kleine Wasserbecken an das Licht des Tages treten. Daher, von dem inwendigen Rauschen, die Teufelsmühlen.

Wie peinlich das Ueberschreiten solcher Flächen in der Hitze des Mittags ist, läßt sich schwer vorstellen. Grell fallen die Wärmestrahlen von der Kalkfläche auf, und die Höhlungen und Bauschungen des Gesteins sind eben so viele Brennspiegel. Keine Quelle rieselt auf der Oberfläche, denn alles Wasser ist von den Trichtern verschluckt. Kein Baum gibt Schatten; das Wachholdergebüsch, die Legföhren, die sich allenfalls stellenweise auf der durch Verwitterung gebildeten Pflanzenerde noch halten können, sind den Füßen, die einem luftigen, hervorstehenden Giebel zustreben, ein arges, mitunter sogar gefährliches, Hinderniß. Denn leicht gleitet man von ihnen ab in eine Vertiefung oder stolpert

über die kriechenden Zweige und schlägt sich auf den durchrissenen Mulden blutig. Darum ist auch die Besteigung des Untersberges, obwohl er um ein gutes Drittel niedriger ist, als der Watzmann, gegen eine Reise auf diesen höhern Gipfel eine unvergleichbare Anstrengung und wir dürfen den Schwingen, die uns plötzlich daher getragen, vielen Dank wissen, daß sie uns den steinigen Pfad von Berchtesgaden über die Untersberger Alpen bis hier herauf erspart haben.

Schauen wir nach den bekannten Berghäuptern, an deren weit ausgespannten Thalsohlen wir unsere Reise hieher vollendet haben.

Ueber den grünen Matten des Lattengebirges, welches, wie eine Wand gerade vor uns steht, schaut der sonnige Gipfel des Sonntagshorn herüber, unser Begleiter im Thal von Unken. Weiter nach links entdeckst Du die zerrissenen Wände der öden Hochfelsen, die man den Wilden Kaiser nennt. Während das Lattengebirg den Blick ungehindert nach jenen Höhen und nach anderen, weit im Südwest verschwimmenden, schneetragenden Spitzen schweifen läßt, verdeckt er uns die grüne Ramsau und den Spiegel des Hintersees. Zwischen den Abhängen des Watzmann und des Steinberg, dort, wo wir in die Wüste des Wimbachthales hineingeklettert sind, schauen die höchsten Zinken der Tauern aus dem Kaprunerthal im südlichen Salzburg herüber; sie werden von dem grauen, mit Eis gefleckten, Stock des Steinernen Meeres getragen. Dieses zieht sich hinter dem Watzmann herum, und taucht im Osten wieder auf, wo es den Tauern unseres Funtensees überragt; weiter links wird ein großes Stück des Himmels von der glitzern-

den Fläche der Uebergossenen Alp eingenommen, in deren Abhang der Kahlersberg und der Jäner ihre dunkleren Silhouetten schneiden. Und zwischen diesen und dem weißen Watzmann, liegt der Königssee drinnen, ein grüner Strom, der aus den eisigen Höhen herabzustürzen und sich wieder in ihre tiefsten Schlünde zu vergraben scheint. Das Tännengebirg und über ihm der Dachstein, einem ungeheuern zerfressenen Eckzahn ähnlich, sind Marksäulen der Schneewelt im Süden.

Die Aussicht ins Flachland hat das mit einer Ansicht des Oceans gemeinsame, daß es bei beiden scheint, als ob die äußersten Ränder des Gesichtskreises etwas nach aufwärts gebogen wären. Es ist ein unentwirrbares Gewimmel von Linien und Farbenbändern, in denen Gelb vorherrscht, von einem blauen Dufte überdeckt. So erscheint draußen die schimmernde Fläche des Wagingersees im Baiernland, während aus dem Nordost Salzburgs der Wallersee heraufblickt. Andere Zinken verdecken Dir die alte Römerstadt und die herrlichen Seen ihres Landes werden nur durch die Berge bezeichnet, an deren Fuß sie im tiefem Grunde gebettet liegen.

Es ist eine offen lachende Welt im hohen Licht. Aber sieh — selbst auf diesen Felsenthron herauf ist das Leben gedrungen, welches Dir jeder Blick in der verschwimmenden Ebene unten zeigen kann. Neben Dir sproßt das Taraxacum, der gelbe Löwenzahn, die Blüthe der Straßengräben und wenige Schritte von ihr die einem Lärchenpflänzling so ähnliche milchsaftige Euphorbia, unter den gemeinen Pflanzen der Ebenen der gemeinsten eine. Aber der Löwenzahn entfaltet noch den Teller seiner trichterförmigen, gelben

Blüthchen, während seine Genossen im Thal schon längst die Samen den weißen Flügeln und den Winden anvertraut haben — und die Knospen der Euphorbia werden wohl von den nächsten Frösten auf dem luftigen Kulm verhindert werden, den buttergelben Blumenblättern ihre noch wohl zusammengekniffenen Ränder zu öffnen.

Doch nicht blos von der Rundschau und den steinigen Flächen unseres Berges haben wir zu erzählen, sondern auch von seinem Innern, in dessen hohen Marmorgewölben eine ganze Zauberwelt ihren unzugänglichen Sitz aufgeschlagen hat. Vieles über diese wunderbaren Dinge kannst Du aus Büchern, noch mehr aber von der trefflichen Tochter des oberen Wirthes in Groß-Gmain erfahren, welches Dorf auf österreichischem Boden ein halbes Stündchen von Reichenhall entfernt liegt, und wo Du nicht nur mit Märchen vom Zauberberg, sondern auch mit gutem Ungarwein bewirthet wirst. Julie heißt das sagenkundige Mädchen, welches sich mit ungewöhnlicher Klugheit über das leidige Vorurtheil der Landbewohner hinwegsetzt, daß solche Erzählungen nur für alte Weiber passen oder daß man sich mit ihnen vor Stadtleuten lächerlich macht. Wer jemals nach untergehendem Aberglauben, nach sonderbaren Sitten oder Ueberlieferungen einer Gegend geforscht hat, weiß die ungeheuern Schwierigkeiten des Auffindens solcher Dinge, welche in der falschen Scham der Leute ihren Grund haben, wohl zu würdigen.

Riesen durchstreifen die tiefen Schluchten des Berges. Weiber, welche den slawischen Berg-Wilen gleichen, schweifen auf seinen Höhen umher. Diese sind einzig in der deutschen Sage. Wie die Waldfrauen der serbischen Lieder erscheinen sie in weiße Gewänder gekleidet; ihre dunkeln Haare fliegen, ihre Augen flammen und oft singen sie im Vorüberwallen wunderbare Lieder, welche die Herzen der Menschen in sündhafte Liebe zu ihnen verstricken. Sie verkünden Glück oder Unglück und zeigen denen, welchen sie besonders geneigt sind, die Schätze, deren Verstecke ihnen ihre Freunde, die kleinen Männer, lehren. Oft knüpfen sie Liebeshändel mit schönen Jünglingen an, denen sie im Waldgeheg begegnen — aber es ist immer zum Nachtheil der Seele des Verführten und mancher von diesen ist, von den verlangenden Weibern festgehalten, nicht mehr aus dem Berge zurückgekehrt. Man erinnert sich dabei an die üppige Sage vom Venusberg, in welchem so viele edle Ritter und Sänger verschwanden.

Aber auch noch viel wichtigere Dinge geschehen dort. Einer jener Herrscher, unter deren Regierung die deutsche Nation einen der wenigen Augenblicke ihrer Macht verlegt — die einen nennen ihn Karolus den Großen, die andern Friedrich den Rothbart und noch andere begnügen sich mit dem spanischen Karl dem Fünften — hält hier noch immer Hof und wartet geduldig der Zeit, in welcher der Berg auseinanderbrechen wird.

Er hätte keine Langeweile auszustehen, denn die weiten vor dem Tageslicht versteckten Räume sind herrlich anzuschauen. Paläste stehen drinnen aus Demanten und Rubinen erbaut. Ueber blumige Wiesen mit unbeschreiblich

prächtigen Bäumen flattern Wundervögel. Berge von Gold und Edelsteinen blinken, daß es dort einen unvergänglichen Tag gibt.

Auch an Gesellschaft mangelte es dem Kaiser nicht. Allerlei Fürsten der umliegenden Länder sind gleich ihm mit all ihrem Gefolge in den Berg verzaubert, und feiern ritterliche Spiele mit ihren Reisigen auf den weiten Feldern, die vom goldenen Schein der Schätze beleuchtet werden.

Die vielen hundert Mönche halten oft feierlichen Gottesdienst in dem unterirdischen Dom; dazu tönen unzählige Orgeln und der ganze Berg ertönt vom Hall der Posaunen. Manchmal wallen sie auch nach dem Dom von Salzburg in langem, dunkelm Zuge und stimmen dort um Mitternacht das Hochamt an, daß man von weit her die hell erleuchteten Fenster sehen und die Trompeten und Pauken vernehmen kann. Dieses thun sie auch in andern Kirchen und Kapellen der Umgegend.

Manchmal besuchen diese kleinen Mönche — welche von den wohlwollenden Wichteln und Kobolden des Berges nicht getrennt werden können — die Haushaltungen der Menschen, besonders bei feierlichen Gelegenheiten, wie Hochzeiten und Kindstaufen. Dabei geben sie gute Lehren und bringen wohl manchmal auch harte Thaler zum Angebinde mit.

Von Zeit zu Zeit kommt es auch vor, daß sie gestatten, wie irgend ein zufälliger Eindringling überrascht und von Bewunderung hingerissen, durch einen verdeckten Grottengang in das Innere der glänzenden Höhlung gelangt. Dann sind sie wohl gar dienstfertig und führen ihn durch alle Herrlichkeiten der unterirdischen Bergwelt. Oft

prophezeihen sie da aus alten Büchern, bestrafen aber vorwitzige Fragen mit Ohrfeigen und windschnellem Hinauswerfen vor die Oeffnung, so daß dem Menschenkind Hören und Sehen vergeht und er betäubt und wie mit Gewalt auf den Fels aufgeprellt draußen erwacht, und stets im Zweifel ist, ob das Gesehene Wirklichkeit oder ein Traum war. Solche finden dann nie mehr Gelegenheit, ihre Ungeschicklichkeit ein anderes Mal gut zu machen.

In Mitten all dieser Herrlichkeit nun sitzt der Kaiser theilnamslos und halb schlafend am marmornen Tisch. Zweimal ist im Lauf der Jahrhunderte sein Bart um diesen herumgewachsen; wenn er es zum dritten Male sein wird, so theilt sich der Berg und auch — wie ich in den Büchern sehe — die Meinung über das, was dann geschehen soll. Die einen sagen, es sei dann das Ende der Welt, der Antichrist komme und der jüngste Tag breche an. Die andern dagegen wollen wissen, er, der Kaiser hänge seinen Schild an den berühmten Birnbaum der Walserhaide auf, welcher dann eben blühen wird, schlage auf jenem Blachfeld eine ungeheure Schlacht und führe das wieder erstandene deutsche Reich zu neuer, unvergänglicher Macht und Herrlichkeit. In einer so schwierigen Sache ist schwer zu urtheilen. Mag Jeder bei sich selbst überlegen, ob er den jüngsten Tag oder die neue Macht der deutschen Nation lieber glauben will. Ich für meinen Theil wünschte nur, es wären gleich anfangs statt des gewaltigen Kaisers, den wir immer so nothwendig gehabt haben, andere in den Berg hineingekommen, von denen noch heut zu Tage kein Mensch weiß, wozu sie eigentlich nütze sein sollen. Die dürften dann auch bis nach dem jüngsten Tag drinnen bleiben. Aber mit diesen langweiligen und widerwärtigen

Existenzen hat sich im deutschen Volk niemals auch nur die Sage beschäftigt. Doch meinen Manche, der verhängnißvolle Baum treibe schon Knospen.

Wir wollen unsern, leider zu raschen, Ausflug in dieses Land nicht beendigen, ohne der alten Keltenstadt Juvavum einen Blick zu gönnen. Am Untersberg, einst (noch im 16. Jahrhundert) Wundersberg genannt, ziehen sich Bergpfade nach dem prächtigen Waldschlößchen Glaneck hinab, wo stürzende Wasser durch Wald und Marmor rauschen.

Vor Dir erhebt sich bald die hochliegende Feste Hohensalzburg auf einem Sattel des prächtigen Mönchsberges. Stehst Du dort oben, so siehst Du etwas, was Du im ganzen Süden des Vaterlandes — vom Norden selbstverständlich zu schweigen — nicht ahnungsweise ähnlich sehen kannst. Die Stadt der Felsen, die Stadt des Marmors, vom grünen Strom gewaltig durchschäumt, liegt unter Dir. Die Ebenen Baierns, die Wolken, die um den sagenreichen Berg ziehen, die Kuppeln mit dem Geläute der Glocken, das geschäftige Leben der engen Straßen, die Matten, Alpen und hohen Gipfel des grünen Thales — Alles das zusammen, mit dem Bewußtsein auf derjenigen Stelle Deutschlands zu stehen, welche zuerst lateinisches Wesen und römische Bildung gesehen hat, macht Dir beim Hinabblick auf die italienischen Dächer der Stadt einen unerwarteten Eindruck, denn es ist etwas ganz Einziges um diese Stadt am Fuß der Völkermauer. Römer, Hunnen, Fran-

ken, Heruler bezeichnen ihr Kommen und Gehen auf den Trümmern des alten großen Keltensitzes durch Denkmäler und Ruinen. Von den Heiligen der ersten Kirche bis zu der Theokratie des Mittelalters und der Husarengarnison von heute — welch ein Wandel unter den Scheiteln der unveränderlichen Berge! Die Herrlichkeit der äußeren Natur, das Römische mitten im deutschen Land, das Gemisch von Alpen- und Kirchenluft, dann wieder das Bunte, welches jede Provinzhauptstadt der vielsprachigen Monarchie bietet — die raschen Wasser und der blaue Himmel, das Alles blendet den an die trockenen Verhältnisse des eigentlichen Deutschland gewöhnten Beschauer. Wo ist in dem Lande der Ordnung und der geräuschlosen Natur eine zweite Stadt von achtzehntausend Einwohnern, die ihm solche Bilder bietet? Hier geht der Krainer Orangenhändler, dort der bairische Holzknecht, hier der polnische Lanzenreiter, dort der Kaiserjäger, hier der braune Ungar, dort der Aelpler mit Stock und Gemsbart durch die Arcaden an den vielbelebten Straßen. In all das Gewimmel siehst Du aus den Hainen des brüchigen Mönchsberges — in welchem einst verfolgte Christen in Höhlen ihre Zufluchtsstätten fanden — hinein. An jedem Rande des unvergleichlichen Höhenzuges in der Stadt taucht Dein Aug in andere Farben und sättigt sich im Lichtwechsel der bewegten Ferne. Die Zill und der Göhl strecken ihre Gipfel vor Dir in den Ewigen Schnee, scheinbar nicht weiter entfernt, wie der geheimnißvolle Friedhof von St. Peter, welcher die Bußstätten wunderthätiger Anachoreten enthält; die Salzach braust herauf, wie der Zug der Wagen über die Marmorquadern der Gassen; dorther rennt die Locomotive aus dem seenreichen Baiern, schnell wie die Wolke, welche der Ost-

wind am glänzenden Himmel über die schneebedeckten Tännen dahertreibt.

Ich weiß nicht, ob es Anderen auch schon aufgefallen ist: mit der Annäherung an die Alpen verliert Leben und Natur immer mehr das, was man den deutschen Typus nennen darf. Die Deutschen sind ihrer Anlage und der ihres Landes nach ein Volk des Nordens. Hier aber, wo die gewaltigen Linien am Himmel, an sich selbst eine Welt voll Schönheit und Pracht, eine farbigere Erde andeuten, gewinnen die Menschen an Sinnlichkeit, die Luft an Glanz, das Treiben der Naturkräfte an bunter Bewegung. Es ist nicht mehr die Welt des Nordens — es ist, was auch die der Kenntniß dieser Dinge ferner stehenden Theoretiker sagen mögen, ein anderes Fleisch, ein anderes Blut in diesen Kindern eines glänzenderen Himmels. Wie viel mag die Sonne dazu wirken! Wenn im Thal von Brixen sich die Rebe rankt und die Kastanie ihren Schatten mit dem der Granate vereint, verkümmert auf derselben Höhe in Mittel-Deutschland die Tanne. Auf der Höhe des Brenner stehen Getreidefelder und reiht sich Haus an Haus, während der öde Brocken tausend Fuß unter ihr liegt.

So ist mir immer, wenn ich die Grenze der österreichischen Alpenländer überschritten habe, der purpurrothe Wein, den die mittäglichen Thäler heraufsenden, wie das Wahrzeichen einer wärmeren und, ich möchte sagen andern, Welt erschienen. Nie verdirbt Nässe oder Kälte das Wachsthum dieser Reben; die Gelände, an welchen sie gedeihen, sind von den frostigen Gefahren des deutschen Weines ausgeschlossen. Stets reift die Sonne des Etschlandes die Früchte ihres unabsehbaren Gartens. Der Purpur steht gut zum

Tiefblau der Berge, zum Grün der verschlossenen Seen, zu den grellen Blüthen der Höhen. Auf dem Tisch der ländlichen Herberge überraschen Dich eingemachte Südfrüchte und oft begegnet Dir, seine klingelnden Pferde führend, von Süden her der schwarzgekleidete Vetturin.

Item, wie die Franzosen dem Volk des midi de la France ein Sonderwesen unter sich einräumen, wie namentlich die des Nordens auf jene hinschauen wie auf die Kinder eines andern Bodens, so hat die überwiegende Anzahl der Deutschen, insbesondere diejenigen, welche von ihrem Wohnsitze die Spitzen des südlichen Gebirges nicht mehr sehen, Gelegenheit, sich von einem Theil ihres eigenen Volkes, und zwar nicht dem schlechtesten, manchmal erfreulich angefremdet zu fühlen. Aber er lasse sich nicht irre machen. Haben jene leichteres Blut, mehr heitern Sinn und leben unter einer wärmeren Sonne, so gehören sie doch zur Familie und es gibt ja manche Mutter, die ihre leichtsinnigen Söhne mehr liebt, als die ernsten Stubensitzer.

Doch — wir kommen zu weit ab. Wir haben auf dem Mönchsberg von oben herab den Zufluchtsort des heiligen Maximus in den Felsen von St. Peter betrachtet und wissen aus unserm Reisehandbuch, daß die uralte Stätte noch einen andern Zuflucht für solche hat, welche mit dem „südlichen Purpur“ nähere Bekanntschaft machen wollen. Daß ich von dem Stiftskeller spreche, weiß sofort Jeder. Weniger bekannt aber dürfte es sein, daß die Weine des „Tiger“ in der Linzerstraße, wenn auch von profanen Kellnern aufgetischt, weit besser und billiger sind, als die des traditionellen Kellers zu St. Peter. Doch gleichviel für uns im Süden hat die Schenke im Kloster der frommen

Benedictinerväter etwas von dem Nimbus, der sich für Norddeutsche an den Rathskeller zu Bremen hängt. Dort liegen die edeln Weine vom Rhein, hier die nicht minder edeln, aber viel feurigeren und vielmehr nervenhinreißenden Säfte, welche die Rebe am Strand der Donau schenkt. Der Tokaier, flüssiger Goldlack; der Erlauer, herbes Feuer; die duftigen und süßen Rothweine von Tramin und Botzen — dann die guten Bekannten aus Niederösterreich, der Bisamberger, Nußberger, Grinzinger, Gumpoldskirchner, sie alle werden hier verwahrt und ihre Aechtheit mit dem Wappen des Abtes gehütet.

Man urtheile, ob ein solcher Ort die erforderliche Poesie birgt, um einer dem Bacchus geweihten Stunde zur guten Folie zu dienen. Die lange Weinkarte winkt mit den Bildern von allerlei Strömen und Bergen. Die, welche den Wein ernten, reden mit Dir. Du vernimmst die sonore Sprache des Ungarnlandes, die weichen Laute, die Du bis weit über Trient ins deutsche Land herauf hörst, und endlich das weniger weiche, aber heimlichere, Idiom, welches in der Nähe der Linien Wiens erklingt. Die einen erzählen vom weiten Blachfeld, die andern von den Felsen im Sonnenbrand, wieder andere von der vollen Tafel, auf welcher der Dom des hl. Stephan als Aufsatz steht. Allmählig tauschen sie ihre Rollen: Der eine radebrecht die Sprache des andern. Das gibt so unsinniges Zeug, daß sie alle mit einander lachen. Manchmal scheint es Dir sogar, als ob die Heiligen und Einsiedler vergnügt zum Fenster hereinschauten. Vielleicht sind sie aus den Grüften in der Nagelfluh drüben aufgestanden und ergötzen sich an den Zechern. Gewiß ist aber, daß der Fraterlacht, so oft er aus dem Keller kommt und das Licht ausbläst. Als

ob sich sein rundes Gesicht im Dunste des Stübchens vervielfältige, lacht es von allen Seiten mit und Männer in schwarzen Kutten nicken zustimmend in den Rauchwolken.

Doch horch! es schlägt die Stunde. Mit uns huschen auch sie hinaus und unter dem Blitzen der klaren Sterne sind sie alle, wie ein Traum, verschwunden.

Wir haben unsere Reise so beendigt, wie es dem Germanen wohl ansteht. Dir aber, Leser, wünsche ich Glück und Freude, bis wir uns wieder, an andern Gestaden, begegnen.

II.

Vom Achenthal zum Chiemgau.

Folgen wir von Rosenheim, der uns bekannten Stadt, dem Schienenweg, welcher dem Innstrom entlang ins Land Tirol führt, erblicken wir zwischen den Stationen Brixlegg und Jenbach zu unserer Rechten graue Felswände, deren Mächtigkeit uns selbst unter den hohen Alpenmauern auffällt, welche die Thalsohle zu beiden Seiten begränzen. Es sind die Abhänge des Sonnwendjoches, das sich an achttausend Fuß über den grünen Inn erhebt, der unten, nur siebenzehnhundert Fuß ober das Meer gebettet, in seinem breiten Thale dahinströmt.

Dieses Joch ist der höchste Gipfel der Alpenrücken, welche den Lauf der Wasser zwischen dem Thale von Brandenberg und dem des Achensees trennen. Einige der Bergströme gelangen durch die Klüftungen von Steinberg und Brandenberg nach dem Inn, während die anderen in die Mulde des Achensees stürzen und von ihm aus durch die Felsenklause der Walchen unsere rasche Isar erreichen.

Dieser Bergstock ist an tief eingeschnittenen Thälern und Schlünden, Wasserfällen, Steinwüsten und Klammen reich. Im Norden reicht er bis zum Plan-, Wallberg, der Gindelalpe und läuft endlich in die Hügel um Miesbach aus. Für uns hat er die besondere Bedeutung, daß er

das Wassersystem, welches mit dem Achen- und Tegernsee zusammenhängt, von dem trennt, welches die Zu- und Abflüsse des Schlier- und Spitzingsees bildet.

Die zu den beiden Seiten der ungeheuern Kalkwände hinlaufenden schmalen Einsenkungen, das Achen-, wie das Brandenberger Thal, brechen die West-Ostkette der Triasalpen in der Richtung von Nord nach Süd durch — Durchbrüche, welche eben nicht häufig sind. Die Plastik dieser Thalzüge übersieht man deutlich von der Halserspitze am Planberg aus.

Der Ein- oder vielmehr Aufgang zum Achensee ist durch eng zusammentretende Berge versteckt, welche bei Jenbach den Nordwall des Innthales darstellen. Niemand denkt daran, daß jenseits dieser Schlucht ein weites Alpenthal mit einem der schönsten Seen der deutschen Berglande sich aufthut. Nur die Bäche, welche zwischen Steinblöcken und über triefende Holzrinnen durch das weit zerstreute Dorf rauschen, lassen eine Fülle der Wasser hinter den Bergen ahnen. Diese Traufen und Sturzbäche, welche mancherlei Räder treiben und besonders bei den großen Eisenwerken ihre frische Kraft üben, geben dem Ort ein eigenthümliches Leben. Es klopft, es pocht, es hämmert unter dem Fall der ungetrübten Wellen. Noch ein anderes Leben führen diese aus dem See mit in das friedliche Tirolerdorf; denn ihrem Fall entlang zieht sich die Menge der Reisenden hin, welche über den tiefen See in den Bergen vom baierischen Hochland nach Tirol wallfahrten oder umgekehrt. Der See oben schickt mit seinen Fluthen auch die Fremdlinge herab.

Die Aussicht über das Innthal ist von den höher gelegenen Punkten des Ortes aus entzückend. Man stelle

sich auf den Balcon des Gasthauses „zur Toleranz" (eine nur in Tirol erklärliche Firma) und betrachte den morgentlichen Schein auf den grünen Gipfeln der Südseite oder sehe, den Fluß entlang, das untergehende Gestirn Berg und Thal mit einer blendenden Fluth übergießen — es bleibt stets ein ergreifender Anblick. Hier siehst du, was das baierische Hochland nicht kennt: ein breites Flußthal in Mitten der Hochalpen. Es ist dieß die mächtige Rinne, welche das Kalkgebirg von dem später aus dem Erdinnern heraufgehobenen Centralstock trennt. Als dieser die damaligen liegenden Kalkschichten durch seinen aufstrebenden Druck mit sich heraustrieb und zu Gebirgen emporstemmte, kam es, daß die ihm zunächst liegende Seite der Kalkschichten jäh abgebrochen, die von ihm entfernte, jetzige Nordseite der Kalkalpen, dagegen, weil sie den heraufbrechenden Urmassen ferner stand, mehr in Wellenlinien aufgebäht wurde. Deßhalb sehen wir den Norden der Kalkalpen in anmuthigen Terrassen, von Hügeln und Seen landschaftlich schön geziert, nach und nach sich bis zu größeren Höhen erheben, dieselbe Kette aber da, wo sie dem Centralstock im Süden gegenübersteht, steil gegen diesen abstürzen. Das Innthal von Landeck bis Wörgl ist ein schönes Beispiel. Im Norden begränzen es durchgehends nackte himmelhohe Wände, im Süden, da, wo die Kuppenbildung der Centralalpen beginnt, weiden- und triftreiche Berge.

Tirol hat auch noch andere schöne breite Flußthäler, vor Allem das Pusterthal und das reiche Etschland von Meran bis zu der Klause von Verona. Sie bieten gar freundliche Perspectiven, den raschen Strom in der Mitte; überall schauen weiße Kirchthürme aus dem Grün, und ihr

Feiergeläute klingt harmonisch zu dem Schellen der Heerden. Der elegische, etwas einförmige Ton, welcher in das Bild dieser langgestreckten Thäler gemischt ist, macht die wahre Tirolerlandschaft. Man spürt etwas von der Schwermuth, welche eine abwechslungslose Erhabenheit leicht hervorbringt.

Doch genug hievon! Wenden wir uns dem nördlichen Gebirgstock zu, der an Gestaltungen unendlich mannigfaltiger, das Gewaltige gern neben das Liebliche und den starren Tod gern neben lebensvolle Farben stellt. Das Wasser und die Luft haben an dem weicheren Gestein der Kalkalpen gearbeitet und daraus Spitzen, Hörner, Seebecken, Schlünde, Wände und Klammen oft auf kleinem Raume hervorgebracht, deren Schönheiten man in dem massiven Stock der Mitte in viel weiterer Zerstreuung aufsuchen muß. Das Wasser vor Allem hat sich hier als Bildner der Landschaft bewährt.

Immer lauter wird das Rauschen, je weiter wir auf der Straße, die sich steil in die Schlucht hinauf hebt, uns von der Sohle des Innthales entfernen. Es ist der Kasbach, der links über die Steinabsätze niedersprudelt. Es kommt uns vor, als sollten wir auf der emporklimmenden Straße eine Paßhöhe überschreiten, so ununterbrochen steil und abschüssig geht sie bergauf. Wer sie im Winter begeht, muß auch jeden Augenblick den Holz- und Kohlenschlitten ausweichen, welche ohne Zugthier mit rasender Geschwindigkeit herabschießen. Auch der Postillon, der brave Toni, der die Post von Achenkirch nach Jenbach fährt, läßt dann auf der Berghöhe Pferd und Fuhrwerk stehen, nimmt seine Briefschaften zu sich, besteigt einen kleinen Handschlitten und saust mit diesem die schiefe Ebene hinab.

Zu dem drei Viertel Stunden langen Weg braucht er dann acht Minuten.

Uns aber im Hinaufsteigen wird es nicht so leicht. Wir wundern uns immer mehr und mehr, wie denn der Achensee so gar hoch liegen kann. Da rechts oben, hinter dem Felsengeröll des Sonnwendjoches wüßte ich dir aber einen See, der noch seine guten dreitausend Fuß weiter in der Höhe liegt. Ich habe dir schon einmal von dem sagenreichen Wasser erzählt. Lassen wir es aber ruhig unter seinen Edelweißbüschen schlafen und die Goldforelle seine eistodte Fluth durchfurchen — für heute zieht es uns nach lebendigeren Gestaden.

Links entwickeln sich, je höher wir hinaufkommen, immer mehr sichtbar die Wüsteneien auf dem Hochscheitel des Stanzer-Joches. Zu unserer Rechten senken sich die Abhänge der Kirchen-Spitz gegen unsere Straße herab. Hart an ihrem Fuße, von unserem Wege aus unsichtbar, ruhen in der Kirche des Dörfchens Eben die Gebeine der frömmsten aller Dienstmägde, der heiligen Nothburga. Vielleicht mehr als diese würde uns dort der Fernblick nach Süden anziehen; da könnten wir die eisigen Mauern sehen, welche Sommer und Winter durch unverwüstlich das grünende Zillerthal umstarren. Von hier aus ließe sich schon eine Studie über die ungeheuern Eisrinden machen, welche man in den porösen kluftreichen Kalkalpen nicht kennt. Drüben auf dem crystallinischen Gestein dauern sie aus und senken sich oft genug als schreckliche Verderber bis ins Thal herab.

Neben an der Straße führen allerlei Holzwege auf die Joche — gleich in den dichtesten Schatten der Wälder, die vom feuchten Dunst des hinabstürzenden Baches angesprüht,

üppig grünen. Es sind meist riesige Tannen, die da am Wege stehen. Bald kommt eine Mühle mit alten Bilderbogen beklebt, und auf allen Seiten von perlenden Wassern umschäumt. Es ist der Weissenbach, der hier vom Jochjoch dem Kasbach entgegen geeilt ist. Was letzteren betrifft, so kann man sagen, daß er plötzlich aus dem Boden kommt, wie die Wasserfälle am Walchensee. Er ist eben auch, wie jene, durch den höhlenreichen Kalkboden aus dem Seebecken durchgesickert.

Endlich — wo die ersten ärmlichen Häuser des Weilers Maurach stehen — haben wir die Höhe erreicht, nicht aber, um auf der andern Seite wieder herabzusteigen, sondern der Boden bleibt eben. Vor uns blinkt die südöstliche Bucht des Achensees. Wir sind von Jenbach fünfzehnhundert Fuß heraufgestiegen. Es ist dieß gerade der schönste und durch seine Alpenufer am meisten malerische Theil des Sees. Links drüben schimmern die weissen Häuser der Pertisau, vor allen das stattliche „Fürstenhaus"; über ihnen steigen zerrissene Kegel und Grate zu der luftigen Höhe von weit über achttausend Fuß hinauf. Wir aber haben noch ein langweiliges Stück Weg vor uns, bis wir auf dem Sattel des Berges, der den Achensee trägt, an sein Ufer gelangen. Die Weiden sind links und rechts von der Straße mit kreuzweise in einander verflochtenen Prügeln und Latten abgezäunt — es geschieht das wegen des allenthalben frei herumstreifenden Viehes — und wir sind gezwungen, zwischen diesem hölzernen Gitterwerk fort zu laufen. Im Sommer ist das nur langweilig — im Winter aber oft beschwerlich und widerwärtig. Stürmt und schneit es — und wir gehen hier in einem Erdwinkel der Schneewehen und Stürme — so staut sich

oft der Schnee gerade auf der Straße zwischen diesen Zäunen an, aus welchen ihn der Wind nicht mehr hinauspeitschen kann und so kommt es, daß mitunter auf dem Wege fünf, sechs Fuß hoher Schnee liegt, während er nebenan auf den Feldern vom Sturme weggefegt ist. Dann bleibt nichts anderes übrig, als die Straße zu verlassen, über die Zäune zu steigen und seitwärts an den Bergwänden sich irgendwo ein bequemeres Fortkommen zu suchen.

Die Strecke zwischen Maurach und dem hart am Seerand gelegenen Buchau ist ein wahrer Tummelplatz für die Furien des Winters. Die südliche Oeffnung nach dem Inn- und Zillerthal, dann die Thallücke der Pertisau zwischen den rauhen Hochgebirgen des Falzthurn- und Gernthales, dann der von Norden hereinwallende bewegte See vereinigen hier ihre Sturmgeister, um ein Zug- und Wetterloch ohne Gleichen zu machen. Darüber kann man unter den Einwohnern allerlei Erfahrungen sammeln.

Merkwürdig ist vor Allem die Plötzlichkeit und Gewalt der Schneestürme. So erzählte mir — um nur ein Beispiel anzuführen — der treffliche Förster Titze von Achenkirch, daß er einmal von Jenbach unsern Weg, den Kasbach entlang, den Berg herauf fuhr, ohne daß mehr als einzelne, seltene Flocken ein heranrückendes Gestöber verkündigten. Wenige Minuten später, in Maurach, flog der Schnee dichter herab, und eine Viertelstunde weiter bei der genannten Häusergruppe Buchau, überlagerten das enge Thal schon solche Massen, daß es ein Ding der Unmöglichkeit war, die Reise fortzusetzen. In dem verlassenen Dorfwirthshause mußte dann der Förster zwei Tage warten, bis die herbeigeholten Arbeiter nur einigermassen Bahn gebrochen hatten.

Auch die Bucht, die wir hier, zwischen die Felsen eingebettet, vor uns liegen sehen, ist der kälteste Theil des Achensees. Denn gerade in den Stunden des Tages, an welchem die Sonne hoch am Himmel steht, wirft das Stanzer-Joch seinen mächtigen Schatten über das Wasser hin, so daß der Sommerfrischler drüben die schönste Kühlung findet, wenn sonst überall von den nackten Wänden die Hitze des Julitages wiederglüht. Deßhalb funkelt auch hier in der Wintersonne das Eis, wenn noch der ganze See seine Wellen ungefesselt an den beschneiten Strand schlägt.

Brechen wir nun hier von unserer Richtung ab, so führt uns ein Pfad um das Südende des Sees nach der Pertisau hinüber. Unser Nachbar ist links ein Zug zerklüfteter Joche, der so steil herabfällt, daß er unserem schmalen Wege kaum Platz gönnt, und rechts die stahlblaue Fluth. Aus den Jochen rieseln Quellen hervor, eiskalt, aber von wunderbar erfrischender Wirkung. Es muß von der Kohlensäure des Gesteins etwas im Wasser aufgelöst sein — denn ich habe mehrmals bemerkt, daß ich nach reichlichen Libationen an den Wassern einen Anflug von leichter Aufgeregtheit verspürte. Es kann für den Sommerwanderer in den Hochalpen kein erquickenderes Getränk geben. Man meint, ein Theil der Kraft und Frische dieser reinen Natur ergieße sich durch die Adern.

Allmählig thut sich nun auch um die westlichen Felsenecken des Rabenspitz herum der Blick über den ganzen See auf. Da liegt das dunkle, wellenbewegte Wasser in der gewaltigen Felsenwanne. Man hat unsern See oft neben den Königssee gestellt und es ist nicht zu läugnen, daß einzelnen seiner Partieen, wie die Aussicht auf den

Hintergrund der Pertisau und auch auf die Felsgrate, die zwischen dem Sonnwendjoch und dieser Bucht liegen, der erhabene Character, welcher die Ufer des Königssees auszeichnet, nicht ganz abgesprochen werden kann. Aber schon ein Blick auf die Höhenverhältnisse lehrt uns, daß die Gebirgswelt, in deren Höhlung der Bartholomäussee fluthet, einen andern Eindruck machen muß, als die Felswände, zwischen denen der Achensee liegt. Dieser erhebt sich mit seinem Spiegel 1300 Fuß höher über das Meer als jener, während die ihn umgebenden Felsen nur wenig über 7000 Fuß Meerhöhe haben. Der 1300 Fuß tiefer liegende Bartholomäussee ist aber zwischen die Riesenwände der norischen Alpen eingezwängt, welche alle eine Höhe von weit über acht tausend Fuß aufweisen. Es ergibt sich also, daß die Uferlandschaft des Achensees durchschnittlich um gut 2500 Fuß niedriger ist, als die des Berchtesgadener Sees, dessen Strand der Watzmann und die Abhänge des Tauren sind. Es ist klar, daß ein solcher Unterschied in die Augen fallen muß. Am Königssee ist Alles großartiger, wilder, öder, gefährlicher und der Achensee mag in seiner Gesammtwirkung zu ihm in dem Verhältniß stehen, wie Vorberge zur hoch-alpinen Landschaft. Namentlich das Theater, welches für die Scenen aller Schrecken der Alpenwelt im Süden des Königssees gegen den Funtensee und das steinerne Meer zu in die Wolken aufgerichtet ist, fehlt dem Tirolersee ganz. Auch das menschenscheue Schweigen jenes versteckten Wassers kennen die Ufer des Achensees nicht; sein ganzes Ostufer entlang zieht sich die Hauptstraße von München nach Innsbruck, ein anderer Fahrweg schlingt sich um seinen Süden in die Pertisau und selbst das felsige Westufer ist auf einem zwar beschwerlichen, aber doch immer-

hin zur Noth noch möglichen Pfade begehbar. Während selbst im Winter die Post dreimal in der Woche den Achensee entlang fährt, gelangte, um eine thatsächliche Anekdote anzuführen, die Kunde von der Abdankung König Ludwigs im Jahre 1848 nur auf folgende Weise zu den Ohren des uns bekannten braven Hohenleitner auf der Halbinsel Bartholomä.

Schon seit drei bis vier Wochen waren die Bewohner des Jagdschlößchens von der Welt abgesperrt; denn wir wissen, daß keines Menschen Fuß die Ostseite des Königssees betreten kann, und das Ueberfahren an das Westufer war ebenso unmöglich, wie das Hinübergehen auf dem morschen Eis. Endlich gelang es einem guten Bekannten Hohenleitners, einem Jäger, der seinem Freunde die wichtige Nachricht gar zu gern mitgetheilt hätte, mit großer Gefahr von dem Felsenufer unter der Gotzen-Alp aus auf schwankem Eis eine Strecke weit in den See vorzudringen. Als er ungefähr in die Hörweite von St. Bartholomä gedrungen war, blieb er stehen, hielt die beiden hohlen Hände vor den Mund und rief lange Zeit: Hohenleitner! Hohenleitner! bis dieser den Rufenden vernahm und an den vereisten Strand mit den ebenso hinüber geschrieenen Worten: Was gibts? hinauseilte.

— Der Kini is nimma Kini! hallte die Stimme und das Echo von den Wänden.

— Ja, war nit aus! scholl es zurück.

— Er hat odankt!

Hohenleitner antwortete nichts mehr, sondern ging in seine Stube und weinte. Es waren vielleicht die besten Thränen, die um jene Katastrophe der baierischen Geschichte geflossen sind.

Solche Eskimo-Post gibt es am Achensee nicht. Im Westen besorgt der Briefbote und im Osten von Maurach zur Scholastika und bis ins Dorf an drei Tagen der Woche pünktlich und unverkürzt der gute Toni den Verkehr mit der Außenwelt, was, Dank dem weniger gefährlichen Charakter der Felsufer, ohne absonderliche Beschwerde möglich ist. —

Während wir so am Gestade hingehen, betrachten wir uns die Farbe des Wassers. Diese zeigt eine auffallende Eigenthümlichkeit. Während sich nah am Strande schillernde hellgrüne Streifen an den Stellen hinziehen, wo das seichte Gestade mit einem Male in eine ungeheure Tiefe abfällt, ist die Fluth weiter draußen tief stahlblau. Es ist das eben ein Räthsel, wie alle Farbenverhältnisse der Alpengewässer. Schaubach vergleicht die Färbung der Wellen mit denen des Gardasees. Ich finde diese Zusammenstellung aus eigener Anschauung zutreffend, setze aber hinzu, daß auch am Plansee im Nordwestende Tirols sowohl am Rande wie auf seiner Fläche dieselben Farben zu sehen sind, wie auf den beiden genannten größeren Seen Tirols. Uebrigens kommt es bei Beurtheilung von allem dem viel auf Jahres- und Tageszeit, auf den Zustand der Atmosphäre, auf das Wehen der Winde an. Daher ist es nichts Seltenes, Streit über die Farbe der Seen zu hören und Jeder der Streitenden hat das gute Recht der eigenen Anschauung für sich. Dunkelgrün und dunkelblau sind die vorherrschenden, fast einzigen Tinten in jenen Gewässern — und die Optik mag im Bunde mit der Chemie entscheiden warum — wenn sie kann.

Das vortreffliche Gasthaus der Pertisau heißt aus alten Tagen noch Fürstenhaus, weil die Landesherren Ti-

rols nicht selten hieher kamen, um sich an Jagd und Seefahrt zu ergötzen. Jetzt ist es Eigenthum der Benediktiner des Klosters Viecht, welches am Südrand des Stanzerjochs nahe am Schienenwege zwischen Jenbach und Schwaz liegt. An jenem Viecht und dem höher gelegenen Wallfahrtskirchlein von Georgenberg sollte Niemand vorüber gehen, der im Innthal wandert. Jenes ist eine herrliche reiche Abtei, mit zahllosen Schätzen der Kunst geschmückt und aus ihren Fenstern siehst du in ein Paradies; dieses ein tirolisches Montserrat, über dem der Hauch der Ascese brütet. Uebrigens sind die Geistlichen im Achenthal sämmtlich Väter jenes Stiftes.

Unser „Fürstenhaus" ist von ihnen verpachtet und die Klostereinnahmen werden wohl dadurch einen hübschen Zuwachs erhalten. Denn die Pertisau ist der schönste Punkt des Achensees und der Achensee ist der besuchteste See Tirols. Gegen Nachmittag, wenn die Sonne über den Schneefeldern des Tristenauerkopfs, des Falzthumer- und Sonnenjochs, des Schneekogels und Pfaunsjoches steht, über der Thalmulde ein blauer Duft liegt und der See draußen auf seinen Wellen vor dem „baierischen Wind" sprüht — da ist es ein hoher Genuß, sich am Strande der frischen lebendigen Seeluft, der Rosendüfte des Ufergartens und der Fernsicht auf die blinkenden Joche zu erfreuen. Hast du dabei die purpurne Fluth des Pomarolo oder Isera, der feurigsten Traube Tirols, in wohlgefüllter Flasche neben Dir, so bist du in ein Bad der Verjüngung getaucht, in welchem Glanz, Duft und Wärme in gesteigerter Potenz strömen.

Der Achensee wird von zwei Winden bewegt, dem Nord- und dem Südwind. Ein anderer kann wegen der

Felswände im Osten und Westen seine Ufer nicht berühren. Der erste heißt der baierische, der zweite der warme, auch der Landwind, weil er vom „Land" (Tirol) hereinweht. Jener kommt meist am Morgen, dieser Nachmittags, dann spät am Sommerabend wieder der Südwind. Dieselbe Erscheinung bemerkt man auf fast allen größeren Seen der Alpen und Voralpen. In letzteren heißt der Südwind Bergwind. Der Grund muß in der ungleichen Erwärmung der Luftschichten liegen, welche die aufsteigende Sonne theils auf den kalten Jochen, theils in der dichten Atmosphäre der wärmeren Thäler und Ebenen hervorbringt. Diese schwimmen über einander hin und gleichen sich aus und mit der Regelmäßigkeit der Tageszeiten drehen sich auch die Winde.

Die Pertisau wird so viel besucht, daß sich außer dem Fürstenhaus auch noch zwei andere gastliche Stätten aufgethan haben. Die eine ist ein gewöhnliches Bauernhaus, die andere, neue, in der Nähe der kleinen Kapelle, macht mehr Ansprüche auf städtische Bequemlichkeit. Vom 1. November bis Mitte Mai halten die frommen Väter ihr Fürstenhaus geschlossen und es ist dann ein fast trauriger Anblick, das Asyl der schönsten Sommerfreuden stumm und unbelebt aus den dichten Schneewehen ragen zu sehen, welche die Stürme der sich hier kreuzenden Thäler zusammentragen. Es schüttelt Einen vor Frost, wenn man sich dann auf dem frostknarrenden Pfade weiter eilend einen warmen Sommerabend dabei vorstellt, an welchem die Wohlgerüche der Wälder und Matten in den geöffneten Saal eindringen, dessen lange Tische von herrlichen Blumensträußen geschmückt sind und worin schöne Damen ländliche Musik machen. Die Männer sitzen beisammen

und berathschlagen Bergpartieen, jugendliche Fußreisende mustern ihre Reisekarte und schlagen im rothen Buch hin und her — andere Gruppen stehen am offenen Fenster und spähen, wie die Alpen von jenseits des Innthales noch durch die duftige Dämmerung hereinschauen oder an einem der hohen Grate des Seeufers noch ein blutrother Streifen des späten Lichtes hängt.

Städtische Damen machen von hier aus gemächliche Spaziergänge nach Alpenhütten, die in der Nähe und recht weit herunten am See liegen. Eine der am meisten besuchten liegt nicht sehr weit von Pertisau am Abhang der Rabenspitz in den See. Es wird dort Thee, Chocolade und Kaffee gekocht, die begleitenden Herren greifen zu Cigarren und Wein — dann wird gestrickt und über die kleinen Abenteuer geplaudert, die man vielleicht beim Ueberhüpfen einiger kleinen in den Weg gelagerten Bächlein auszustehen gehabt hat und eine fröhliche Nachenfahrt heimwärts beschließt den Tag.

Andere, weniger für Damen geeignete, Stege führen in die menschenleeren Thäler, die um den oberen Lauf der Isar herum liegen. Ich möchte sie auch Männern nicht empfehlen; nicht etwa deßhalb, weil sie gefährlich oder auch nur übermäßig beschwerlich wären, sondern weil der Alpentourist seine oft knapp zugemessene Zeit besser anwenden kann, als in jenen Einöden herumzuklettern, welche fast nichts von den Reizen der Hochalpen bieten. Die Gebirge erheben sich nirgends über die Schneelinie, die Fernsichten stehen in keinem Verhältniß zu den Mühseligkeiten des Steigens und auch die Thäler bieten keine der von uns gesuchten großen Naturscenen; — es sind weder Seen noch bedeutendere Wasserfälle und Klammen zwischen den bewal-

deten Felsen. Der ganze Lauf der Isar von Länggries bis zur Scharnitz aufwärts ist einförmig. Man sieht einen seichten Fluß in einem von mäßigen Bergen eingeschlossenen Thal von Kiesgeröll strömen. So geht es die vielen Meilen weit fort; aber weder Fall, noch Vorder- noch auch Hinterriß lohnen die Zeit und Mühe, welche der Reisende besser auf andere Gegenden verwendet, wo ihn gewaltige Bilder und eine reiche Mannichfaltigkeit erwarten. Für Jäger allerdings sind die genannten Gegenden ein Paradies; in Hinterriß und Vorderriß wimmelt es von Gemsen, Hirschen und Rehen. Es ist ein förmlicher Thierpark. Im ersteren Thale hegt der Eigenthümer, der Herzog von Koburg, diese Thiere für seine Herbstjagden, über welche der bekannte Reisende Gerstäcker ein Buch geschrieben hat, welches Schilderungen und Abbildungen enthält, ob denen die Jäger lächeln, und worin versucht wird, die Schauer des Berner Oberlandes oder der Gletscherwelt von Graubünden und Südtirol auf diese Vorberge zu übertragen. Im andern Jagdgrund ist die Krone Baiern Herr und auch hier werden die edeln Thiere mit Rücksicht auf den Hof und seine Cavaliere in zahlreichen Beständen erhalten.

Etwas anderes ist es allerdings mit den Thälern, die jenseits Scharnitz um die Isar und ihre Nebenflüsse liegen. Das sind gewaltige und großartige Alpenwildnisse: das Karwendel-, Hinterau- und Gleirschthal. Man steigt da im Rücken der mächtigen Kalkwände herum, die sich nordwärts von Innsbruck erheben. Auch die zwei Soiernseen, die weiter nördlich in dem schmalen Fischbachthale ihre dunkeln Spiegel zwischen Felswänden verstecken, lohnen noch einen Besuch. Ueber jenes Gebiet am Fuße des Karwendels hat

Adolph Pichler in seinem hübschen Buche: Aus den Tirolerbergen, gelungene Schilderungen gegeben.

Das Alles aber zugestanden, muß ich doch sagen, daß, wer einmal hier ist, besser thut, sich jenseits des Inn umzusehen. Im Süden des Ziller- und Duxerthales, die so nahe sind, warten seiner andere Genüsse und Belehrungen über das Wesen eistragender Alpen. Und kommt er als Wanderer von dorther, so ist es immerhin noch besser, wenn er für den Rückweg nach Norden die Richtung nach dem Tegern- oder Schliersee einschlägt, sei es, daß er die bequeme Straße über Kreut fortzieht oder über den Schildenstein nach den Ufern jener anmuthigsten aller Seen der Vorlande kommt.

Wer hier in der Nähe einen Punkt sucht, von dem er alle Eisspitzen Tirols mit einem Blick überschauen kann, der steige drüben, am Eingang des Zillerthales bei Fügen auf das Kellerjoch. Den Eindruck, welchen ihm da die unendliche Welt der Alpen machen wird, vergißt er nie.

Für diejenigen, welche den Achensee in seiner ganzen Ausdehnung sehen wollen, empfiehlt sich der Weg zu Schiff nach Norden. Denn wer auf der Straße drüben geht, verliert die Gesammtwirkung, welche Wasser und Gebirg im Verein miteinander hervorbringen. Da er hart an dem einen Felsgestade geht, sieht er nur das andere. Wer aber auf dem See schwimmt, hat den Anblick der beiden Mauern. Wir dagegen setzen, da wir am Ufer drüben mancherlei zu sehen haben, geraden Weges über.

Die schönste Stelle am See ist unstreitig die, wo die von Jenbach heraufkommende Straße sich mit einem Ruck nach Norden wendet. Von dort aus sieht man noch die

Gebirge des Innthales; das Stanzerjoch, die Pertisau und ihren großartigen Hintergrund hat man zur Linken und vor Einem wallt die blaue Fluth gegen Süden heran — die drei Veduten zusammen sind das wahre Bild des Sees. Nur von hier aus sollten Maler ihn aufnehmen und dieß ist, wie ich bemerkte, auch schon öfter geschehen.

Von einem hart am Ufer stehenden Hause, das auf den ersten Blick das ehemalige Jägerhaus verräth, zieht sich dieser Weg gegen das Nordende des Sees fort. Links der See, der sofort in die Tiefe von drei bis vierhundert Fuß abfällt und die größten Abgründe noch mit unheimlicher Klarheit zeigt, — rechts die Legföhren und die Alpenrosen der Felswand, die in dichten Büschen bis an die Straße herabreichen. Man erinnere sich, daß wir uns mehr als dreitausend dreihundert Fuß über der Meeresfläche befinden. Oben auf diesen Wänden, die sich vom Spieljoch und der Kothalpe herabziehen, bemerkt man nicht selten Terrassen und Absätze, welche mit Festungsmauern und zinnentragenden Schutzwällen viele Aehnlichkeit haben. Auf einem dieser Felsenabsätze hockt in manchem März die gefürchtetste Lawine des Achenthales, die sogenannte Haselbacherin. Es ist dort eine jähe Wand und unter ihr eine tief in den Felsen eingeschnittene Furche, welche im Sommer von herabgeschlämmtem Gries bedeckt ist. Durch diese Furche kommt die Haselbacherin herab, wenn ihre Zeit erfüllt ist und der rasende Föhn die erstarrte Welt auflöst. Es versteht sich von selbst, daß sie dabei alle Wurzeln und Keime, welche etwa vom vorigen Herbste her noch unter dem Geröll stecken, vertilgt oder mit sich in die Tiefen des Sees reißt. Darum ist auch an dieser Stelle Alles öde und kahl. Wenn diese Lawine mit ihren herabgerollten Blöcken und Baumstämmen

in den See schlägt, dann gerathen seine Wellen bis an die äußersten Ufer in Wallung und noch viele Tage nachher schwimmen Schneebänke auf ihm herum, welche von diesem Sturze herrühren. Es ist ein kläglicher Anblick, die Büsche der zierlichen Rhododendren dann zwischen dem Eis treiben zu sehen, deren anmuthige Blüthe im kommenden Sommer so manchen nordischen Wanderer auf der heißen Felsenstraße ihr „Willkommen in den Alpen" zugenickt hätte. Die Haselbacherin kommt nicht alle Jahre, wenn sie aber oben sitzt, merken es die Leute lange zuvor und es halten sich deßwegen in entsprechender ehrerbietiger Entfernung die Wegmacher bereit — denn mit dem Verkehr auf der „k. k. Haupt-Commercialstraße" ist es dann für einige Zeit vorüber.

Die Flora auf den Felswänden, über welche verwittertes Gestein und Pflanzenleichen eine seichte Humusschicht aufgetragen haben, ist ziemlich zahlreich. Die prächtigen Moose des Winters ersetzt der Sommer mit der alpinen Hutchinsia, der Saxifraga aizoides, dem Cyclamen europaeum der rundblätterigen Iberis. Es scheint, daß die Dünste des Sees und das von der Wasserfläche wie von den Bergwänden zurückgeworfene reichliche Licht dem Gedeihen der grellfarbigen Blüthen förderlich sind. Hüte dich aber beim Botanisiren, daß du auf keine „Irrwurz" trittst! Die Irrwurz ist eine gefährliche Pflanze. Wer sie mit dem Fuße berührt, verfällt in eine Art Traumwandeln und findet gewiß lange Zeit nicht mehr nach Haus. Manche arme Wurzin (Wurzelgräberin), die auf einer Hochalpe Enzian brennt und Meisterwurz-Schnaps, kam auf eine Irrwurz zu stehen und fand Tage lang nicht mehr nach ihrer Hütte, wenn sie nicht gar an einer jähen Wand verunglückte. Im Achenthal geht die Sage von einem schö-

nen Mädchen, welches mehrere Tage lang nicht nach Haus kam. Die jammernden Brüder fanden sie endlich unter einer Haselstaude schlafend, und erst nach langem Rütteln gelang es sie zu erwecken. Sie rieb sich die Augen und konnte keine Auskunft darüber geben, was mit ihr in den letzten Tagen geschehen war. Frauenzimmern soll das tückische Kraut besonders gefährlich sein. Also — hütet euch vor der Irrwurz, wenn ihr die kühlen Alpenwälder durchwandert! —

Der Reisende, welcher die Nordspitze des Sees fortwährend vor Augen hat, wundert sich über die Länge des Weges, der sich neben den Wänden herzieht. Oft meint er, die nächste der häufigen Biegungen um die vorspringenden Felsgrate müsse ihn dem längst erblickten Ziele um ein Beträchtliches näher gebracht haben - aber es ist Täuschung, die durchsichtige Luft nur über den Wassern hat ihm das Entfernte nahe gerückt.

Auf der Westseite des Sees fallen die Wände noch steiler, und deßhalb noch kahler und unfruchtbarer in den See. Viele Streifen, herabgeschossene Gießbäche und Steinrutschungen bezeichnend, sind in den Rücken des Seekor eingegraben, welcher den See von seinem Nordende bis zur Pertisau begränzt. An manchen Stellen hat der Kalkschutt an seinem Fuße ganze Hügel gebildet; einem solchen Hügel entspricht immer eine besonders tiefe Furche, die sich von der Jochhöhe gegen sie herabzieht. Solche Furchen sind die Rinnsale für die Wasser der sommerlichen Gewitterstürme und die Rutschbahnen der Frühlingslawinen. An den gerade über dem Wasser auf den untersten Felsenplatten aufgehäuften Geröllhügeln sammeln sich diese dann, bis sie, aus thurmähnlicher Höhe sich überstürzend, den Schaum der kalten Wasser aufpeitschen. An einer der engsten Stellen

unseres Ufers stand noch im Jahre 1809, um welche Zeit die Gränzen Tirols allenthalben mit Brandstätten und Ruinen bedeckt wurden, ein Mautthurm. Man muß gestehen, daß sich eine passendere Lage für ein Gebäude, das solchen Zwecken dient, gar nicht denken läßt. Hier gibt es kein Entrinnen. Jetzt ist von dem Thurm kein Stein, keine Spur an dem Felsen mehr vorhanden. Doch lebt sein Andenken noch in allerlei Spuckgeschichten. Als er noch stand, soll ein früherer Zolleinnehmer, der im Verdachte der Treulosigkeit und Nachlässigkeit stand, dort „umgegangen" sein. Er setzte Tag und Nacht einen Schleifstein in Bewegung, der sich im ersten Stockwerk befand. Die Einwohner waren es so gewohnt, den Stein sich von selbst drehen zu sehen und das Geräusch darauf abgeschliffener unsichtbarer Messer zu hören, daß sie sich gar nicht mehr darum kümmerten; kam aber etwas Geweihtes oder ein Priester ins Haus, so hörte der Lärm auf, und einmal will man sogar gehört haben, wie dann Schritte die Treppe hinabeilten, auf den Felsen am See hallten und wie hierauf etwas mit lautem Platschen in den See stürzte.

Es ist das nicht die einzige Gespenstergeschichte des Achenthales, wie wir sehen werden.

Bald wird nun die Felswand so steil, daß die Straße auf einer Brücke fortgeführt werden muß, die auf dicken Pfählen ruht, welche in den Felsgrund des Seeufers eingerammt sind, hart am Rande, wo dieses in ein tiefes, tiefes, von der dunkeln Fluth bedecktes Thal abbricht. Von dieser Brücke, welche immer wieder durch felsige Vorsprünge unterbrochen wird, sieht man am besten in die Tiefen, in denen versenkte Föhrenstämme, Blöcke und fein zerriebene Kiesel liegen. Der Eindruck, den die Durchsichtigkeit die-

ses doch so dunkel gefärbten Wassers hervorbringt, ist seltsam — unbegreiflich. Du meinst nach den vom grünen oder blauen Wasser bedeckten Gründen greifen zu können — dann reibst du dir die Augen und suchst zu ermessen, wie hoch wohl die Welle über ihnen gegen die Felswand schlägt. Wer im Nachen fährt, vergißt oft das flüssige Element neben dem Boot und meint auf einer Luftschicht zu schwimmen, durch welche die grüne Erde heraufschimmert. Mit einem Mal hört aber diese Durchsichtigkeit auf: es ist da, wo das Ufer abschüssig wird und eine wasserbedeckte Wand, wie die neben der Straße von Alpenrosen bedeckte, ihr Gestein nur mehr den Augen der Fische zeigt. Darüber liegt die stahlblaue Farbe der Welle. Von Vögeln wird die klare kalte Fluth wenig belebt; Wildenten und Taucher kommen mit Tagesanbruch vom Innthal herauf, tummeln sich während der warmen Stunden auf dem Wasser herum und kehren in der Dämmerung wieder zurück. In Ermangelung des Adlers der Freiheit, der nach Beda Weber über dem Achensee schwebt, siehst du wenigstens manchmal den Seeadler (Haliaëtos albicilla), wie er seine grauen Flügelspitzen in den Schaum der Welle taucht. Aber seine Beute ist kärglich. Der See ist tief und das Fischen wird ohne alle Rücksicht auf Laichzeit und dergleichen betrieben. Die Sommergäste zehren das Wasser aus. Doch gehören die am häufigsten vorkommenden Fische den edlen Geschlechtern der Forelle, Aesche und des Saiblings an.

Statt der modern gekleideten Herren und Damen, welche im schönen Sommer den See nach allen Ufern — vornehmlich aber in der Richtung von der Pertisau zur Scholastica und umgekehrt befahren, siehst du im Winter nur selten einen Kahn. In dem sitzen dann drei bis vier

Männer und hinten hängt, an eine Kette befestigt, ein gewaltiger Baumstamm, den sie kurz vorher auf dem gefrornen Schnee des Berges an das Ufer herabgelassen haben. Sie sind in Hemdärmeln und rauchen ihre kurzen Tirolerpfeifen mit dem eigenthümlichen Soldatentabak, an dessen Geruch schon man eine Tiroler Wirthsstube von jeder anderen unterscheidet. Die Fahrt geht langsam von Statten, denn der Balken ist schwer.

Manchmal erblickst du auch Balken, welche in Form eines großen Trapezes an einander genietet sind. Die Spitze des Trapezes schaut nach vorne, damit es leicht die Wellen durchschneidet; an ihm ist ein langes Seil befestigt, an dem ziehen zwei Männer, auf der Uferstraße langsam dahingehend. Ein dritter geht zwanzig Schritte nach ihnen und hält die hintere Spitze des Trapezes mit einer Stange vom gekrümmten Ufer ab. Oft müssen die vorderen und auch er ins eisige Wasser treten.

Auf einem Vorsprung in dem See, der von dem Geröll herrührt, welches ein hier herabstürzender Bach allmählig in den See eingeschlämmt hat, steht unter Föhren ein Haus „zum Einfang“ genannt. Es ist die einzige menschliche Wohnung, soweit die Gestade des Sees Fels sind. Der Wald steigt hier, wo er sich ein wenig ausdehnen kann, mit Vorliebe herab, und überall sickern durch das Kalkgeschiebe Wasseradern und Quellen, die von der Felswand nieder geronnen sind.

Jetzt tritt die Ostkette der Felswände etwas vom See zurück, die Straße gewinnt Raum, und nach wenigen Schritten stehen wir vor der Schwelle des weitbekannten Gasthauses „zur Scholastica“.

Begeben wir uns in den Sommerpavillon, gegen dessen Mauern die Wellen des Sees unsere Tafelmusik machen und ruhen aus.

Unsere Tischgenossen bilden eine bunte Gesellschaft. K. K. Offiziere, Professoren aus Innsbruck, norddeutsche Touristen, Münchener Vergnüglinge, Studenten und Maler und Einige vom unvermeidlichen Wandervolk der Vereinigten Königreiche besetzen die langen Tafeln. Wir befinden uns unter einem Dach, welches einem der berühmtesten, vielleicht dem berühmtesten Gasthause Tirols angehört. In die Geschichte der Scholastica, welche übrigens von Pichler und Anderen schon geschrieben ist, mengen sich Erinnerungen von dem berühmten Aschbacher, der aus der Geschichte des blutigen Jahres 1809 bekannt ist, an kaiserliche Ehrengürtel und Auszeichnungen. Sicher ist, daß dieser Aschbacher seines Ruhmes würdiger ist, als Speckbacher, der Odysseus und Hofer, der Hektor jener Metzeleien. Während jene sich durch wilden Fanatismus bemerkbar gemacht haben, dessen Erfolge Niemanden mehr schadeten, als dem armen unwissenden Lande, das sie „befreien“ wollten, war Aschbacher nicht nur ein Held des Menschenschlachtens in den Engpässen, sondern auch der Menschenliebe, in deren Dienst er, als Aufseher der Lazarethe, während des Kriegs von 1814 starb.

Die Wirthin, eine noch hübsche Frau in rüstigem Alter, ist seine Verwandte. Sie stellt einen fast untergegangenen Typus dar, in welchem die Wirthin und die Hausfrau mit gleicher Auszeichnung vertreten sind. Die Geschäfte des Waldes, Feldes, Gartens, der Viehzucht, des Bienen- und Fischhegens versteht sie nicht minder, als das

Amt der Küche, welches der ausgezeichnete Ruf ihres Hauses und die Anwesenheit vieler vornehmer Fremden oft zu einem schwierigen macht. Auch ist sie eine Heilkünstlerin, und die meisten Bauern des Achenthales erholen sich lange zuvor bei ihr Rath, ehe sie Zuflucht beim Arzt suchen. Doch ist das selbstverständlich bei ihr keinerlei Art von Pfuscherei oder Speculation, sondern nur eine Gelegenheit, ihr freundliches, hilfbereites Wesen zu bethätigen. Auch der Verfasser dieses Büchleins ist ihr für die Geschicklichkeit in Behandlung einer schweren Wunde, die er sich auf einem der Joche des Achensees holte, zu herzlichem Danke verpflichtet.

Ihre Kellnerin Lene, welche dem Namen nach Kellnerin, in der Wirklichkeit aber wegen ihrer Weltläufigkeit und ihrer verständigen Natur, sowie ihrer ungewöhnlichen Bildung halber, in Abwesenheit der in der Küche beschäftigten Wirthin das Factotum des Hauses ist, verdient besondere Aufmerksamkeit. Sie ist in der Nähe von Jenbach geboren und hat mit Ausnahme ihres heimathlichen Inn- und des ihr zur zweiten Heimath gewordenen Achenthales kein anderes Stück Welt gesehen. Dafür aber ist sie keine üble Kennerin der deutschen Literatur, und wenn sie auch nicht, wie Pichler erzählt, die Ilias dreimal gelesen hat, so besitzt sie doch eine Kenntniß unserer besseren Schriftsteller, um welche sie manches glatzköpfige bebrillte Blaßgesicht, welches im Sommer seine Langeweile und Pedanterie in die Berge mitnimmt, beneiden dürfte. — wenn es der Hochmuth unserer gebildeten Herren zuließe, einzugestehen, daß ein Tiroler Frauenzimmer, welches niemals nördlich vom Thüringer Walde war, in manchen Dingen etwas ohne Drillung und Schulgestank gelernt hat.

Das Album, welches die verständige Wirthin schon vor geraumer Zeit auflegte, war dazu bestimmt, die Niederlage dichterischer Ergüsse, poetischer Reisereminiscenzen, — und was besser ist, künstlerischer Skizzen in Bleistift, Federzeichnungen und Wasserfarben zu werden. Denn es sind immer Maler am Achensee. Neben abgeschriebenen Stimmungsgedichten, zartgefühlten Sensationsversen und auch andächtigen Bemerkungen über die Güte und Weisheit des Schöpfers — welch letztere das Album meist protestantischen Consistorialräthen und auf der Hochzeitsreise begriffenen Knechten Gottes verdankt — fand man auch hübsche Zeichnungen und anmuthig illustrirte Anekdoten. Eine lange Reihe bekannter Schriftsteller und Künstler hatte das Buch mit den muntern Schöpfungen des Augenblicks geziert. Doch der Reisepöbel, der sich bekanntlich ausnahmslos in den sogenannten eleganteren Schichten der Gesellschaft, oder, wie man sich im Jargon norddeutscher Literaten erfrecht zu sagen, aus der „Gesellschaft" schlechthin, recrutirt, hat das Sammelwerk um seine schönsten Früchte geplündert, und so steckt es jetzt, im Kasten verborgen, zerschnitten; die reichhaltigsten Blätter sind herausgerissen. Auch die kleine Bibliothek hatte theilweise dasselbe Schicksal. Manche Reisende haben nämlich, weil sie aus eigener Erfahrung die Langeweile eines Gebirgs-Regentages kennen, entweder ihre eigenen Werke oder einen Band von irgend einem beliebten Schriftsteller der Scholastica in der Absicht zum Geschenk gemacht, daß ihre Gäste sich daraus, wenn die Natur Nichts bietet, Unterhaltung schöpfen mögen. Viele unserer einheimischen Erzähler und Dichter sind durch solche Geschenke vertreten. Außerdem schaffte Scholastica aus eigenen Mitteln mancherlei erwünschte Werke

an — so ist vor Allem die nothwendigste Literatur über Tirol gut vertreten. Anstatt die Pietät zu ehren, welche zum Genuß und zur Belehrung der Wanderer beitragen will, hat die schöne Welt einzelne Bände der Sammlung mitgenommen und dadurch manches Werk verstümmelt. Namentlich Frauenzimmer sind es, die man solcher Dinge anklagen muß. Bei diesen verschwindet ein Buch im Einpacken unter dem Trödel der Garderobe und anderer Lappalien und später, wenn sich der Mißgriff herausstellt, denkt Niemand mehr ans Zurückgeben. Es gibt überhaupt wenige Damen, welche auf ein Buch irgend einen Werth legen. Die schmutzigsten Schuljungen zerknittern, verklecksen, besudeln, verlieren ein Buch nicht so leicht, wie die eleganten Vertreterinen des ewig Weiblichen. Für sie ist das Buch wie ein Strauß, ein Chiffon, den man in die Hand nimmt und gleichgültig wohin, wegwirft.

Es sollte mich freuen, wenn auf meine Anregung hin der eine oder der andere Reisende sich bewogen fühlte, die Sünden Anderer durch sein gutes Beispiel zu sühnen und irgend ein entbehrliches Buch von allgemeinerem Interesse in die Bibliothek der Scholostica zu stiften. Der Dank derjenigen, welche die entsetzliche Quarantäne eines kalten, nassen Tages ausstehen müssen, ist ihm gewiß. Es gibt nichts Trostloseres, als zum angelaufenen Fenster hinausschauen und die Wolken betrachten zu müssen, die vom See fast ebenso wenig übrig gelassen haben, wie vom Gebirg, so daß die Welt wie — gar nichts aussieht, und dabei keine andere Lectüre zu haben, als eine Tiroler-Zeitung, in welcher dasselbe steht, was der Reisende vor vierzehn Tagen noch in seiner Heimath gelesen hat. —

Ein kostbares Volk sind auch diejenigen Touristen,

welche die herkömmliche Reise in die Alpen machen und nun dastehen und augenscheinlich gar nicht wissen, was sie mit der Landschaft anfangen sollen. Es ist nämlich eine eben so sichere, als wenig bekannte Thatsache, daß die meisten Menschen gar keinen Sinn für die Natur haben. Hier gilt wie überall das: „Wenn ihr's nicht habt, ihr werdet's nicht erjagen!" Die Schönheit der Natur ist eine Idee, welche ohne alle und jegliche Beziehung auf unsern Egoismus oder unsere Sinnlichkeit wirkt. Nichts anderes kommt ihr in diesem Abgezogensein von dem innersten Wünschen und Wollen gleich. Man nehme ein Kunstwerk von Menschenhand, einen schönen Menschen selbst — in keinem von ihnen liegt diese Beziehungslosigkeit zu uns, wie in der Landschaft. Sie ist das nicht gewollte, das ziellose Schöne. Dort wird irgendwo, wenn auch nur die kleinste Faser des Stolzes, des Triumphes, der Begierde gereizt — hier ist das Schöne, welches sich nicht um betrachtende Menschenaugen kümmert, vor ihrem Geschlechte da war und Milliarden von Jahren nach ihm sein wird. Die Versenkung in die reine Idee ist die Wurzel des Naturgenusses. Ein gemeiner Kerl hat darum niemals das geringste Vergnügen an einer schönen Landschaft. Mir fällt dabei immer ein Handwerksbursche ein, der mich einmal auf der Straße über den Hirschbühl zehn Schritte von der Seisenberg-Klamm anbettelte. Nachdem ich ihm den herkömmlichen Tribut gereicht, wollte ich ihn noch darauf aufmerksam machen, daß er hier nur ein paar Schritte durch das Gitter zu gehen habe, um auf einen Wasserfall hinabzuschauen, wie er in seinem Leben noch gewiß nichts Großartigeres gesehen hätte.

— Ich dank recht schön, gnädiger Herr, sagte er, aber

wissen's, von solchen Sachen bin ich kein Freund, da hab ich nichts davon.

Dieser Mann sprach eine große Wahrheit so schlicht wie möglich aus. Es muß der Individualismus, der sich für etwas von der Welt Getrenntes hält, verschwinden, um sich der Beschauung der Natur mit einem Genuß hinzugeben, der eben so schwer zu erklären als durch irgend einen andern Genuß zu ersetzen ist. Wer das kann, der hat etwas von buddhistischer Contemplation in sich — und ohne einen solchen Zug, welcher Dich befähigt, aus der thierischen Sphäre des Wünschens und Begehrens herauszutreten — ohne eine solche pantheistische Ader weißt Du nicht, was es heißt, die Natur betrachten. Die allermeisten Leute aber gleichen jenem Handwerksburschen, sei es, daß ihnen, wie jenem das Stroh aus den Stiefeln schaut, oder daß sie Doctoren der Philosophie oder gar Theologie genannt werden, oder daß auf dem Schlag ihres in Staub gehüllten Reisewagens eine schön lakirte gräfliche Krone prangt.

Wer weiter darüber nachdenkt, wird sich auch die Thatsache erklären können, daß Weiber, so viele Bewunderung sie auch heucheln mögen, niemals von der Herrlichkeit und Größe einer Landschaft wirklich warm werden. Dieß rührt eben davon her, weil das Weib, noch viel mehr als der Mann, durchaus an Nichts Theil nimmt, was sich nicht in irgend eine, wenn auch noch so weite, Beziehung zu ihm selbst, dem von ihm begriffenen Mittelpunkt der Schöpfung, sei es im entferntesten Berührungskreise, bringen läßt. Sie scheint mit der Lorgnette nach dem Gletschereis der Jungfrau zu schauen — ihre Seitenblicke aber gelten vielleicht der Tournüre eines entfernt stehenden Reisegesellschafters oder der Morgentoilette ihrer elegantesten Freun-

din. Und wenn es die Blicke nicht thun, so thun es die Gedanken.

Da nun dem einmal so ist, so bleibt es unerklärlich, warum denn doch gereist wird. Man bedenke aber die überaus große Langweile und Eintönigkeit, in welcher, namentlich bei uns in Deutschland, die bezeichneten Menschenklassen leben und man wird zunächst das Bedürfniß der Abwechslung gegeben finden. Gäbe es keine Alpen, so würde man auf den Steppen reisen. Auch die Luft, welche um so viel frischer und reiner ist, als in den Städten, wird in ihren Wirkungen auf die abgebleichten und schwächlichen Organismen als heilsam erkannt. Aber aus ihren Gesprächen an der langen Tafel vernimmst Du, daß sie mit dem Himmel nicht den Sinn verändert haben. —

Die „Scholastica" (wie man das Gasthaus kurzweg nennt) ist nach Pichler's Angaben das Tusculum eines Kreises von Innsbrucker Gelehrten. Ich füge hinzu, daß man auch selten hinkommt, ohne unter den zahlreichen Gästen irgend Einen von denjenigen zu finden, die sich am Strande der Isar einen Namen gemacht haben. Sind ihrer mehrere beisammen, so bilden sie ein bescheidenes selbstzufriedenes Häuflein.

Die kaiserlichen Offiziere, die sich heute einmal einen lustigen Tag machen, gefallen mir am Besten von der ganzen Gesellschaft. Da ist nichts Schwächliches, Hochnäsiges, Geschminktes. Unter sich sind sie herzlich, gegen Andere leutselig und zuvorkommend. Da hinten aber sitzt Einer in großer weißer Halsbinde mit Flachshaaren und demüthiger Armensünder-Miene und rollt seine grauen Glasaugen, als ob er den „Herrn der Gemeine" um Rache

für das anrufen wollte, was die braungewetterten Soldaten einander Lustiges erzählen.

Der Mann hat eine frappante Aehnlichkeit mit einem Anderen seiner Zunft, den ich bei einer Fahrt von Augsburg nach München traf. Ich möchte fast schwören, er ist es. Gleichviel — jener war, wie ich später erfuhr, Mecklenburgischer Superintendent oder etwas Aehnliches. Als der Zug kaum aus dem Bahnhofe war, wandte er sich zu mir herüber und sagte:

— Sind wir nun wohl schon in ganz katholischem Lande, was?

— Noch nicht, antwortete ich, aber in wenigen Minuten.

Einige Zeit, nachdem wir über der Lechbrücke waren, begann er wieder:

— Das ist aber wohl schon ganz katholisches Land?

— Ja, antwortete ich, der Lech bildet so ziemlich die Gränze zwischen der katholischen Bevölkerung Baierns und der gemischten Schwabens.

— Sieh mal an, Lore, rief er in der höchsten Aufregung, jetzt sind wir schon ganz im Katholischen. Von nun an wichen Beide nicht mehr von den Fenstergläsern. Ein in der Ferne stehendes Crucifix preßte einmal dem Mädchen wie dem gelehrten Kirchenlicht einen Schrei der Verwunderung aus. Was ihnen das Torfmoor sonst noch erzählt hat, kann ich nicht sagen.

Was muß er nun gar in Tirol sehen und hören!

Solche Leute, welche die Bibel griechisch und hebräisch lesen können, reden und schreiben von der Unduldsamkeit und Unwissenheit armer Bauern. Diese bleichen Buchstabengelehrten, welche jeder Sommer aus dem Norden bringt,

stehen eben in der Mehrzahl außer Zusammenhang mit dem Leben. Daß Theologen — insbesondere protestantische, denn diese sind es namentlich, die sich mit so unnützen Dingen beschäftigen, anderen darin noch vorangehen, begreift sich leicht. Ihre Eckigkeit übertrifft das Denkbare. Wie sollte man es z. B. für möglich halten, daß ein verständiger Mann sich in einen Religionsstreit einläßt? Solches ist man berechtigt, von Zeit zu Zeit höchstens an Biertischen zu erwarten. Aber so sah ich einmal eben hier bei der Scholastica einen Professor der Gottesgelahrtheit aus Leipzig an zwei harmlosen Benedictinern, die zu ihrem Vergnügen da waren, so lange herumnergeln, bis der gewünschte Streit über die Herstellung des Synodalwesens entbrannt war. Die Sonne schien über dem See und jeder Lufthauch überschüttete den Haruspex mit einer unverdienten Fülle von den Wohlgerüchen der Berge. Jener war freilich ein in seinen Augen hochverdienter Mann; er hatte einige Commentare über die Episteln des Paulus edirt und auch Predigten geschrieben. Wenn er mit diesen die „Stillen im Lande" nicht mehr erbaute, als die umhersitzenden Gäste mit seiner Disputation, so hat er der Braut Christi keinen Schmuck angehängt.

Doch genug von diesen wirklichsten aller Lächerlichkeiten!

Es wird Abend, und wenn wir noch einen Spaziergang in die Waldstrecke machen, welche sich an den Vorbergen des Unnütz hinziehen, sehen wir vielleicht im tieferen Dunkel schon eine oder die andere der Eulengattungen flattern, welche hier das zoologisch ungebildete Volk unter dem gemeinsamen Namen „Buhi" zusammenfaßt. Auch der „Quickezer", ein etwas fabelhaftes Thier, dessen Stimme

in der Dämmerung oder Dunkelheit nichts Gutes bedeutet, scheint mir zu den großäugigen Vögeln zu gehören, welche die classificirende Wissenschaft unter die Genera der Strix, Surnia, Ulula unterbringt. Sie alle sind Einwohner oder häufige Gäste des versteckten Thales. Der gefürchtetste von allen Fittichträgern ist aber im Achenthal die „Habergais.“ Es ist das derselbe Vogel, der im übrigen Süddeutschland „Ziegenmelker“ genannt wird. Die Habergais hat eigenthümliche Sitten: auf den lockenden Ruf des Sennen kommt sie aus dem Walde bis auf das Dach seiner Hütte geflogen. Setzt sie sich aber dort nieder, so schlägt sie mit den Flügeln und stoßt so unheimliche Töne aus, daß es dem Unbedachtsamen, dessen Stimme sie gefolgt war, ganz weh zu Muth wird. Und nicht mit Unrecht — denn ihre Anwesenheit bringt den Rindern schlimme Krankheiten. Wenn sie sich einem Menschen gar auf die Schulter setzt, so muß dieser sterben, wenn er nicht noch überdieß Schaden an seiner Seele nimmt. Denn die Meisten sagen, die Habergais sei eigentlich nichts anderes, als der böse Feind selbst. — Wer im Frühjahr am Abend ihre Stimme im Wald hört, fürchtet und bekreuzt sich, wie wenn an einem Donnerstag der Adventzeit plötzlich ein „Perchtel“ zum Fenster hereinschaute. Diese „Perchteln,“ Stammkinder der alten Göttin Perahta, werden auch in unserm Baiern öfter gesehen. Ich mußte deßhalb in meinen „Voralpen“, wo ich ihnen manchmal begegnete, eingehender über sie berichten.

Im Ganzen will es mit den Wäldern um den Achensee herum nicht viel heißen. Bis zu der erst vor wenigen Jahren in ganz Oesterreich durchgeführten Reorganisation des Forstwesens wirthschafteten die Tiroler in den Forsten so ziemlich wie sie wollten. Man kann sagen, daß, wenn

es so fortgegangen wäre, der Baumwuchs allmählig vernichtet und dadurch das Land eine Einöde geworden sein würde. Im hohen Gebirge ist das Abtreiben der Wälder besonders gefährlich: die Regen, deren Wasser von Wurzeln, Moos, den unzähligen Saugwerkzeugen der Pflanzen, festgehalten wurde, rieseln an dem nackten Gestein rasch herab und schwellen die Gebirgsbäche zu verheerenden Fluthen an, welche die Thäler mit dem Schotter und Geröll der ausgewaschenen Bergwände zudecken. Nicht minder wird in den heißen Monaten Dürre zu fürchten sein; denn es sind keine Forste mehr da, welche die feuchten Dünste anziehen oder aus sich aufsteigen lassen. Die energische Gegenwehr gegen den Schlendrian, der solche Gefahren nach sich ziehen kann, wird von den Bauern für die Willkür bureaukratischer Tyrannei gehalten, und es mag schwer sein, und viele Umsicht erfordern, um trotzdem, wie der vortreffliche Förster des Achenthales, auch bei den Bauern als gerechter Mann zu gelten.

Die Nähe eines Baches oder Flusses, dessen Wasser die hineingeworfenen Holzscheiter forttragen, spürt man gleich am Aussehen der Wälder. Wer an einem solchen „Triftbach" geht, sieht überall verwitterte Holzstämme, die in dem engen Bett eingezwängt vermodern. Anderes Holz wird „versenkt", das heißt, durch den Schlag der raschen Welle wird das Harz herausgetrieben und die Höhlung mit Wasser, dann mit kalkigem Schlamm angefüllt, bis das Holz auf den Grund sinkt. Viele Scheiter läßt das wieder gesunkene Hochwasser weit draußen hinter den Föhren des felsigen Ufers sitzen, andere liegen in seiner Tiefe von Kies überschwemmt. Aber die meisten erreichen doch mit den schnellen Strömen das Flachland und dienen den viel-

fachen Zwecken der Menschen. Wo ein solcher Bach zwischen den Bergen hinabfließt, sind die Wälder gelichtet oder jung. An anderen Stellen, wo die fällende Axt der menschlichen Hand die unmögliche Aufgabe übrig läßt, den Stamm bis unter das Schneidewerkzeug des städtischen Gewerbfleißes zu befördern, leben und sterben die Riesen des Forstes in fast ungestörtem Frieden und auch ihr vom Alter gestürzter Stamm befruchtet verwitternd ein neues grünes Leben.

Dieses sieht man am schönsten im Baierischen Walde, wo es in der sanften kuppenförmigen Bildung des Urgebirges keine rasch fließenden Wasser von solcher Tiefe gibt, daß man ihnen die Beute des Waldes als Last anvertrauen könnte. Darum lagert sich dort über manche Hügel der Schatten des Urwaldes und der dunkle See am Arber ist in eine Waldwildniß gebettet, bei deren Undurchdringlichkeit uns die von den Mauern des uranfänglichen Waldes umstarrten Seen Amerika's einfallen, deren Ufer einst der Phantasie des Knaben vorschwebten, wenn er sich mit den Gestalten der lebensvollen Erzählungen Cooper's beschäftigte. Dort kann man eben das Holz nicht fortbringen und so lange nicht kostspielige Kunststraßen, welche das erleichtern, gebaut werden, so lange können die Höhenzüge zwischen Baiern und Böhmen Anspruch machen, die mächtigsten und finstersten Forste deutscher Erde zu tragen. In den baierischen Alpen dagegen werden die Wälder, welche nicht Eigenthum des Staates sind, auf das grausamste verheert. Dank einer liberalen Forstgesetzgebung ist es in den meisten Fällen möglich, daß der Bauer, welcher Geld nothwendig hat, nur in seinen Wald zu gehen braucht, um dort umhauen zu können, was und wie viel er braucht. Die Bauten Münchens und Wiens, ja selbst die Bedürf-

nisse einiger seefahrender Völker, wie der Holländer und Engländer, ziehen ihren Stoff aus den waldbedeckten Alpen und Voralpen. Das bringt schöne runde Summen ein, welche oft mit der Leichtigkeit des Erwerbes wieder verschwendet werden, und so braucht oft nicht erst der Sohn oder Enkel mit bitterer Empfindung an das unsinnig vergeudete Gut zu denken. Liegt der Abhang gegen Mittag, so keimt allerdings der Wald gern von sich selbst wieder nach; auf andern Seiten aber ist es ein hartes Ding, das vernichtete Leben wieder wach zu rufen. Das Gesetz verlangt freilich einen Nachweis darüber, daß der Wald binnen den nächsten zwei Jahre wieder angepflanzt wird — so lange aber dieser nur in einer vorgelegten Rechnung über darauf verwendete Sämereien und ähnlichem besteht, kann man nicht hoffen, daß die Folgen verblendeter Gewinnsucht an der nächsten Generation vorübergehen werden, ohne sich an ihr für den Unverstand der unserigen zu rächen.

Zwischen der Scholastica und dem langgestreckten Dorfe Achenkirch wohnen mehrere Frauen, die der Volksmund als Hexen bezeichnet. Ich darf keine nähere Andeutung, sondern höchstens den Rath geben, sich darum nicht zu bekümmern, wenn der Fragesteller keine achselzuckende Zurechtweisung empfangen will. Wer sie mit aller Gewalt kennen zu lernen wünscht, braucht sich nur einen Schemel von neunerlei Holz machen zu lassen. Auf diesen Schemel setze er sich in der Kirche während der Christmette der heiligen Nacht rückwärts und schaue in dem Augenblicke, in welchem der Priester den Kelch zum Zeichen der vollbrachten Wandlung emporhebt, zwischen seine eigenen Beine durch nach dem Altar. Da sieht er diejenigen, welche Hexen sind, auf dem Kopf in den Betstühlen stehen.

Dabei muß er sich aber hüten, seiner Neugierde zu lange zu fröhnen; denn die Hexen merken es gleich und ihr guter Freund, der Teufel, tractirt ihn mit furchtbaren Maulschellen aus der unsichtbaren Luft.

Interessanter, als die Hexen, sind manche Persönlichkeiten des Achenthales. Wie in vielen so eingeschlossenen und abgelegenen Thälern, haben sich auch in diesem abgerundete Originale entwickelt. Ich halte es nicht für angemessen, darüber viel zu sagen — denn öffentliche Mittheilungen dieser Art werden nicht mit Unrecht unter den höheren Klatsch gerechnet. Doch verdient der Besitzer einer Pulvermühle, nicht weit vom Ausfluß der Ache aus dem See, besondere Erwähnung, denn der „Pulverer" gilt selbst unter den Bewohnern des Thales allgemein als eine seltsame Figur mit einer an originellen Zügen reichen Lebensgeschichte. Seinen unter dem Volk der Berge allerdings nicht ungewöhnlichen starren Eigensinn erläutere statt vieler ein Beispiel. Vor noch nicht langer Zeit verfeindete er sich mit der braven Scholastica und gelobte niemals mehr über die Schwelle ihres Wirthshauses zu treten. Aber es kam ein Schießen und das Schießen wurde nirgends anderswo gehalten, als bei der Scholastica. Das war dem Pulverer zu arg — ein Tiroler von ächtem Blut kann nicht bei einem Schießen fehlen, das kaum eine Viertelstunde von ihm entfernt stattfindet. So zwischen seinem Gelöbniß und dem Drang seines Herzens eingeklemmt, verfiel er auf das sinnreiche Auskunftsmittel, auf dem Bauch und allen Vieren in das Gastzimmer zu rutschen. Doch war das nur für jenen Ausnahmsfall und seither hat ihn auch die Entdeckung dieses casuistischen Mittels nicht mehr vermocht, seinem Vorsatze untreu zu werden.

Mit Freuden erinnere ich mich eines Weihnachtsfestes, welches ich bei der Scholastica verlebte.

Als ich am Morgen jenes Vorabends des großen Festes, den man den heiligen Abend nennt, den Hauch von meinem Fensterchen wegwischte, sah ich gerade auf den dunkeln Seekor, der mit seinen beschneiten Fichten aussah, wie ein zottiger Ueberrock, der in den Schnee gefallen ist. Ueber dem in den Flocken vergrabenen Zaun, der neben der schmalen Straße herläuft, erblickte ich den finstern See. Sein Südende war in Wolken verschwommen und dichte Nebelstreifen floßen von den weißen Höhen auf die Fluth. Diese warf in Tactschlägen ihre niedrigen Wellen auf den Strand, dessen zermahlene Kiesel sie von Schnee befreite.

Es war einer der ersten Wintermorgen, die ich in den Alpen sah.

Ich wunderte mich damals, daß der See noch nicht gefroren war. Spitze Eiszapfen hingen vom Dach des Speisepavillons, in dem wir uns eben niedergelassen haben, und draußen im Lande, aus dem ich eben herein kam, hatte die Wintersonnenwende schon überall ihre krystallenen Decken ausgebreitet. Aber man bedenke, daß es der Einwirkung einer mehrmonatlichen harten Kälte bedarf, um in einem bewegten Wasserbecken von vierhundert Fuß Tiefe den Austausch der erkälteten oberen Schichten mit den vielen darunter liegenden wärmeren durch eine tief hinabgreifende Erstarrung endlich zu verhindern. Ferner darf man die unzähligen Quellen — an manchen Seen*) Kelchbrunnen genannt — nicht vergessen, die im tiefen Grunde aus dem Schooß der zerklüfteten Kalkalpen ihr Wasser ungesehen in

---

*) Z. B. am Tegernsee, wo es deren besonders viele gibt.

den See einsprudeln lassen, und deren Wasser natürlich immer ziemlich hoch über den Gefrierpunkt steht. Auch diese helfen dem gewaltigen See gegen die Fessel des Eises. Wie ich schon andeutete, kommt es äußerst selten vor, daß einer von den großen und tiefen Seen des Hochlandes vor Ende des Monates Januar oder dem Anfange des Februar dem Schlitten oder Schlittschuh einen sichern Boden bietet. Und auch dazu ist es fast immer nothwendig, daß langanhaltendes Schneegestöber vorher die Oberfläche des Sees in einen ungeheuern Brei von Eisnadeln verwandelt hat. Dann ist es seltsam, die zwischen dem aufgeschaufelten Schnee ausgekehrten Pfade zu sehen, welche sich über die Fluth hinziehen, auf der sonst der Nachen sanft gekräuselte Furchen zieht.

Dieß Alles winterte mich so an, daß ich beschloß, sofort mich mit dem „Heurigen" zu erwärmen, den am vorhergehenden Tage der Knecht aus Botzen gebracht hatte. Das Feuer dieses Rothweins erinnerte gar nicht an den naßkalten Pseudosommer, welcher draußen im Norden uns dieses Jahr alle kleinen Reisevergnügungen zu nichte gemacht hatte. Feurig wie die Sonne über dem Thal der Sarca war das hellblinkende Blut. Mit seiner Flamme gestärkt, ging ich hinaus. Mir sind noch alle Eindrücke jenes Tages lebendig. Zuerst fiel mir der am Wege und an den Felsen liegende Schnee auf. Nicht als ob er etwa nicht weiß gewesen wäre, wie die Flocken, welche auf die Dächer anderer Menschenkinder fallen — im Gegentheil, seine Farbe schien mir blendender, als die der feuchteren Decke, welche auf den Niederungen lagert, — aber er zeigt eine Bildung, wie man sie zumeist nur in höheren Lagen, in den Alpen, antrifft. Große viereckige Tafeln, welche

vertical nach oben schauen, sind zu den zierlichsten Rosetten zusammencrystallisirt; der weiße Grund sieht aus, als ob er mit schimmerndem Moos bedeckt wäre. Diese großen Krystallbildungen rühren von dem spärlichen Vorhandensein freier Feuchtigkeit her; in der trocknen scharfen Luft dieser Höhen muß diese zumeist rasch verdunsten. Man erinnere sich, daß unser See die erwähnten dreitausend dreihundert Fuß über dem mittelländischen Meere lagert, eine Höhe, welche schon derjenigen der höchsten Gebirge in Mitteldeutschland nahe kommt. Ein seltsamer Anblick diese blätterigen Geschiebe! Zerstören wir die schönen Ornamente neugierig mit dem Stock, so dämmert uns aus den Brüchen ein fahler Lasurschein entgegen, der schwach an den Glanz des körnigen Eises mahnt, welches oben in sicherer Mulde der auflösenden Strahlen des Hochsommers harrt.

Den Weg am öden Gestade, an das unablässig die Welle rollt, geht selten ein Mensch. Ein Jäger vielleicht, in brauner Joppe mit Gewehr und Bergstock, die Pfeife mit dem übelriechenden Soldatenknaster im Mund, oder ein Knecht, der einen mit Streu beladenen Schlitten zieht, sind die einzigen, denen wir begegnen. Draußen schießt manchmal der braune Seeadler*) in die Welle und verschwindet mit einem blinkenden Schuppenträger in den blauen, widerhackigen Krallen. Unmuthig flattern die Seeschwalben an den beschneiten Ufern, über die finstere Fluth. Hie und da liegt ein alter, halbverfaulter Stamm im Wasser, laichenden Fischen ein willkommener Zufluchtsort. Die Alpenrosenbüsche, die im Juli den felsigen Strand mit purpurnen Sträußen schmücken, ragen nur mit ihren Spitzen, oft

*) Aquila aliaëtos.

vom weißen Berghasen benagt, aus der dichten Schneedecke. Die Bergföhre,*) die hier bis ans Wasser herabsteigt, wird aber von dieser nicht gedrückt; denn niedrig und leicht vom Winde bewegt, schüttelt sie sich die frostige Last bald vom Leibe, daß es aussieht, als ob nur blinder Zufall einige spärliche Flocken über sie ausgestreut hätte.

Der unter den Felswänden gegen die Brücke zu immer höher angehäufte Schnee trieb mich endlich wieder in meine Behausung, zur viellieben Scholastica zurück. Ich nahm am viereckigen Kachelofen Platz, an dem einige nasse Socken der Holzknechte zum Trocknen aufgehängt waren, zündete mir eine „Cavanna" zu vier Neukreuzer ö. W. an, fuhr in der Probe des Südländers fort und betrachtete mir, was in der festlichen Stimmung des Tages vorging. Nun ist das Land Tirol ein Juwel in der Krone unserer Germania, aber sein Volk ist nicht reich an geselligen Freuden. Die Kirche, deren Feste sonstwo belebend und erheiternd auf das Volksleben einwirken, hat hier einen kargen, fast ascetischen Geist unter die Leute gebracht. So sieht man den Hausvater, der jetzt in anderen Gegenden des Vaterlandes, selbst wenn er wenig besitzt, in freudevoller Thätigkeit für die Ueberraschung seiner Lieben thätig ist, hier schweigend im dumpfen Zimmer sitzen und große Rosinen aus kleinen ausklauben, zur Bereitung des „Kletzenbrodes," des einzigen Luxus, welchen er zur Feier des herrlichen Festes kennt. Denn der heilige Abend, zwar in allen katholischen Ländern ein Fasttag, ist doch hier von besonderer Strenge, und wenn man die gedrückten Gesichter der Mägde betrachtet, die im Lichte des ergrauenden Tages stumm an den Spinnrocken

---

*) Pinus Mughus Scop.

sitzen und ihr Rädchen schnurren lassen, so möchte man sich eher in den Buß- und Bettag eines Arbeitshauses versetzt glauben, als in eine Zeit, welche unserm Andenken so theuer ist. Es ist eine Zeit goldener Märchen, aus welcher noch dem verlassenen Manne die Bilder des Weihnachtsbaumes, seiner lächelnden Eltern, die längst entschlafen sind, und ihrer gutgemeinten theuern Geschenke winken — einer Zeit, die er dazu noch im Glanze der weihevollsten Stunden seines sinkenden Lebens, der Stunden seiner Jugend, sieht.

Nur das strenge Fasten und die Mitternachtsmesse in der kalten Kirche machen hier die Weihnacht. Statt des liebelächelnden Christkindes, das sich unsichtbar in geschmückte Häuser niederläßt und Geschenke spendet, sieht das Tiroler Kind bloß den goldbedeckten Priester am Altar und hört in der Finsterniß die Glocke, welche sonst um diese Stunde der Nacht nur erschallt, wenn Fluthen und Lawinen Verderben und Tod drohen. Draußen „beim Land,“ das heißt in den größeren Thälern Tirols, besonders im Innthal, wo durch Eisenbahnen und sonstigen Verkehr fremdartige Sitten in das alte Rhätien hereingeschleppt werden, sieht man wohl hie und da einen lichterglänzenden Baum. Doch ist das immer noch vereinzelt und wird auch von gewisser Seite, der nicht nur diese Lichter zuwider sind, nicht gern gesehen.

Bald däuchte mir die Stille im Zimmer so drückend, daß ich wieder an den Strand hinausging.

Schwarz, wie im Fluß der Unterwelt, kommen die Wellen des Sees an die morsche Schiffhütte heran; es ist ein unheimliches, feindseliges Klucksen. Drüben auf der Kante des hohen Spieljoches liegt, wie auf dem Berg des Märchens, ein funkelnder Rubin; es ist die röthliche Scheibe

des Mars, die ober dem scharfen Grate schwebt. Er zittert zornig in der frostklaren Luft, der grimme Gott. Es ist, als ob er heute, in der heiligen Nacht, wieder besondere Wuth verspürte, daß sein und seiner Genossen Reich von dem Unbekannten aus Judäa zerstört worden ist. Bei diesem heidnischen Gebahren fallen mir die „Verbannten Götter" unseres armen Heinrich Heine*) ein, von denen einer, der schöne Dionysos, hier an unserm See ein sonderbares Abenteuer unternimmt. „Es ist der See, sagt Heine, an welchem die Wälder sich bis zum Himmel erheben und sich prächtig in den tiefblauen Wellen spiegeln. So geheimnißvolle Töne dringen aus dem Wasser und den Bäumen, daß Du seltsam bewegt wirst, wenn Du einsam an diesem Orte wandelst." Nun — Dionysos kam Nachts, sie mag so finster und undurchsichtig gewesen sein, wie diese Frostnacht, zu einem jungen Fischer am Strande und entlehnte sich einen Kahn, den er in wenigen Stunden zurückzubringen versprach. Der Fischer schlich sich dem Unbekannten nach und sah ihn, während er sich versteckt hielt, an einer wenig besuchten Uferstelle auf einen Triumphwagen steigen, und mit Satyrn, Faunen und Bacchanten jene seltsame Orgie feiern, die uns Mythologiekundigen als Bacchuszug wohl bekannt ist. Der Sohn der Berge hielt die Erscheinung für höllisches Blendwerk und beichtete sie, um sein Gewissen zu erleichtern, dem Prior eines Franciscanerklosters, der in der ganzen Umgegend den Ruf eines großen Geisterbanners genoß. Wie groß aber war sein Erstaunen, als jener nach einer salbungsvollen Bußermahnung die Kapuze

---

*) Les Dieux en exil par Henri Heine. Bruxelles 1855. Page 47 etc.

zurückschlug und er nun in ihm den nächtlichen Gast erkannte! Sein Anliegen wurde sehr ungnädig aufgenommen, indem ihn der Prior für einen betrunkenen Knecht erklärte, der nicht wisse, was er sage und die Fuchtel verdiene. Darauf drohte er ihm, für den Fall, daß er nicht reinen Mund halte, fünfundzwanzig Hiebe durch das brachium seculare an.

Man muß diese Geschichte in der ebenso schlichten als geheimnißtiefen Sprache des Dichters hören; sie ist wie alle Erzählungen jenes wenig gekannten Werkes ein unbegreifliches Gewebe von süßem Zauber und bitterer Ironie.

Noch ein wenig von dem duftigen Rothwein Tirols und es wäre auch für uns kein Ding der Unmöglichkeit, seltsame Gestalten von den glasigen Wänden wiedergespiegelt zu sehen. Denn im Scheine einer der Fackeln, die bereits zum Christnachtgange vorbereitet, dastanden und von uns mit in die Nacht hinausgetragen worden sind, schneidet der Fels, an den der grasgrüne Eiszug eines Gießbaches angeklebt ist, mit seinen Ritzen, Spalten und Vertiefungen wunderbare Gesichter. Unten steht er auf unförmlichen Klumpfüßen, denn das klare Eis ist ihm mächtig und bauschig über die Sohle angeschwollen, die glitzernden Sträucher hängen ihm wirr über den Kopf und ein sonderbarer Geifer, halb Schnee, luftig schwebend, wie die Fäden des alten Weibersommers, hängt an seinem grausen Bart, den Latschen. Und jetzt ist's, als ob er höhnisch zu den Klängen grinste, die in diesem Augenblicke aus den im nächtlichen Schneewehen des Fichtenwaldes herübertönen — denn, o Wunder, es muß eine Festlaune, eine Ahnung der Weihnacht unter die Spinnerinen gekommen sein. So deutlich, wie es der Anprall des Sees an das ausgewaschene

Felsufer zuläßt, höre ich ein in Tirol weit bekanntes Lied durch die Dunkelheit tönen — wie nordischer Walkyrengesang in der unendlichen Nacht — in dessen halb feierliche, halb wehmüthige Melodie sich der weiche Resonanzklang der Cither mischt:

„Auf der Alma ragt a Haus
Still und öd ins Thal hinaus;
Drin im Haus mit munterm Sinn
Wohnt eine schöne Sennerin.
Die Sennerin singt manch ein Lied,
Wenn durch das Thal der Nebel zieht,
Und da ertönts durch Luft und Wind:
Auf der Alma, auf der Alma giebt's koa Sünd'."

Dazu fletscht er spöttisch, der alte verwitterte Stein. Denn es ist ein Sommerlied und er weiß es aus der Erfahrung von Jahrtausenden, wie weit die goldene Zeit noch fern absteht, und wie viele Schneestürme noch den empörten See peitschen werden, ehe auf den Matten droben wieder laue Lüfte wehen und die grauen Zinken schneelos gegen den Himmel ragen.

Neugierig kehrte ich zu meinem zeitweiligen Asyle zurück und beim Lichte der hochhängenden Steinöllampe gewahrte ich eine Erscheinung, der Du in Tirol nicht häufig begegnest, einem Citherspieler. Es war ein armer Bursche aus dem Innthal, der im Sommer draußen in Baiern als Zimmermann gearbeitet hatte und jetzt heimging, um sich durch seine Musik während der Zeit des herannahenden Faschings ein wenig Geld zu verdienen. Wohl spielte er noch allerlei Stücke, aber keine mehr zum Singen, zum Beispiel den Marsch vom alten Radetzky und ein paar

Walzer von Strauß. Zwei tridentinische Hausirkrämer benützten die fröhliche Stimmung zum Auslegen ihrer Waaren, Messer, Scheeren, Pfeifenköpfe und Taschentücher. In gebrochenem Deutsch, dem mühsam erlernten österreichischen Dialect, der auf wälscher Zunge sonderbar gehackt klingt, laden sie die Umsitzenden ein. Aber bei Burschen und Mädchen verfangen heute derartige Sachen nicht, denn der Sinn, ganz besonders der letzteren, ist heute auf etwas Anderes gerichtet. Haben doch schon manche während des Gebetläutens Eierdotter ins Wasser gegossen und sich aus den Figuren, welche die zerrinnende zähe Flüssigkeit zu bilden schien, Vorstellungen von den Schicksalen des kommenden Jahres gemacht. So bedeutet z. B. ein Thurm, daß man in die Stadt heirathen wird, geflammte Zacken einen Hausbrand, ein Kreuz gar den Tod. Wollen wir wünschen, daß sie schöne Dinge gesehen haben, denn um die hübschgewachsenen Mädchen wäre es jammerschade. Wie anmuthig haben sie die Köpfe mit dem rund zusammengeflochtenen Haar zu dem Spinnrocken geneigt, während das gemeinschaftlich gesungene Almenlied sie in der traurigen Stube erheiterte. Wenn sie sich dann vor der Christmette das Gesicht waschen, ohne es sich wieder abzutrocknen, wie es an diesem Abend ein alter Gebrauch erheischt, so hoffen wir, daß es ihnen in der Kirche der künftige Ehemann abtrocknet, denn sonst wird es, glauben sie, der Tod thun.

Endlich ward zur Christmette aufgebrochen. Draußen hallen von der fernen Kirche die Glocken durch die Finsterniß. Die Polizei, welche die Fackeln nicht liebt — es könnte durch Wehen der Funken der Schnee Feuer fangen — hat die Laternen doch nicht einzubürgern vermocht und

so geht es denn durch die rabenschwarze Nacht, in welche unsere Kienhölzer ovale Lücken reißen, auf dem knarrend festgefrorenen Boden vorwärts. Hier und dort eilen Funken von den Bergen herab; es sind die Fackeln, die von den Bauern hochliegender Höfe getragen werden. So mag einst der einsam lebende Germane zum Opfer des Jul gewandelt sein; es war für ihn ein nicht minder freudiges Fest, wie für den Christen die Weihnacht. Freute er sich doch der Wiederkehr der Sonne, die sich seinen verschneiten Wäldern näherte, um sie langsam und unter unendlichem Kämpfen mit dem Frost unserer harten Erde, aber doch endlich sicher aus dem erdrückenden Schlaf zu wecken.

Eine der hochstämmigen Dirnen, die jetzt eine mächtig brennende Fackel trug, war mir während des Abends besonders aufgefallen. Sie war im Gegensatz zu den übrigen schwarzhaarigen Mädchen goldblond und blauäugig. Auf meine neckischen Fragen, ob sie sich heute Abend auch bei dem Eierdottergießen betheiligt habe, antwortete sie ausweichend, gab aber endlich aufrichtig zu, daß sie vor drei Tagen, in der Thomasnacht, in der Holzlege eine Anzahl Scheite aufs Gerathewohl herausgenommen und in's Zimmer getragen habe. Es traf sich wirklich, daß es eine gerade Zahl war — eine gute Vorbedeutung für's Heirathen. Auch hatte sie schon mehrmals in den Backofen hineingehorcht und allerlei Versprechungen gehört. Um sich ganz zu vergewissern, habe sie sich, fügte sie hinzu, auch auf den Boden gelegt, und den Schlappschuh mit dem Fuß über den Kopf hinaus geschleudert. Richtig zeigte die Spitze gegen die Thür und jetzt war für die Glückliche kein Zweifel mehr, daß sie im Lauf des nächsten Jahres vom Freier aus dem Haus geholt werden würde. Ein hübscher,

aber noch unbärtiger Bursche, den ich vorher neben dem Citherspieler sitzen gesehen hatte, war der augenscheinliche Beweggrund aller dieser Exercitien. So schritten wir plaudernd weiter. Von Zeit zu Zeit stieß sie ihre Fackel gegen den Schnee, um losgelöste glimmende Theilchen zu beseitigen und ich blies mir hie und da in die Hände, um sie lebendig zu erhalten. Dumpf dröhnte die Ache vom Berg herüber und mischte das Rauschen der Wasser in die immer näher und stärker hergetragenen Orgelklänge der Kirche, aus deren hell erleuchteten Fenstern breite gelbe Lichtstreifen die gegenüberliegenden Häuser hinanklommen. Bald schauten die Kerzen, welche ihr Licht auf den Hochaltar werfen, durch die geöffnete Kirchenthür und der davon erglänzende Schnee vor der Thür erscheint wie der lichte Antrittschemel zum Heiligthum. Die Fackel meiner Begleiterin war niedergebrannt, und der Stumpf flog Funken werfend auf die starre Decke. Der Lehrer — beiläufig gesagt, der einzige Mensch im Achenthal, der seinen Kindern einen Weihnachtsbaum anzündet — dirigirt auf dem Chor die bescheidene Musik, welche dem rauhen Achenthale die Geburt auch seines Heilandes ankündigt. Die Einfachheit der Scene in der bescheidenen Kirche, die aber von Lichtern taghell erleuchtet ist, vermöchte ein gläubiges Gemüth wohl an jene Vision der Hirten zu gemahnen, welche in der finstern Mitternacht die Glorie eines ungeahnten Himmels umfloß, und deren Armuth die Gewißheit eines seligen Bundes wurde.

Das feierliche Amt war bald zu Ende; vor dem gegenwärtigen Gott heben sich die Kniee dieser Mühseligen und nun erinnern die einfallenden Accorde der Orgel an die Heimkehr nach den kalten Thälern, aus denen erst eine

neue Weihnacht die Andächtigen wieder zur Mitternachtstunde in das Haus ihres Herrn rufen wird.

„Es kam ein Licht in die Finsterniß, aber die Finsterniß hat es nicht begriffen!“ dachte ich mir, als ich wieder draußen in der klaren Luft und unter den ewigen Sternen war.

Es ist bei allem dem etwas Sonderbares und Rührendes um diese Feier. Man denke sich in der grimmen, unsäglich langen Decembernacht, in welcher Wolken, Wasser und Eis im gemeinschaftlichen Lager über der erstarrten Erde schweben; in der Nacht, welche den Mond löscht und die Sterne verschlingen will, in der stillen, stillen Einöde der Finsterniß, in der nichts lebt, als der Pulsschlag unserer Adern und die wilden Wasser draußen, die der Frost noch nicht gebändigt hat; in der dunkeln Nacht, welche die Qual des Leidenden und der Alp des Gesunden ist — in dieser Nacht, in Mitten dieser Nacht erklingen mit einem Schlag im vereisten Thal der Alpen, das von den Nebeln des Sees durchzogen wird, wie in den wimmelnden Straßen der Kaiserstadt, in welche Gas und Gold ihre Blitze werfen, die ehernen Glocken, welche der Welt verkünden, daß vor mehr als achtzehn Jahrhunderten in einem versteckten Winkel des alten Judenlandes ein Kind geboren wurde, dessen Lehre, Gnosis und Ascese, den Erdrückten ein Labsal war und die Menschen zu einer Familie machen wollte, die sich untereinander half und liebte. Dann flüchtete sie vor den Verfolgungen der Gewaltigen und Reichen in die Katakomben, dort unter Gleichen das gleiche Liebesmahl der Armuth und Entsagung zu feiern. Dann stieg sie mit den Hierarchen auf den Thron, welcher der Welt gebot und jetzt hängt sie, von der Einfalt gestützt, in ohn-

mächtiger Fehde mit dem Geist dieser selbstsüchtigen Zeit, an dem Schutthaufen, der über ihrer verlorenen Herrschaft lagert.

Das „vobiscum dominus“ des Priesters geleitete uns an die Thüre. In der Dunkelheit, die uns um so schwärzer erscheint, je mehr uns drinnen das Licht geblendet, erkennen wir nicht sogleich unsere Bekannten und Freunde wieder. Aber was war das?

Eine laue Luft schlägt uns entgegen und ein Schwirren und Klingen geht über den Himmel und die Alpen, als wenn die Bande, welche die feste Erde halten, sich lösen wollten. Das „wilde Gejaid“, Wuodans Gefolge, durchjagt den starren Raum und das Knacken und Knarren auf den hohen Firsten rührt von den Hausen der Rosse her, welche über die eistragenden Giebel dahineilen. Es sind Töne, als ob der See unten, der vorhin im Froste seine braunen Nebel nach oben gesendet, die Bergwand durchbrochen hätte und sich anschickte, die Aeonen lang in dem unergründlich tiefen, aber engen Gefängniß eingezwängten Gewalten in die erzitternde Ebene hinab zu wühlen; auch von den Wänden berstet und kracht es herüber, als wähnten die Riesen, welche drinnen wohnen, die Götterdämmerung sei gekommen, daß sie heraustoben könnten. Die Ache heult, als wären ihre Wasser aufgestaut und als müßte sie den alten Kalk durchbohren, daß er darüber in zerwühlte Trümmer zusammenstürzt — aber dieß Alles ist es nicht.

Der wälsche Wind, der Scirocco, ist ins Land gekommen, bindet das Gefesselte los und schlägt den Frost in die tieferen Klüfte nieder, über die er warm und lebenerweckend als Sieger dahinjagt.

Ehe ich einschlief, sann ich über den Scirocco nach, wie lange wohl seine erlösende Herrschaft dauern werde; ich sah im Geiste schon wieder das in neuem Eis und Schnee vergrabene Thal. Ich sann nach, wie oft es schon so durch die Menschheit geklirrt und gestürmt hat und wie doch —. Dann schlief ich.

Als ich aufwachte, hatte mir die Scholastica ein Weihnachtsgeschenk auf den Tisch gestellt. Es war eine große Freundlichkeit von ihr, denn sonst hatte sich Niemand meiner erinnert. Aepfel und Backwerk, Kletzenbrod und Nüsse. Aus dem Kletzenbrod machte ich zuerst die großen, dann die kleinen Rosinen los, hernach aß ich Alles. Der Himmel war hell, laut schlugen die Wellen in dem vom Südwind aufgeregten See und über dem Stanzerjoch stand die Sonne, die sich jetzt wieder ihren Stiefkindern, den Ländern des Nordens, näherte.

Auf unserm Wege nach dem Dorfe, oder, da das Dorf eine Stunde lang in einzelnen Höfen sich hinzieht, nach der „Post", wie die Achenthaler sagen, ragen links die Wände des Rethen-Joches und des Juifen. In diesem steilen Gewänd fiel ein Opfer des heimtückischen Edelweiß. Ein junger reicher Herr aus Wien wollte seiner Frau mit einem selbstgepflückten Kranz dieser Blume eine Freude machen, vielleicht auch eine Probe seines Muthes ablegen. Dafür zerschellte er an den Felsen, daß man es nicht mehr wagen durfte, der Gattin den Anblick des formlosen Breies

zu gestatten. Er wurde auf dem stillen Friedhofe bestattet; ein mächtiger Kranz der verhängnißvollen Blüthe schmückte den Sarg. Es war im August 1864. Wie ein solches Ereigniß die Freude am Gebirg zu verderben vermag, zeigt die Panik, welche darauf unter den Gästen der Scholastica ausbrach. Bald stand das Haus wie verlassen da; das Verderben des einen Gastes warf einen drohenden Schatten auf die übrigen.

Doch lassen wir ab von so trüben Gedanken und traben getrost der „Post" zu, in welcher das Moidel (tirolisch für: Maria) uns preiswürdigen Kalterner vorsetzt. Sie ist eine ächte Tirolerin, nicht bloß, wie manche, der Frisur, nach, weil sie die Zöpfe rund um die Stirne zusammengebunden trägt, sondern durch ihre einnehmende Freundlichkeit, der man in Tirol viel häufiger begegnet, als in dem rauheren Baiern. Der Tiroler hat in vielen Fällen etwas, was an den Schliff seiner südlichen Nachbarn erinnert, während die Landbewohner Baierns im Verkehr das bäuerische Wesen oft mehr nach seiner dunkeln, als nach seiner Lichtseite darstellen. Der Tiroler selbst merkt das wohl und in Zeiten wechselseitiger Erbitterung hat der Volkswitz nicht unterlassen, diesen ihm klar gewordenen Unterschied durch derbe Bezeichnungen festzustellen. So hieß noch 1809 Baiern in Tirol allgemein der „Saustall" und heute werden mitunter die gewandteren Tiroler von den schlichteren Baiern „Tiroler Spitzbuben" betitelt. Für den Culturhistoriker mag es eine Leichtigkeit sein, diesen thatsächlichen Unterschieden vom Standpunkte seiner Wissenschaft aus nachzugehen. Er wird vielleicht von den mildernden Einflüssen des Handels und Gewerbfleißes sprechen: von Venedigs Handel, von den ruhmreichen Adelsgeschlechtern

im Vintschgau und Etschland, von den Teppich-, Handschuh-, Obst-, Bilder-, Schnitzerei- und Eisenhändlern im Puster-, Teferegger-, Etsch-, Tesino-, Grödener- und Stubaierthal. Vielleicht ist es so, vielleicht ist aber auch daran, wie an so manchen Ergebnissen auf dem Boden dieser zweifelhaften Wissenschaft, kein Wort wahr. Himmel und Boden, Blut und Nahrung bilden eine Verschiedenheit der natürlichen Anlage in den Menschen, in deren Erklärung die allzeit hilfsbereite, geschwätzige Historie nichts hineinzureden hat.

Item, das Moidel ist eine freundliche Kellnerin, die in der Regel nur vortrefflichen Rothen hereinbringt und dieses vorläufige Ergebniß unserer ethnologischen Beobachtungen genüge. Damit ist nicht gesagt, daß der Tiroler Gerstensaft zu verachten sei. Wer nur an das Getränk in Baiern gewohnt ist, das auf dem Lande sehr häufig einem Gemengsel von warmem Wasser, Schnaps und Lakrizensaft (vulgo Bärendreck) gleicht, wird das Bier, wie es z. B. aus der Brauerei Pfretschner's in Jenbach nach dem Achenthale kommt, mit erhöhtem Genuß trinken. Es ist nach Art der Wiener Biere mit Obergährung gebraut, ist stark kohlensäurehaltig und hat einen Vorzug, der es für Landwirthshäuser besonders empfiehlt. Das Bier wird nämlich, wenn es wegen langsamen Verschleißes geraume Zeit durch aus einem Fasse laufen muß, nicht schal oder gar sauer, wie die baierischen Biere oft schon nach wenigen Stunden — sondern erhält sich tagelang frisch und wohlschmeckend. Es ist ein wenn auch sehr leichtes, doch sehr angenehmes Gerstengetränk — ein nährendes Sorbetto. Die Zeit des baierischen Bieres dagegen ist — wenn seine Verschlechterung Fortschritte macht wie in den letzten Jahren

— vorüber und unsere Nachkommen werden mit Staunen die fabelhafte Kunde vernehmen, daß einst die Welt ihre Vorfahren um das Nationalgetränk beneidet hat.

Im andern Stübchen der Post, links vom Eingang, finden sich in der Regel die Honoratioren des Achenthales ein. Da ist vor Allem der Pfarrer, eine würdige, männliche Gestalt, der in der Gemeinde ebenso geachtet, als geliebt wird. Sein schlichter Sinn hat mit der Unduldsamkeit, die hie und da unter dem Clerus von Tirol zu verspüren ist, nichts zu schaffen und bis jetzt hat er keine Veranlassung gefunden, seine Pfarrkinder mit den Gefahren einer Störung der Glaubenseinheit zu beunruhigen. Solches vernimmt man am Meisten von Missionspredigern, welche überhaupt geneigt sind, ihre außerordentliche Erscheinung auch durch außerordentliche Kraftsprüche zu motiviren. So hörte ich einen in Eben zu den armen Bauern sagen: „Wie Schneeflocken stöbert ihr Alle der Hölle zu,“ so daß es den Leuten ganz angst und bang wurde. Wer die bescheiden mühevolle Existenz dieser braven Bergbewohner und ihren harten Kampf um das tägliche Brod kennt, vermag sich eines gewissen Aergers über solch fanatische Ausschreitung nicht zu erwehren. Eher läßt es sich schon hören, wenn hie und da von der Kanzel herab der Moral etwas unter die Arme gegriffen wird, denn diese läßt in einigen Gegenden Tirols, besonders im Zillerthal, Allerlei zu wünschen übrig, und von den vielen weiblichen Dienstboten Tirols, die während des Sommers im benachbarten Baiern draußen arbeiten, kommen im Herbste nur wenige ohne die Aussicht zurück, dem Land Tirol für seine vielen Söhne, welche in ferne Welttheile auswandern, nach ihren schwachen Kräften Ersatz bieten zu können. Im

Achenthal hat sich das andere Extrem eingenistet — die geschlechtliche Prüderie und Temperamentlosigkeit ist groß, und abgesehen davon, daß es gar keine unehelichen Kinder gibt, leben viele Bauern auf ihren Höfen ganz allein, unverheirathet.

Im Allgemeinen läßt sich vielleicht sagen, daß der Tiroler Geistliche hierarchisch besser disciplinirt, ernster, mehr ascetisch gedrillt ist, als der baierische. Das viele Kartenspielen, Trinken und Wirthshaussitzen des Letzteren kennt er nicht, und wenn es auch in seinem Lande viele joviale Männer im schwarzen Rocke gibt, so macht es doch den Eindruck, als ob er dem Volke und seinem Leben nicht so nahe stünde, wie der Cleriker in Baiern. Weit entfernt, dem letzteren daraus einen Vorwurf zu machen, wird vielleicht noch Mancher mit mir wünschen, daß auch in Tirol dieß scheue finstere Wesen, welches in der größeren Zuchtgewalt der Bischöfe und Klöster wurzelt, allmählig durch freiere und menschlichere Bewegungen verdrängt werde. Es gibt auch hier einen ersprießlichen Mittelweg wie in allen Dingen dieser gegensatzreichen Welt.

Wer in Tirol reist und manchmal Gelegenheit findet, einen Abend mit solchen des Landes und der Leute kundigen geistlichen Herren zuzubringen, wird dann nicht selten zu dem Geständniß genöthigt sein, daß darüber einige der angenehmsten und lehrreichsten Stunden seiner Wanderschaft hingegangen sind. Doch ist ein solcher Versuch nicht Jedem anzurathen, und namentlich ein Theil unserer Landsleute im Mittelpunct des deutschen Nordens wird gut thun, vorher gewisse, weniger löbliche Manieren abzulegen und sich erst um Verkehrsformen umzuthun, welchen man die

leere Neugierde oder das Bewußtsein der Ueberlegenheit nicht mehr so deutlich ansieht.

Auch außer den Geistlichen finden sich da manch andre wackere Männer ein — erfahrene Förster und Jäger. Wie wohl wird es dem einsamen Fremdling, wenn ihm ein günstiger Zufall Gelegenheit verschafft, sich unter einer solchen in Beruf und Amt ungleichen, aber an allgemein menschlicher Bildung gleichen, Gesellschaft mit jener Ungezwungenheit bewegen zu können, welche die schönste Seite der süddeutschen Sitten darstellt!

Für mich hat das freundliche Posthaus noch die besondere Bedeutung, daß ich von ihm aus eine Bergfahrt an den Jochen des Achensees unternahm, die ich unter die mühseligsten meines Lebens rechnen kann.

Ich hatte den Abend in der angenehmen und belehrenden Gesellschaft genannter Herren zugebracht und legte mich mit der unbestimmten Absicht zu Bett, am nächsten Tag eine der umliegenden Höhen zu besteigen. Die Lorbeeren des Herrn Professor Pichler in Innsbruck, der am Weihnachtstage den Unnütz bestiegen hatte, ließen mich nicht schlafen. Freilich war es damals lau und die Berge hatten so viel wie gar keinen Schnee — ja selbst ein Gewitter überraschte die Wanderer, und jetzt war es bitter kalt. Aber gleichviel: wer nichts wagt, sieht nichts, heißt es in den Alpen.

Als ich die Augen aufschlug zeigte die Uhr sieben, es mußte also Morgen sein. Aber der Morgen eines 31. Dezember hat im Achenthal mit dem, was die Menschenkinder gewöhnlich unter Morgen verstehen, so viel gemein, wie

ungefähr der 21. März in demselben Thal mit dem Frühlingsanfang: nichts als den Namen. Ein Nebel, das heißt eine Anhäufung herabgedrückter graubrauner Wolkenschichten, ein schwebender Regen, wie ihn nur die Hochthäler der Alpen kennen, hatte sich auch in die uns jetzt wohlbekannte Klüftung eingezwängt, mit welcher der Achensee und sein Abfluß die gewaltigen Wände des Unnütz und Seekor trennt. Durch den nächtlichen Dunst schaute ein fahler trübseliger Schein, nicht heller, als der Wiederglanz des Schnees in einer Winternacht, deren Vollmond von lichten Wolken verschleiert wird. Wer das zum ersten Mal sieht wird traurig und gibt sich gern der herkömmlichen Melancholie hin, mit welcher die angesehensten Lyriker jede Sorte von Nebel besungen haben. Wer aber im Hochland zu Hause ist, macht sich nichts daraus. Denn, abgesehen von der Gewohnheit, weiß er, daß nur tausend Fuß über der herabgesenkten Dunstbank die Sonne strahlt, und der Himmel in glänzendem Tiefblau über der beschneiten Erde liegt. Er wird sich niemals von der beabsichtigten Besteigung eines Berges durch das Grau abhalten lassen, das beim Anbruch eines solchen Tages vor seinem bereiften Fenster schwebt. Er wird sich vielmehr auf jene unbeschreibliche Empfindung freuen, die auch den Naturforscher überkommt, wenn er plötzlich aus den obersten Lagen der Nebelschicht in den sonnigen, warmen Tag hinauf taucht.

Ich will damit nicht gesagt haben, daß es nicht dennoch immerhin eine kleine Ueberwindung kostet, um sieben Uhr eines solchen Wintermorgens sich aus dem warmen Bett mit der Aussicht loszureißen, draußen eine Temperatur von minus Zwanzig zu finden und über den Schnee eines siebentausend Fuß hohen Berges zu klettern; aber wie

für die Griechen den Schweiß, so haben die Götter für uns den Frost vor die Tugend gestellt. Und dann gibt es ja auch Viele, welche das Ungewohnte mit etwas beigemischter Gefahr mehr lockt, als ein warmer Ofen.

Von dieser Gefahr erzählten mir, als ich neben der dampfenden Ache einherschritt, die Abhänge am Juifen drüben, welche freilich jetzt im Nebel verschwunden waren. Wie leicht, dachte ich, kann dich die hereinbrechende Nacht, herabgedrängte Wolken, die trügerische Schneedecke dahin stürzen, wohin jenen unglücklichen Alpenpilger die Gier nach dem wolligen Gnaphalium. Du wirst glücklicher sein, antwortete ich mir selbst und schritt auf dem ächzenden Schnee weiter.

Als ich an den Ausfluß der Ache kam, wehte mir selbst im dicken Nebel bemerklich ein feuchter Brodem entgegen, wie der Hauch, der aus einer Waschküche ins Freie schlägt. Es waren die dichten Dämpfe, welche dem See bei der ungeheuren Kälte entsteigen. Der Qualm war unendlich, aber nicht erstickend, wie der rauhe, harte Nebel, sondern hatte das Belebende, was jeder warmen Feuchtigkeit eigen ist. In das Grau, welches vor den Augen die Welt versteckte, hatte sich ein dunklerer Hintergrund eingeschoben. Das war es, was ich von Alpen und See unterscheiden konnte.

So kam ich denn an die urplötzlich aus dem Nebel hervorspringenden Gebäude, in welcher die Krone der Wirthinen Tirols hauste, da galt es zu rasten, noch diesen und jenen nützlichen Wink aufzufassen und vor Allem aus den Vorräthen der Scholastica, welche auch in dieser öden Jahreszeit den gut begründeten Ruf ihres Hauses nicht im Stich läßt, das Nöthige in möglichst compacter Form einzusacken. Die Feldflasche füllte bald der rothe Terlaner, die Tasche Brod und Fleischwaaren, die Rechte ist mit dem

eisenbeschlagenen Bergstock bewehrt — und die Einwendungen und Abmahnungen sind glücklich überstanden.

In der Abwehr dieser war mir ein alter Jäger von Pertisau behülflich, der zu der vorsorglichen Wirthin sagte: „Ach Gott was! es ist erst über die Weihnachtsfeiertag' ein Holzknecht über's Joch gangen. Der Herr da find' die Fußstapfen leicht."

Ich hatte mich während meines Marsches von der Post hieher entschlossen, über das Blumser Joch nach dem einsamen Jägerhause von Hinterriß hinüber zu steigen. Dieses liegt, wie ich bei unserm Aufenthalt in der Pertisau erwähnt habe, sechs Stunden westlich von jener Aue in einer schwer zugänglichen Wildniß. Anfangs wollte ich bei der Scholastica einen Nachen nehmen und mit diesem, in die Nebelwand hinein, nach der Pertisau hinüber fahren. Eine solche Fahrt ist im Sommer, wenn man vom Kahn aus nach den Alpenrosen am jähen Gestein greifen kann, freilich etwas Angenehmes; allein bei dem Zustande der Luft, wie sie besagter Dezembermorgen bot, möchten nur wenige meiner Leser sich an solcher Wasserpartie betheiligt haben. Eß gibt gute Naturen, welche das stundenlange ruhige Sitzen in der eisigen Kälte über dem Wasser nicht ertragen können. Und dann gibt es auch nichts Trostloseres als in einem undurchsichtigen Nebel über die Wellen hinzuschaukeln, die man mit Mühe wahrnimmt. Das Gefühl der Kälte wirkt ungehindert von jedem andern Eindruck mit aller Gewalt auf deine Sinne. Selbst das Fahren in der Irre gehört nicht zu den Unmöglichkeiten.

So erinnere ich mich, an einem Novemberabende, als die unsichtbare Sonne schon ihrem astronomischen Unter-

gang nahe war, mich in Starnberg mit vier Begleitern auf dem See eingeschifft zu haben. Unser Ziel war das nahe liegende Berg. Als wir etwa eine Viertelstunde draußen im See waren, fiel ein dichter Nebel über das Wasser. Nach einer weiteren halben Stunde, während welcher uns jede Aussicht verdeckt blieb, sollten wir am Ufer sein — aber wir trieben noch auf der nächtlichen Fluth. Es vergingen ein, zwei, drei Stunden und noch immer vernahmen wir das ersehnte Knarren nichr, mit dem ein Nachen über die Steine des Strandes streift. Wir konnten auf der Höhe des Sees — wir konnten nahe am Ufer — wir konnten bei Possenhofen, wir konnten bis in den Obersee gelangt sein — Niemand wußte es. Um vor Unbeweglichkeit in der eiskalten Nacht nicht zu erfrieren, mußten wir uns beständig an den Rudern ablösen. — Die dadurch unvermeidliche Störung veränderte wahrscheinlich nicht selten die Richtung des Schiffes, so daß ein genau eingehaltenes Steuern nach irgend einem Ziel dadurch erschwert, vielleicht unmöglich, wurde. Endlich kam Einer auf den naheliegenden, aber wie alle naheliegenden, weit hinter dem Bedürfniß nachhinkenden Gedanken: „In dieser Jahreszeit schlägt der Wind nicht rasch um. Ich habe zufällig bemerkt, daß der Wind aus der Richtung von München herkam, als wir in das Schiff stiegen, und so wird er wohl auch jetzt noch aus derselben Gegend kommen.“ Diese Meinung schien uns gegründet. Da es zu finster war, um das Spiel des Aeolus durch flatternde Taschentücher wahrnehmen zu können, versuchten wir es mit den benetzten Fingerspitzen, fanden die Windrichtung und nach ihr den ersehnten Strand, an den wir nach wenigen Ruderschlägen stießen. Es scheint, wir waren Stundenlang hart an ihm herumgefahren.

Das ist nun wohl auf dem schmalen Achensee nicht so leicht möglich; aber kleine Irrungen können doch vorkommen und dann ist, wie gesagt, die Bewegung in solcher Temperatur dem Sitzen ohne Weiteres vorzuziehen. Darum war es jedenfalls das Verständigste, an dem uns bekannten Ostufer des Sees so weit nach Süden zu Fuß vorzugehen, bis uns vom gegenüberliegenden Landungsplatze, der kleinen grünen Mulde der Pertisau, der schmale See nur durch seine geringe Breite trennte.

Unterwegs überraschte mich ein Schauspiel von wunderbarer Schönheit. Mit einem Schritte war ich nemlich auf irgend einem Punkte der Straße, die an dem Felsen hinzieht, aus dem Nebel herausgetreten und eine andere Welt lag vor mir. Der See strahlte im tiefsten Blau, die Sonne schien mild, daß sich überall der Schnee von den Bäumen und den Wänden löste und unbehindert drang das entzückte Aug in das unendliche Lasur der hohen Wölbung. Ich war geblendet. Hinter mir starrte die dichte Dunstwand, von hier aus gesehen, in den Strahlen des Gestirns flimmernd. Ich machte den Versuch abermals: zwei Sprünge und ich stand wieder in der nassen Finsterniß. Bald gewahrte ich, daß sie nach Norden zurückwich und so war der Augenblick vorauszusehen, in welchem heute noch der ganze See die Farbe des Himmels wiederglänzen würde.

Ich sah nun alle Berge, den Himmel und die tiefen Wasser. Wie belebend ein solcher Anblick nach der wüsten Nacht wirkt, aus welcher mich ein Augenblick befreit hatte, vermag ich nicht zu schildern. Es war mir, als ob ich aus dem trübseligen, grauen, brustbeklemmenden Norden plötzlich auf eine jener smaragdenen Inseln versetzt worden wäre, die im

unvergänglichen Sonnenschein auf dem blauen Meere der Märchenwelt schwimmen. Ich hörte Musik und selige Chöre.

Bald führte mich der Anblick der Bauernstube, in welcher der „Ueberführer“ eben zu Mittag saß, in die deutsche Wirklichkeit zurück. Eine dumpfe, schmirgelnde Hitze brütete in dem übelriechenden Gemach. Es ist bekannt, daß Bauernlungen keinen Sauerstoff brauchen. Mit bewunderungswürdiger Sorgfalt, ja mit Scharfsinn wird jede Ritze aufgefunden, durch welche ein Atom gesunder Luft hereindringen könnte. Diese wird sofort, und mit Erfolg, verstopft. Daß der heilige Petrus seine Himmelsthür gegen Türken, Protestanten und Philosophaster nicht strenger zuhält, als der Gebirgsbauer das ganze Jahr über sein Fenster, weiß ohnehin Jeder. Zum Glück haben die Erfahrungen des Lebens mich gegen jede Anlage zur Apoplexie abgestumpft, also beschränkte ich mich darauf, dem Herrn „Ueberführer“ zu bedeuten, daß ich seiner Dienste bedürfe. Der Greis legte stillschweigend seinen Löffel in die Schüssel, aus der alle aßen; die Kinder betrachteten mit weit geöffneten Augen und selbst die reifere weibliche Jugend verschlang meine Gestalt mit schmeichelhaftem Erstaunen.

Als der Alte aus der Hütte in das Freie, das heißt, aus ungefähr vierzig Grad Hitze in zwölf Grad Kälte trat, war er in Hemdärmeln und offener Brust. Ich fragte ihn ob er mich so über den See rudern wolle. Er bejahte und ich verzichtete auf Belehrung, weil ich einsah, daß sie unnütz war.

So wateten wir durch den Schnee nach seiner Schiffhütte.

Trotzdem der bewegte See eisfrei war, fand sich in der Hütte, in welcher sein Boot lag, das Wasser doch gefroren. Mit Mühe gelang es uns, den Kahn aus der

umklammernden Rinde zu befreien. Endlich waren wir flott, die Welle schlug herausfordernd an das Vordertheil und rasch war der Boden unter dem Wasser vor unsern Blicken wie hinabgestürzt und verschwunden.

Da — wir waren ein paar Dutzend Ruderschläge draußen in der Fluth — rasselte es mit einem Male, als ob der Nachen zerbersten wollte — noch einmal, das Boot stand still. Was war das? Das Geräusch glich genau demjenigen, mit welchem auf Seeschiffen die Ankerketten abgewickelt werden, wenn der schwere Widerhaken in die bergende Tiefe sinkt.

Wir waren auf eine dünne Eisschicht aufgelaufen, deren Rand wir zerbrachen.

An dieser Stelle des Sees wirft nämlich, wie ich dem freundlichen Leser schon früher erzählte, das Stanzer-Joch, ein mächtiger Alpenrücken, seinen Schatten gerade während der wärmsten Stunden des Tags auf das Wasser, mit welchem dann die Kälte leichteres Spiel hat, als mit den Wellen draußen in der freien Fluth, über welche Wind und Licht unbeschränkt gebieten. Nun galt es, um die verschiedenen Eisinseln herumzukommen, was auch dadurch schwierig war, daß sie selbst in der Nähe vom offenen Wasser kaum zu unterscheiden waren. Das Eis war klar und durchsichtig wie die schweigsame Fluth.

Nach zweistündigem Manoeuvriren gelang es uns, bis auf einige Klafterlängen an das seichte Ufer vorzudringen. An diesem, dem Fuß des benannten Joches machte eine dickere Schicht das nähere Landen unmöglich.

Ich mußte also auf dem Eis aussteigen, worauf ich und sogar mein Hund in den wenigen Schritten, die uns von dem festen Boden trennten, noch mehrmals einbrachen.

Diese bedeutende Verspätung und das Anfangs von mir nicht bemerkte Durchweichen der Schuhe mit dem eiskalten Wasser sollten, wie wir sehen werden, auf den unglücklichen Ausgang der Expedition von wesentlichem Einfluß sein. Nun stand ich in der Pertisau. Von hier aus geht der Weg über den Jochsattel nach den menschenleeren Thälern der oberen Isar. Es ist schon von hier aus eine gewaltige, im winterlichen Gewand fast unheimliche, Scenerie. Die schiefen Strahlen der niedrigen Sonne geben dem Sonnen-Joch, dem Letzten Schnee, der Lechwaldspitze, die alle bis weit über achttausend Fuß hinaufragen, den Ausdruck einer wilden, drohenden Einsamkeit. Zudem werden die Hochpfade und Almen zwischen hier und Hinterriß nur in den Sommermonaten von Jägern, Sennen und Holzarbeitern bewohnt und durchstreift. Ich überlegte noch einmal, aber ich scheute mich endlich, vor einer Aufgabe zurückzuweichen, welche von einem Holzknecht ohne viel Aufhebens zu machen, glücklich zu Ende geführt worden war. Auch wußte ich, daß viele ebenso hohe Jochpfade Tirols im Winter und Sommer begangen werden, z. B. der über das Lattenjoch ins Paznauner-, über den Jaufen ins Passeier-, über die Oetzthaler Firner ins Schnalserthal. Warum sollte das hier, wo das Gebirge niedriger ist, wo es nicht so viele Lawinenstraßen und so gefährliche Abgründe gibt, bedenklicher sein?

Das von uns besuchte „Fürstenhaus" lag öde am Strand. Die Fensterläden waren geschlossen und keine Fußstapfen in den hohen Schneehügeln zu sehen, welche hier, am Knotenpunkte des Hochalpen- und des Seethales, der schneidende Wind zusammengeweht hatte. So trat ich noch auf einige Augenblicke in das obere neue Wirths-

haus, um nicht jetzt schon meine eigenen Vorräthe angreifen zu müssen.

Dort unterhielt ich mich länger als es nothwendig war. Ein schönes Weib, eine „Wurzin" (Wurzelgräberin) war da, welcher die heiße Beschäftigung in der Bergluft noch nichts von der Frische ihrer Haut, und von ihrem jugendlichen Glanze genommen hatte. Sie war goldblond und blauäugig. Sie betreibt, wie manche Leute in Tirol das Brennen von Enzian und Meisterwurz auf einer Sennhütte im Sommer fabrikmäßig. Ihre rothen Lippen riethen mir von meinem Vorhaben nicht ab. Sie meinte, es sei zwar für heute schon ein wenig spät (halb ein Uhr Nachmittags), um über das Joch zu steigen, aber man dürfe sich auf einen frosthellen Abend gefaßt machen und überdieß werde die Mondsichel an den Himmel kommen.

Dieses und eine Wahrnehmung, die ich schon vom Thale aus gemacht hatte, bestärkten mich vollends in meinem Entschluß, trotz der späten Tageszeit meinen Plan zur Ausführung zu bringen. Ich hatte nämlich gesehen, wie oft auf den Höhen der Joche sich schwarze Streifen hinzogen, an vielen Stellen der Grate das Gestein hervorschaute und an anderen die Schneeschicht augenscheinlich dünner war, als weiter herunten oder in der Niederung. Es ist dieß eine Folge der wärmeren Luftschicht, die sich oft über der dickeren kälteren Atmosphäre des Thales hält. In Innsbruck kann man sehen, wie die Stadt in Kälte und Schnee erstarrt daliegt, zweitausend Fuß höher aber, an dem Rücken der Frau Hütt oder auf der Spitze der Waldrast, jede Flocke weggeleckt ist.

Aehnliches ist überall in den Alpen zu verspüren.

So ist es, wie ich schon andeutete, gar nicht selten, daß derjenige, welcher aus dem fünfzehnhundert Fuß tiefer gelegenen Innthale an den Achensee heraufkommt, warmes Thauwetter findet, während unten die Wasserfälle zu Säulen verglast sind. Das ist, wie die Bauern sagen, bis Lichtmeß (2. Februar) die Regel, späterhin soll es umgekehrt sein. So erfreut sich auch Tegernsee im Winter häufig einer höheren Temperatur als München, während der Frühling daselbst um 3 bis 4 Grade wärmer ist. Die Meteorologen mögen sich um das Wie und Warum dieser Dinge den Kopf zerbrechen ich führe sie hier nur an.

So machte ich mich denn wohlgemuth auf. Schlitten, welche aus den nahen Kohlenmeilern ungeheure Ladungen von Kohlen holen, die in das Eisenwerk von Jenbach gebracht werden, hatten den Weg durch den Schnee eine gute Strecke weit geebnet, was die Behaglichkeit meiner Stimmung nicht wenig erhöhte.

Von Zweigen und Stämmen der Nadelbäume in den riesigen Bergforsten war wenig zu sehen — Alles war im gleichmäßigen Schimmer von Schnee und Eis begraben. Man konnte einen Wald gerade so gut für eine Stalaktiten-Sammlung halten, wie für einen Aufbau aus Pflanzenzellen. Dabei warf die Sonne blutrothe Flecke durch die Zwischenräume auf den Boden, und meine Schritte auf der schlüpfrigen Decke fanden von den erstorbenen Baumreihen her einen krachenden Wiederhall.

Endlich verließen mich die letzten Kohlenwege und nun ging es durch die enge Schlucht hinter der Rabenspitz und dem Letzten Schnee gerad aus durch die Wälder. Im Rücken trennt dich hier nur der Seekor vom Achensee. Wohl war der Schnee tief und es dauerte nicht lange, so

waren meine Beinkleider bis an die Knie herauf dick und steif wie ein Brett gefroren — aber solches geschieht alle Tage auch draußen im Flachland und bot zwar eine Unannehmlichkeit aber keine eigentliche Beschwerde. Zudem konnte die Decke gegen die Jochhöhe zu nicht mehr so dick sein, weil in den höheren Lagen der Schnee vor dem warmen Wind eingesunken sein mußte.

Wer Stunden lang in tiefem Schnee watet, macht die Bemerkung, daß es dann keine Kälte mehr gibt, welche so groß ist, daß sie ihn verhindert, zu schwitzen. Die Gymnastik des Herausziehens der Beine aus der tiefen zähen Flockenschicht hält den Wandernden mehr als warm. So war es auch bei mir; noch ehe ich an den Fuß des Berges kam, war ich vor Hitze roth, als ob statt der Dezemberkälte eine Temperatur aus den Hundstagen in den Bergkesseln brodelte. Oft blieb ich einen Augenblick stehen, um mich durch einen Schluck Wein zu stärken: war dieser natürlich auch kalt wie Eis, so hielt ich doch nicht an, um vorher auszuschnaufen. Eines Theils drängte die Zeit und dann weiß jeder Fuß- und insbesondere Alpenreisende, daß die Gefahr vom „Trunk in die Hitze" eine Fabel ist, vorausgesetzt, daß gleich darauf wieder die entsprechende Bewegung eintritt. Auch hat ja die Lunge gar nichts mit dem Durchweg des Getränkes zu thun, sondern nur die Speiseröhre und der Magen. Ich rathe Jedem, ungescheut zu trinken, wann und wo er Durst haben wird.

Die Art von Steg, welche der Herzog von Koburg, der Besitzer dieser felsigen Jagdgründe, über das Blumserjoch anlegen ließ, war auch unter der Schneehülle nicht schwer zu entdecken. Außerdem bemerkte ich hier die Fußstapfen jenes famosen Holzknechtes, der seinen Uebergang

in entgegengesetzter Richtung acht Tage vorher bewerkstelligt hatte und so wand ich mich, oft in die gefrornen Höhlungen tretend, die von seinem Schuh zurückgelassen waren, allmählig das Joch hinan.

Das Steigen hatte freilich allerlei Schwierigkeiten.

Manchmal lagen gewichtige Lawinen da, welche von einem früheren Thauwind herabgeworfen worden, jetzt aber vom Frost mit spiegelglattem Eis überzogen waren; es war mühsam über die zertrümmerten schlüpfrigen Brocken hinüber zu klimmen.

Je mehr ich mich der Jochhöhe näherte, desto dünner wurde allerdings die Schneeschicht, allein die schwache Kruste, in welche sie zusammengeschmolzen und dann gefroren war, machte dafür den Fuß bei jedem Schritt vorwärts um drei nach rückwärts auszugleiten. Nun bereute ich es, keine Steigeisen mitgenommen zu haben. Ich war schon im Begriffe gewesen, sie einzupacken, als ein der Gegend sehr kundiger Jäger mir davon abrieth, indem er sagte, es werde sicherlich auf dem Joch kein Eis liegen. Dazu wird das Blumserjoch, je näher man dem Grate kommt, immer steiler, so daß es zuletzt nothwendig wurde, für den Fuß vorher mit dem Bergstock eine kleine Höhlung zum Anhalt ins Eis zu schürfen. Von dem Holzknecht, der herab gekommen war, sah ich hier keine Spur mehr; er hatte augenscheinlich, den Bergstock zwischen die Schenkel eingezwängt, sich auf dem Eis geraden Weges herabrutschen lassen.

Plötzlich konnte sich mein Hund, trotz seiner spitzen Krallen, auf der schiefen, glasigen Wand nicht mehr halten. Er kam ins Rutschen und blieb einige hundert Fuß tiefer

an einem Legföhren-Gebüsch hängen. Noch einige Schritte weiter und er wäre über eine fast hundert Fuß hohe Wand hinter jenen Föhren hinabgestürzt — ein lehrreicher Fingerzeig für das, was aus mir werden konnte, wenn ich einmal meine Stütze auf dem Eis verlor. Nachdem ich meinen vierfüßigen Begleiter mit der größten Anstrengung wieder heraufgebracht und danach noch ungefähr eine Stunde fortgeklettert war, erreichte ich die Jochhöhe. Man kann sich denken, daß ich bis hieher ungemein vorsichtig und langsam zu Werk gehen mußte — denn abgesehen von der Gefahr eines tiefen Sturzes konnte ja schon die einfachste Verrenkung in einer solchen Einöde verderblich werden. Aber das, was ich fürchtete, geschah nicht, und das, was ich nicht ahnte, geschah.

Als ich auf dem Grate stand, ging die Sonne unter.

Ein feuerrother Schein hing noch an den umstehenden Bergriesen und fern aus dem Zillerthal und von Stubai herüber glänzten die Gletscher wie Kohlengluth vor dem Erlöschen. Alles Uebrige schimmerte weiß in der frostigen Dämmerung; in den Thälern lag schwarze Nacht

Ein lauer Wind strich über die Höhe, auf welcher ich neben einem Kreuze, einem „Marterl" ausruhte. Den Bericht über die Todesstunde des Verunglückten hatten die Stürme ausgelöscht. Drohend lag das finstere Thal unter mir, in welches ich jetzt hinab sollte — ein klaffender Abgrund. Der Gemskar, dessen zerrissene Zacken an die Convulsionen erinnerten, unter welchen die Schichten der Kalkgebirge von dem Andrang des krystallinischen Gesteins aufgerichtet wurden, zeigte auf seinen höchsten Spitzen einen Wiederschein der hohen Abendröthe. Eine lange, lange

Strecke an jähen Abgründen, durch Wälder und über gefrorne Achen hin lag noch vor mir, über die erstarrte Welt war die Nacht heraufgestiegen, aber — konnte ich zurück? Das Heraufkommen über die eisige steile Höhe am Grat war beim Tageslicht möglich gewesen, das ungefährdete Wiederhinabkommen in der Dunkelheit undenkbar. Also vorwärts!

Nun ging es auf der anderen Seite bergab.

Bald machte ich zu meiner Bestürzung die Entdeckung, daß hier, auf der Westseite des Gebirgsrückens, der Schnee in viel gewaltigeren Mengen angeweht war, als drüben. Es war wieder der trockene Schnee, wie ich ihn so oft in den Thälern beobachtet hatte — keine feuchte Flockenschicht, sondern eine unermeßliche Anhäufung von Rhomboëdern und Nadeln vom reinsten Eis. Wenn man hineinstürzt, raschelt es, als ob man auf einen Strohsack fiele.

Und nun begann das Stürzen und Sinken mit jedem Schritt. Denn um nicht hart an den Rändern der jähen Abhänge gehen zu müssen, an denen ein Fehltritt in der Dunkelheit mich, der Himmel weiß wohin, befördert hätte, mußte ich mich stets auf der Bergseite halten, an welcher die Eiskrystalle aber fortwährend bis zur Höhe eines mittelgroßen Menschen aufgehäuft waren. Da war jeder Schritt eine harte Mühsal und eine Stunde brachte mich nicht weiter, als ich ohne diese Schneewehen in fünf Minuten gekommen wäre.

Uebrigens war das noch immer nicht das Aergste. Denn auf jenen hohen Stellen, wo es keinen Baumwuchs mehr gibt, hatte ich doch den fahlen Glanz vom Himmel

und den hellglänzenden Sternen und eine weite Rundschau, so weit sie eben eine heitere Winternacht zuläßt. Und diese ist in jenen klaren Höhen heller, als in der dumpfen Luft der Niederungen. Als ich aber wieder in die Waldregion herabkam, welche schon am Tage einen dämmerigen Schatten auf die Bergwand wirft, hörte das Sehen fast auf und es blieb mir überlassen, durch den Bergstock zu unterscheiden, wo sich der Abhang hinunter und die Felswand aufwärts zog. Die Fußstapfen des Holzknechtes, die seither von Zeit zu Zeit aufgetaucht waren, hatten hier wieder ganz aufgehört, denn neuer Schnee mußte sie fußhoch überrieselt haben. So war ich gezwungen, bis über die Schenkel im Schnee, oft gegen Stämme und Aeste stoßend, von undurchdringlicher Finsterniß umgeben, mich einen Abhang hinabzuquälen, dessen Tiefe mir das undeutliche Summen der Wasserstürze verrieth, welches aus der unsichtbaren Kluft heraufdrang. Meine Lage begann bedenklich zu werden.

Die Kälte stieg, je weiter ich herunterkam und nach zweistündigem Niederklettern hatte ich ein Plateau erreicht, auf dem sie strenger war, als sie je am frühen Morgen in den eisigen Thälern draußen gewesen. Es mochte wieder eine Temperatur von mindestens 20° Reaumur in der Luft liegen.

Dazu fing ich an, die Sicherheit in Bezug auf meine Richtung zu verlieren und es währte nicht mehr lange, so gab ich die Hoffnung auf, noch in dieser Nacht das Jägerhaus von Hinterriß zu erreichen. Manchmal, wenn eine Lücke in den Felsspitzen seinem Licht den Durchgang gestattete, warf der Mond, dessen dünne Sichel hier oben einen helleren Schein verbreitet, als unten, seine vollere

Scheibe, bleiche Strahlen durch die dichten Aeste — aber es war, als ob sie des Verirrten nur spotten wollten.

Bald kam ich wieder an einen Bach, zwischen dessen Eis das starke Gefäll noch einen Zug lebendigen Wassers erhalten hatte. Ein paar schlüpfrige Prügel verbanden seine glasigen Felsufer; ich überschritt sie vorsichtig, war aber noch nicht auf der Mitte des Stegs, als ich ausglitt und einige Fuß hoch in das Wasser hinabstürzte. Es ging nur bis an die Knöchel und ohne weitere Beschädigung konnte ich in der Finsterniß an das andere Felsufer mich wieder hinauftasten.

Die nächtlichen Stunden verflossen — meine Vorräthe erschöpften sich und das immerwährende Hindurcharbeiten durch den hohen Schnee hatte mich todmüde gemacht. Von oben, als es noch etwas Tag gewesen war, hatte ich einige Alpenhütten bemerkt. Sollte mir jetzt eine auf meinem Wege zu Gesichte kommen, dachte ich, so würde ich sofort mit den Holzvorräthen, die Sommers und Winters in oder vor jeder Hütte liegen, mir ein Feuer anmachen und so allgemach den Tag und mit ihm die Möglichkeit abwarten, mich aus den pfadlosen Wüsten wieder hinauszufinden. Aber es vergingen Stunden — und ich sah nichts.

Das Rauschen der Wasser in den Felsklammen kam bald näher, bald verhallte es wieder in der frostigen Luft — mein Hut, meine Haare, meine Beinkleider, mein Ueberwurf starrten in einer gleichförmigen Eisdecke, welche durch jeden herabfallenden Athemzug schwerer wurde, weil sich sein gefrorner Hauch darüber lagerte. Die Nacht wurde immer grimmiger — der Schnee tiefer — ich sah nichts mehr.

Mit einem Male aber wurde das Getös der Achen stärker — drei Wasser strömten zusammen. Vor mir stand eine Hütte. Es war die unter dem Namen Hagelhütte auf den Karten verzeichnete Alpe. Sie liegt da, wo der Blums-, der Blau- und der Rißbach sich aus menschenleeren Thälern vereinigen. Im weiten Umkreis schauen hier die Felswände auf keine menschliche Wohnung. Aber die Riß im Nordwesten ist nur noch drei Stunden entfernt und der Weg dahin geht in einer ebenen Mulde fort.

Ich hatte mich nicht verirrt, ich hielt mich für geborgen.

Schon war ich daran, hier die Vorbereitungen zu einem Nachtlager beim Feuer und auf der bloßen Erde des Bodens der Hütte zu treffen, als mich die verführerische Aussicht, noch in dieser Nacht ein warmes Zimmer und ein Bett zu erreichen, wieder weiter trieb. Drei Stunden hoffte ich noch bewältigen zu können. Irrelaufen war nicht mehr möglich, weil ich von nun an in der ebenen Schlucht des Rißbaches hinabgehen mußte. So verzehrte ich also meine letzten Vorräthe von Wein und Fleisch, ruhte ein wenig und trabte getröstet weiter.

Wieder gings durch dichten Wald. Aber jetzt hatte ich nicht mehr zu besorgen, daß ich herabstürzte oder unversehens zwischen das Geklüft einer Ache rollte. Es war so eben, als es in einem Hochthale, welches vier Fuß hoher Schnee bedeckt, eben sein kann.

Aber ich sollte dafür bestraft werden, daß ich mich wieder von dem, wenn auch jämmerlichen, Asyl der Hagelhütte entfernt hatte.

Eine Stunde mochte ich mich abermals durch den

Schnee, der leider hier noch mächtiger, als an irgend einer bisherigen Stelle war, durchgekämpft haben, als mich ein Gefühl allgemeiner Erstarrung überkam.

Meine Beinkleider hatten sich zusammengezogen und aufgerollt — zwischen Stiefel und Strümpfe, endlich auch zwischen Strumpf und Fußhaut waren Eisnadeln eingedrungen und hatten allmählig den ganzen Zwischenraum in der Höhlung der Schuhe mit gefrorenem Inhalt zu einer Masse zusammengeschmolzen.

Schon lange hatte ich keine Empfindung mehr in den untern Extremitäten — ich hatte es der ungeheuern Ermüdung zugeschrieben. Jetzt aber erkannte ich, daß meine Füße im Begriff waren, zu erfrieren. Das ganze Schuhwerk war eine Eismasse, in deren Mitte die Strümpfe kaum noch zu erkennen waren. Erst wenn ich Schneeschollen und Eiszapfen losbrach konnte ich mit der Hand zur Wollenfaser gelangen.

Mein erster Gedanke war, die Strümpfe mit neuen zu vertauschen — aber wie? So sehr ich mich bemühte, meine Stiefel vom Fuß zu bringen: es war ein Ding der Unmöglichkeit. Die Hände allein vermochten es nicht und in den Füssen war gar keine Kraft mehr, um sie gegen etwas anstemmen und so durch fortgesetztes Rücken dieselben befreien zu können.

Es war Alles von Eis wie angegossen.

Das war eine Folge der zwei Stürze ins Wasser und des fortwährenden mit Gewalt betriebenen Einkeilens und Zurückschiebens der Füße in den Schneewehen. Stechende Schmerzen lähmten mir die Kniee — ich wankte, die Füsse gehorchten nicht mehr, im Kopf wurde es mir

blöd und wirr, ich sank hin. — Nach einer Weile raffte ich mich wieder auf — denn es ist hart, so verkommen zu müssen. Die Verzweiflung konnte mich nur noch ein paar Schritte weit tragen — ich stürzte wieder zusammen. Ich kroch — aber Ellenbogen und Fingerspitzen erstarrten — ich konnte nicht mehr.

Da blieb ich denn liegen und dachte darüber nach, wie lange wohl der Schlaf des Erfrierenden dauern würde, bis er ihn zum barmherzigen Tod geleitete. Dann sann ich in wirren Bildern, wer mich im Frühjahre wohl hier zuerst finden sollte, von Füchsen und Adlern angefressen. Ich dachte an meine Jugend, an —, ich dachte nicht mehr. Einige Thränen fielen in den Schnee und ich gab mich ihm hin, dem kalten Gott.

Nach einigen Minuten brachte mich ein seltsamer Schimmer wieder zur Besinnung. In diesem Augenblick war dort über dem Falkenkar der Mond aufgegangen.

Ich schaute noch wie im Traume nach ihm auf — aber welch jähes Entzücken schlug mir in die Glieder! Kaum dreißig Schritte von mir entfernt zeichneten sich in seinem Licht die Umrisse einer Alpenhütte.

Es war Mitternacht — das neue Jahr und mit ihm die Hoffnung des Lebens war angebrochen. Heil dir, königliches Gestirn! Du hast mich in jener Todesnacht vom Rand der Vernichtung gezogen! Wie ein himmlischer Bote kam mir der sanfte Strahl. Ich fühlte die Erstarrung nicht mehr.

Halb auf den Knieen, halb hüpfend schleppte ich mich in die Hütte. Es war das „Garbel", eine dem Herzog von Koburg gehörige Alm. Die Zündhölzchen, welche den

unnützen Cigarren bestimmt gewesen waren, dienten nun dazu, alles Papier, was ich bei mir trug, anzuzünden, um nach den Brennvorräthen in der dunkeln Hütte zu sehen. Ich hätte Tausend Pfund-Noten der Bank von England in Stößen verbrannt, wenn ich sie zur Hand gehabt hätte. Ich erspähte Heu, es war feucht, aber nach vielen Qualmen schlug eine mächtige Lohe daraus nach oben.

Nun wagte ich es, eines der bereiften Scheiter, welche draußen, allerdings noch etwas vom Dach geschützt, aufgeschichtet lagen, darüber zu werfen. Es siedete, es kochte und schäumte — es brannte. Jetzt holte ich noch mehrere Scheiter und bald hatte ich auf dem einen Fuß hohen Heerde, auf welchem im Sommer die Sennen ihren Schmarren kochen oder Käse bereiten, eine mächtige Glut. Seine Königliche Hoheit wird mir diesen Holzfrevel verzeihen — ich bin ihr zeitlebens dafür dankbar, daß mich das Dach einer ihrer Besitzungen gerettet hat.

Die Hütte war aus losen Balken zusammengefügt; die vielen Zwischenräume zwischen diesen ersetzten den Kamin und so pfiff die Flamme lustig gegen die Decke. Eine lange Bank stand da; auf diese setzte ich mich und ließ die Schuhe gemach am Feuer aufthauen, bis ich dachte, daß innen das Eis sich von der Haut lösen würde. Daß ich sie nachher nicht mehr würde anziehen können, stellte ich mir wohl vor — aber was dann werden sollte, kümmerte mich nicht. Für jetzt wollte ich nur der Fesseln von Eis los sein.

Ich wurde ihrer los.

Mit einem Ruck ging jeder Stiefel mit seinem Inhalt, dem Strumpf und den daran gefrornen Hautfetzen

herunter. Klirrend fielen die Eiszapfen auf den Backstein des Herdes. Ich betrachtete die Füße. Sie hatten an vielen Stellen jene weiße Farbe, welche von der erstorbenen Epidermis herrührt.

Sie waren erfroren.

Ich dachte in diesem Augenblick nicht daran, wie wenig ich eigentlich mit dem Auffinden dieser Zufluchtsstätte in Wirklichkeit gewonnen hatte, nachdem der Zustand der Füße mit Gewißheit voraussehen ließ, daß ich vor erfolgter Heilung nicht mehr damit würde gehen können.

Was sollte mit mir nach Tagesanbruch werden?

Ich hatte keine Nahrungsmittel mehr. In meine Schuhe konnte ich mit den beschädigten und aufgeschwollenen Füßen nicht mehr hinein, und wer sollte wohl in Monaten hier vorbeikommen? Aber das Alles kümmerte mich damals nicht. Vergnügt schaute ich in die Flamme und freute mich, dem Erstarrungstode auf dem eisigen Abhang entkommen zu sein. Freilich durfte ich mich dabei nicht umdrehen, sonst verlor ich die Illusion. Denn, sowie ich das Gesicht abwandte, spürte ich die zwanzig Grand Kälte und die Frostgeister, die mein Feuer von allen Seiten umlagerten.

Mein Hund schaute kläglich zu mir auf und leckte mir Hände und Füße. Ich glaube, er hat die Situation besser begriffen, als ich in meiner Verzückung. Dieser Hund hieß Arkas.

Noch zweimal schleppte ich mich hinaus, um von Seiner Königlichen Hoheit Holz zu stehlen — dann legte ich mich auf die Bank und machte mir meine Neujahrsgedanken.

Ich stellte mir das bacchantische Gewühl vor, das jetzt die großen Städte durchraste — die Trunkenheit bei Weinflaschen und Punschbowlen in schwülen Sälen. Auf der Alm war es schweigsam; sie ruhte unter demselben Schnee, der heute mein Leichentuch hatte werden sollen.

Draußen rauschte ein Bach; er kommt aus den unendlichen Wüsten des Karwendel. Die nächsten lebenden Wesen waren Gemsen und Steinadler. Wenn ich durch die Lücken zwischen den aufeinander gelegten Balken meiner Behausung schaute, sah ich die Sterne in ruhigem, stetem Licht scheinen — nicht fackeln und zittern wie draußen. Ein Dichter hätte an den Geist der Alpen denken und sich ihm nah fühlen mögen. Unbeweglich thront er über diesen gewaltigen Streifen und doch schien es, als ob seine Hand schützend über mir lag. Während er mir mit der Stimme seiner Wasser von einer Kraft erzählte, deren Unermeßlichkeit wenige Sterbliche ahnen, ängstigte mich wieder das Schweigen seiner Einöden. Dann berührte er, wie jener Derwisch des Morgenlandes den Pilger, meine blöden Augen und ich sah in seine ungeschauten Hallen. Da flimmerte und zuckte es von ewigen Krystallen; unter dem Boden der dröhnenden Säle wirbelten überall smaragdene Wasser. Säulen und Arabesken, wie sie das Gehirn keines Künstlers zu ersinnen vermochte, stützten die unvernichtbaren Gewölbe. Am Throne blendete das Eis im Sonnenbrand und lasurfarbene Strahlenbündel zuckten wie Nordlichter in den blutfarbigen Morgenäther. Manchmal zwinkerte er mit den Augen, dann rasten stäubende Wasserstürze und neigten Berge sich sonnenverlangend gegen den Thron, daß unendliche Lawinen in den bodenlosen Abgrund jagten. Und wieder hob er den silbernen Scep-

ter — und der freche Jäger verschwand in der Tiefe und dem harmlosen Wanderer wurde ein schützendes Obdach.

Es war mir, als ob ich im Schauspielhause wäre, und der Vorhang aufginge und ich Raimunds Alpenkönig vor den Genien säße, aus deren Urnen krystallne Ströme nach den Gegenden der Welt fließen.

Dann begann ich von meinem Unglück zu träumen und hörte Schritte von solchen, die mir zu Hülfe kamen. Schon waren sie ganz nah. Jetzt kam eine Gestalt zu meiner Thüre herein. Ich drehte mich auf meiner Bank um und suchte mein von der Flamme gebranntes Gesicht zu kühlen.

„Um Gotteswillen, was machen Sie da?“ fragte eine Stimme.

Ich weiß nicht, was ich dachte. Ich weiß nicht, ob ich im Schlafen oder Wachen zu sprechen glaubte. Ich sagte kurzweg:

„Ich wünsch' ein glückseliges neues Jahr!“

Die Gestalt — es war ein kräftiger Mann in grauem Rock und mit umgehängtem Gewehr — trat näher. Er rührte mich an und betrachtete mich voll Mitleid. Ich kam nach und nach vollständig zu mir.

Ein Wort gab das andere.

Es war der k. k. Finanzpostenführer Azzolini. Weit unten hatte er, wenn ich die Thüre öffnete, um Holz zu holen, den Schein meiner Flamme bemerkt. So führte ihn die Obliegenheit seines harten Berufes, den er gewissenhaft erfüllte, herauf. Es konnten Schmuggler, es konnte noch Schlimmeres hier verborgen sein. Nachdem ich ihm Alles, so gut ich konnte, erklärt hatte, that der barmherzige Sa=

mariter seine milde Hand auf. Von den Vorräthen, welche diese Leute bei Ausübung ihres Dienstes in jenen Wildnissen immer bei sich führen, gab er mir, was ich nur wollte. Er rieb meine erstorbenen Füße, er sprach mir Trost zu; er hätte mich fortgetragen, wenn es möglich gewesen wäre.

Erst, nachdem ich dem Braven auf mein Wort versichert hatte, daß mir außer der Beschädigung meiner Füße nichts zugestoßen sei, verließ er mich. Trotz der sibirischen Kälte langte er, wie ich nachher erfuhr, schweißtriefend im Jägerhaus von Hinterriß an. So drängte es ihn, mir, dem Unbekannten, Hilfe zu schaffen.

Nach einigen Stunden kamen die Söhne des trefflichen herzoglichen Forstwarts Neuner und zogen mich auf einem kleinen Schlitten über die unwegsamen Eispfade der Berge nach ihrem Vaterhaus. Dort wurde ich wie ein eigenes Kind gepflegt, und nicht der kleinste Gewinn, den ich aus meiner denkwürdigen Fahrt zog, ist die Erinnerung an jene liebevollen Menschen im verlassenen deutschen Alpenthal. Jene Kinder der Stürme und des Bergwinters sind in den Mitteln bewandert, welche solche Verwundungen sofort erheischen. Dank dem guten Azzolini und dem vortrefflichen Jäger Neuner wurde so die schreckliche Gefahr, welche aus Vernachläßigung oder Ungeschicklichkeit entspringen konnte, glücklich vereitelt. Es scheint, man muß in die Wüsten gehen, um solche Hände drücken zu können. Als ich am nächsten Morgen einen Blick in den Spiegel warf, erstaunte ich: die fünfzehn Stunden in der trockenen lichtvollen Luft der hochgelegenen Eisflächen hatte mich mehr gebräunt, als ein südlicher Sommer.

Von Achenkirch nach dem Tegernsee, unserm nächsten Ziele, führen Pfade über das Gebirg und eine gute Poststraße im Thal. Wer etwa — durch einen Blick auf die Karte getäuscht — meint, auf jenen schneller an Ort und Stelle zu kommen, wird sich sehr getäuscht finden, denn das „Wegabschneiden" über die Berge rentirt sich bei solchen, welche nicht gute Steiger sind, durchaus nicht. Auch darf er hierin dem Tiroler nicht glauben, der mit derselben Bequemlichkeit seine Stunde bergan wie seine Stunde in der glatten Ebene geht. Auch die Aussicht von da oben verlohnt eine besondere Anstrengung nicht, wenn der Reisende im Sinne hat, später eines der Gebirge am Tegernsee zu erklimmen. Sie ist dort vom Hirschberg z. B. wegen seiner freieren Berge viel lohnender als hier auf dem Schildenstein, über den der nächste Bergsteig geht. Von diesen siehst Du zwar mit manchen Seen Baierns auch noch den Achensee unter Dir liegen — auf beiden entzückt die Fernsicht auf die Eiswelt der Centralkette, aber für den Beschauer auf jenem Gipfel sind auch noch die fernen Spitzen Salzburgs und die weite Fläche des südöstlichen Baierns sichtbar und vom Großen Venediger bis zum Säntis wird es nur wenig hervorragende Häupter geben, welche dort hinter den Vorbergen verdeckt liegen bleiben.

Wer es aber dennoch unternehmen will, über den Schildenstein und die Königsalpe nach Kreut hinüberzusteigen, der versäume es nicht, sich einen Führer mitzunehmen. Sonst läuft er Gefahr, auf Geröll, versumpften Alpen, zwischen Wasserfällen und Blöcken umher zu irren, so daß ihm vielleicht am Ende nichts anderes übrig bleibt, als wieder auf die breite Straße herabzusteigen und ermattet

auf dieser weiter zu traben, was er frisch vor einem halben Tage gekonnt hätte.

Die Achen, welche dem See entströmt, begleitet uns diese Straße entlang. Oft wird sie eng von Felsen eingezwängt, daß sie tosend aus dem Abgrund heraufdonnert. Manchmal wird auch das Thal so eng, daß der Weg hoch an der einen Bergwand hinaufgeführt werden muß. So hat die Landschaft kurz vor dem letzten Wirthshause auf österreichischem Gebiet, dem „Hagen", einen Character angenommen, welcher an die Straße erinnert, die hinter Inzell oben den Weißbach entlang führt. Dann schaut rechts aus einer Lücke die ungeheure Pyramide des Guffert, welche von hier unersteiglich erscheint, von andern Standpuncten aus, wie vom Thal der Steinberger Ache, aber als ein ganz gemächlicher Berg gesehen wird. Wieder ein Beleg für die die vielgestaltige Täuschung im Hochgebirg.

Sagen wir dem lieben Achenthale und damit dem Land Tirol ein Lebewohl, denn schon winkt am Reitbach, der hier überschritten wird, der blauweiße Gränzpfahl. Oder besser, sagen wir nicht Lebewohl, vergessen wir die fingirte Grenze in Mitten der wasserdurchtosten Felsthäler. Scheuen wir uns nicht, auch in kleinlichen Dingen jede Erinnerung an die künstliche Trennung, jede leise Ahnung eines Fremdfühlens in dem einen oder andern deutschen Lande in uns zu unterdrücken. Wie trostlos stehen diese zwei Holzstücke da! In wie vielen Dingen wäre dem einen und dem andern der beiden Länder geholfen, wenn der Gedanke, der die Schlagbäume daher gestellt hat, nie existirt hätte. Herrlich ragte das eine Deutschland in den Süden hinein — ein gewaltiger Luftzug durchströmte die verstockten Pferche. Und so! — es ist ein Jammer. Nie-

mals, so lang sich diese Kugel dreht, hat das Interesse von zwei Dutzend Familien Schöneres und Größeres zweckloser verhindert.

Zieh dein Geduldgeschirr wieder an, deutscher Unterthan und trabe weiter! Vergiß nicht, daß dein eigenes Volk dich an der Trense hält. —

Der Wald, welcher hier ununterbrochen die Abhänge der Berge bedeckt, heißt im angränzenden Tirol wie im baierischen Gebirge der „Baierwald." Aus ihm kommt ein großer Theil der Scheiter, welche in München am Triftrechen aufgefangen werden. Diese werden in die Achen, oder, wie sie von der baierischen Gränze an heißt, Walchen, geworfen, die sich bei Fall in die Isar ergießt. Die Holzarbeit, welche wegen der Ermöglichung der Herbeischaffung des Holzes im schneeigen Winter vorgenommen wird, gibt das Forstamt zu Tegernsee in Accord. Dabei betheiligen sich, des schönen klingenden Geldes wegen, auch viele Tiroler, welche Knechte und Pferde besitzen, die sonst der winterlichen Ruhe pflegen könnten. Diese Knechte und Pferde wohnen dann die ganze Zeit der Arbeit über, welche drei bis vier Wochen dauern kann, in einer aus Blöcken zusammengezimmerten Hütte, einer sogenannten Holzstube. Solche Holzstuben, welche die nächste Aehnlichkeit mit Sennhütten haben, siehst Du häufig an der Straße stehen. Wenn nun gleich die Zeit, in welcher sie da bewohnt wird, in den December, Januar und Februar fällt, so ist der Aufenthalt in ihnen doch nicht so frostig, als es aussieht. Sie sind alle zum Heizen eingerichtet, die Risse werden gut verstopft und das freie ungebundene Leben in der eisigen Einöde wird von den Knechten zu allerlei Schnurren benützt. Mehr Grund zur Klage hätten die stummen

Pferde, denn diese müssen sich in dem tiefen Schnee, an ungeheure Baumstämme angespannt, oft über Gebühr abplagen. Hier erst lernt man die Mühseligkeiten des Lebens in diesen Thälern kennen. Ich schlief in einer Winternacht, in welcher es schien, als ob die Welt im Schneewehen untergehen wollte, in einem Bauernhaus. Drei Knechte und zwei Pferde waren seit Wochen draußen in der „Holzarbeit." Die Holzhütte war vier Stunden entfernt. Mitten in der Nacht klopfte es an der Thür.

Ein Knecht des Hauses stand draußen und berichtete, daß ein Pferd von dem andern schwer am Fuße beschädigt worden war. Der vorhergehende Tag war Feiertag gewesen, an welchem die Thiere nichts zu thun hatten — so stach sie der Haber und ein Pferd zerschlug dem andern das Hinterbein. Der Knecht hatte, um diese Nachricht zu bringen, viele Stunden sich durch den ungeheuren Schnee kämpfen müssen und wäre fast umgekommen. Die Nachricht war ein Donnerschlag für die armen Leute, denn ein Theil ihres Vermögens steckte in diesem Thier — abgesehen von der Gefahr des Verlustes in der Accordarbeit. Aber was war zu thun? Der Mann stand in der rabenschwarzen Januar-Sturmnacht auf und holte den Thierarzt — erst gegen Mittag des nächsten Tages gelang es ihnen nach zwölfstündigem Ringen im eisigen Sturm, den Ort des Unglücks zu erreichen.

Die kleine Niederlassung Glashütte hat ihren Namen von einer Glashütte, die ebendort vor vielleicht fünfzig Jahren stand. Wir versäumen nichts, wenn wir das wenig einladende Wirthshaus liegen lassen, sondern im ziemlich einsamen Thale, welches jetzt von der klaren Weissach durchfurcht wird, unsern Weg fortsetzen. Eine Unzahl

Gießbäche kommen links und rechts herab; am bedeutendsten ist wohl der Klammbach, der kurz vor der 18ten Stundensäule zu unserer Rechten in die Weissach stürzt.

Nun noch eine halbe Stunde zwischen den schieferigen Kalkwänden weiter und vor uns erhebt sich der Tuffsteinblock, auf dessen Höhe uns dichter Baumschlag das Bad Kreut versteckt.

Auf einer Brücke überschreiten wir die über große Steine dahin plätschernde, seichte, mattgrüne Weissach und schreiten einen kurzen Zickzackweg hinauf und stehen auf dem Plateau des Blocks. Es ist eine schöne grüne Ebene; links die ziemlich weit gedehnten Badgebäude mit Hallen, welche gegen Osten offen sind, dann in der Mitte ein Flaggenstock mit weißblauem Wimpel, dann eine alte Kapelle und eine ländliche Schenke. Hinter dieser erhebt sich der bewaldete Hohlenstein. Was man außer den erwähnten Dingen sieht, ist niedriges Gebirg und Wald; es ist ein Kessel inmitten der Forste der Voralpen. An trüben Tagen hängen die Wolken bis über die Wipfel der Bäume, welche am Rande des engen Thalbeckens stehen; die Höhe von nahezu dreitausend Fuß macht sich hier manchmal auch im Sommer durch Schnee bemerklich, wenn es in mehr niederen Gegenden regnet. Die Sonnenhitze, von allen Wänden zurückgeworfen, ist erschlaffend und unerträglich. Wer nicht auf einen der umgebenden Berge steigt und dort Rundschau hält, sieht von den Alpen, nach denen er eine Reise gemacht hat, nichts — denn der Character des Kreuter Thales bietet ebenso wenig die Reize eines Hochgebirges als die der Ebene oder einer anmuthigen Seefläche mit hügeligen Ufern. Das Rauschen der seichten Weissach, die im Rücken der Badgebäude am Fuße

des Hügels fließt, hört man kaum vor dem Hüsteln der vielen Patienten, welche hier ihre Lungenschwindsucht heilen wollen. Unter zehn Gesichtern tragen neun den tuberculösen Typus und obwohl die Quelle „zum heiligen Kreuz" noch in allerlei andern Nöthen hilft, wie in Asthenie der Blase, der Nieren, bei Stein u. s. w., so hat dieses Kreut doch das ganz besondere Vertrauen der Lungenkranken. Es ist schwer einzusehen, was diese trotz Molken und Kräutersaft hier thun sollen; denn in der dünnen und scharfen Bergluft mit raschen Wechseln von Wärme und Kälte werden sich angegriffene Athmungswerkzeuge nur in seltenen Fällen erholen. Dazu dieser trostlose Bergwinkel ohne Abwechslung, ohne Aussicht — ein trübseligerer Sommer- und Euraufenthalt im Gebirg ist nicht denkbar. Durch wohlthätige Stiftungen einiger Mitglieder der königlichen Familie von Baiern wird unbemittelten Kranken Pflege und Nahrung umsonst geboten; doch wollen Einige wissen, daß diese, Dank dem Benehmen des Personals, kaum um diese Begünstigung zu beneiden sein dürften.

Dem vorüberziehenden Wanderer, welcher das Glück hat, weder den wunderthätigen Molkensaft, noch die Quelle vom heiligen Kreuz in Anspruch nehmen zu müssen, empfiehlt sich zur Einkehr das Wirthshaus neben der Kapelle. Dortselbst findet er Bier, frisch, wie im „Bräustübel" zu Tegernsee und die Gesichter, welche ihn hier umgeben, haben wenig Aehnlichkeit mit den fauligen, hinfallenden Gestalten, welche den Conversations- oder Speisesaal drüben bevölkern. Hier ertönt nicht selten Jubelruf und Citherklang; muskulöse Bursche und Mädchen sitzen hinter dem steinernen Maßkrug oder schlingen Stücke Fleisch hinab, zu welchen sich die delicaten Portionen des noblen Speise-

salons verhalten wie dessen abgedörrte Besucher zu diesen sonnengebräunten Menschen.

Die einzige Unterhaltung in dem traurigen Erdwinkel ist noch eine Musikbande, welche an schönen Sommerabenden auf dem Rasenplatz vor dem Kurgebäude spielt. Im Uebrigen mache Dich wieder eilig davon und schaue die Begegnenden so wenig als möglich an — morituri te salutant.

Auf der Nordseite führt die Straße neben einem Gehölz, theils Park, theils Wald, auf abschüssigem Weg den Tuffblock wieder hinab und gleich darauf kommst Du an die Stelle, wo von Osten her der Segenbach in unser Weissachthal einmündet. Wer ihn weiter verfolgen will, findet einen gut gebahnten Weg, eine Vegetation, welche sich besonders durch die Ueppigkeit des Unterholzes auszeichnet, einen Bach, der sich zeitweilig unter dem Boden verliert. Dagegen wird er gut thun, sich von den Wasserfällen, die in manchen Reisebüchern verzeichnet stehen, nicht allzuviel zu versprechen. Ein Pfad, der aber nicht sonderlich leicht zu finden ist, führt in die Einsamkeit der Baier-Alpe und von dort südlich um den Berg Schinder herum in das Thal der Brandenberger Ache. Dort rinnen amethystfarbene Achen in tiefen Klüften; hoch am wolkigen Fels zieht sich der enge Steig hin und oft spannen sich die Balken winziger Brücken über den kühlhauchenden Abgrund. Doch ist es wohl möglich, in einem Tage das hochgelegene Tiroler Dorf zu erreichen. —

Auf der Straße nach dem Dorf Kreut kommen wir vorerst an dem baierischen Zollhaus vorüber. In dieser Gegend erkennt man an der Weissach wieder das ächte Kind der Kalkalpen. Seicht, daß, wer sie durchwatet,

kaum bis zum Knie von dem klaren raschen Wasser genetzt wird, rieselt sie über die Kalktrümmer, hie und da mit dem selbst herabgeschleiften Schotter Delta's und Inseln bildend. Diese Inseln, wie eine große Strecke der Ufer, welche alljährlich das verheerende Hochwasser des Frühjahres aufwühlt, sind mit spärlichem Graswuchs, Löwenzahn, Ginster und Wachholder bedeckt, zwischen denen die glänzenden Blätter des Viburnum Opulus und der Cornus sanguinea hervorschauen. Manchmal liegt neben einem dieser Sträucher ein Knabe und schläft, das Gesicht gegen die Hitze mit dem Hut gedeckt, den er abgezogen und sich auf die Wange gelegt hat; dazwischen hüpfen dann Ziegen durch das Gestrüpp, welches nicht selten den Fuß mit der zähen Waldrebe aufhält. Kein Schatten legt sich über die brennenden Kiesel und die kleinen Weiden und Lonicera-Sträucher haben die unbarmherzige Sonne auf dem Geröll nicht weniger zu fürchten, als das Wüthen des Gießbaches, wenn Gewitterregen und Schneetraufen die aufwallenden Wellen trüben.

Ehe man das Dorf Rottach erreicht, öffnet sich der Fernblick auf den Tegernsee, der von hier bis Gmund in einer Länge von ungefähr ein und einer halben Stunde seine tiefgrüne Fluth ausspannt. An Größe ist er unter den oberbaierischen Seen der siebente, indem Chiem-, Starnberger-, Ammer-, Walchen-, Waginger- und Kochelsee ihm vorangehen; aber an Schönheit ist nach dem Urtheile

Vieler keiner mit ihm zu vergleichen. Wenn seine Ufer im Norden, Osten und Westen jenes anmuthige Hügelland darstellen, welches den Starnbergersee zu einem Liebling der Städter macht, so fallen in seinem Süden ansehnliche Berge in die Fluth, Berge, wie sie der Wanderer an jenem See nur in der duftigen Verklärung der Ferne sieht. Der Wall-, Setz- und Hirschberg ragen alle noch in einer mittleren Erhebung von dreitausend fünfhundert Fuß über den Spiegel des Tegernsee's.

Es ergibt sich daraus das Bild der Landschaft von selbst; während die südliche Hälfte des Sees an hochalpine Gewässer, wie mir scheint, am meisten an den Walchensee, erinnert, gehören seine übrigen Gestade mit ihren grünen Matten, ihren Hainen und lichten Wäldern zu den lieblichsten Erscheinungen in der sanfteren Natur der Vorlande. Nirgends fallen nackte Wände in den See: sondern das höhere Gebirg erreichst Du nur über leicht ansteigende Hügel im Schatten des Laub- und Tannenwaldes. Es liegt eine herrliche Abstufung in dieser Umgebung. In grünen Terrassen senken sich die grünen Berge zu der grünen Fluth; den weitspähenden Blick erquickt überall die Farbe des Lebens. Ein zu wenig gekannter Dichter, Scheuerlin, schildert das in seiner malerischen Weise:

Auf nackte Zinnen streut er lichten Schnee,
Und goß ins Thal Smaragde, Well' an Welle;
Dann schimmernd sprangst Du aus der Alpen Zelle
Jungfräulich sehnend, grüner Tegernsee.

Diese Freude an dem wunderschönen Alpenwasser wird von Fremden aus Nah und Fern getheilt. Seit Adalbert und Ottokar, die Agilolfinger, an diesem Gestade

ihr weltberühmtes Kloster bauten, bis auf den heutigen Tag, wo sich Engländer leichtgezimmerte Mahagonischiffchen hieher mitbringen, von den Wundern des heiligen Quirinus bis zur Errichtung eines königlichen Brauhauses, hat man sich hier mit Vorliebe angesiedelt.

Das baierische Volk sagt, die geistlichen Herren hätten sich zu ihren Klöstern immer die schönsten Puncte herausgesucht. In Tegernsee wenigstens haben sie am schönsten See Baierns die schönste Stelle gewählt. Im Rücken an waldige Hügel gelehnt, schaut die stattliche Front des tausendjährigen Stiftes über die ganze Wasserfläche nach der mächtigen Pyramide des Kampen und der luftigen Schneide des Hirschberges. Wäre dort für ein so großes Gebäude Raum, so hätte sich einige Hundert Schritte südlich, da, wo jetzt das „Paraplui" steht, allerdings ein Punct finden lassen, dessen Rundschau eine noch umfassendere ist.

Dieses „Paraplui", eine Laube auf der niedrigen Erhöhung einer Landzunge, bietet einen wahrhaft elegischen Ruhepunct. Von den Bergen schauen die friedlichen Sennhütten herab, leise schlägt die Fluth an den Strand, in heimlichem Behagen rauschen die Wälder, die weite Ebene draußen lächelt im sonnigen Schlaf und Dich überkommt das Gefühl der Klage, daß Du all' dieses Friedens erst dann theilhaftig werden kannst, wenn Du nichts mehr von Dir weißt.

Während ich dieses schreibe, kann ich meinen lieben Hügel durch das Fenster sehen; eine linde Märzsonne weicht den Schnee auf dem hervorspringenden Gebirgsdach meines Hauses. Große Tropfen fallen herab und schlagen auf die frühlingswarme Erde. So ist es mir oft in Deinem grünen Saal zu Muth geworden, geliebte Laube!

Die Erstarrung, welche ich vom Verkehr dieser Welt mit heimgebracht, löste sich vor der lebensvollen Wärme, in welcher jene harmonische Natur athmet. Die hohen Berge schauen ernst herab; so mochten vor Jahrhunderten die finstern Mönche von diesem Stand in die Wellenfläche hinausgesehen haben; ihre Wasser stürzten nieder und brachten Trümmer herab, mit denen sie in Jahrtausenden den See ausfüllen werden — schon ist er weit unter jenen Uferrand zurückgewichen, den die Aufstauungen der westlichen Hügel zeigen. Die Wälder erschienen mir wie Gestrüpp gegen jene Forste, in deren Nacht die Art klostergründender Mönche einbrach und zwei dunkle Männer, deren fremdartige Sprache in gebrochenen Tönen von einem Nachen herüberdrang, gemahnten mich an die braunen Hunnen, welche einst hier eine ungeheuere Lohe zum Himmel schickten. Da fiel die Beklemmung des Ich tropfenweise nieder und das Nichts der Welt, der Trost des Betrübten und die Warnung des Uebermüthigen, trat mir aus den Bildern dieses Ortes segenspendend entgegen. —

Noch schönere und immer schönere Fernblicke über Wasser und Gebirg erreichst Du, je höher Du die Matten der Hügel hinansteigst, am schönsten vielleicht in der Gegend des Westerhofes und der Neureut. Auch auf der Fluth des Sees selbst bewegst Du Dich durch ein fesselndes Panorama; dazu ist auf keinem See der Alpen die Schifffahrt gefahrloser und im Verhältniß zu seinem Umfange lebhafter. In einer Viertelstunde trägt Dich der Nachen vom Rasen des einen Ufers in den Baumschatten des andern. Dazu stehen an keinem See mehr menschliche Wohnungen, deren Weiß überall durch das tiefe Grün schaut und bis auf die hohen Berge hinauf schimmern weiße Häuser, Schlösser,

Hütten. Auf dem Ostufer sind die langgestreckten Dörfer Tegernsee und Rottach mit ihren Gehöften und Landsitzen fast zusammengewachsen und am Südstrande zieht sich das schmucke Egern hin. Im Westen haben sich zu den bescheidenen Dörfern Abwinkel und Wiessee viele freundliche Häuser gesellt, die den grünen Strand entlang sich an das hübsche Gmund reihen, welches den Ausfluß der Mangfall umlagert.

An keinem andern See erstaunt man ferner über eine solch stattliche Reihe wirklicher Villen (nicht hölzerner Puppenhäuschen) wie in den vereinigten Dörfern Tegernsee und Rottach; manche davon könnten als herrschaftliche Hotels in den Straßen einer Residenzstadt stehen.

Es ist, wie gesagt, der in seiner Art einzige, in einander greifende Wechsel von Hügeln, Wald und Gebirg, welcher die Erbauer dieser Lustschlösser daher gezogen hat. —

Die Molasse, um von dem Boden zu reden, in welchen sich unser See eingebettet hat — enthält hier bituminöse Kalkbänke, welche von Pflanzenresten, Conchylien und Erdöl durchdrungen sind. Dieses quillt an mehreren Stellen des Weissach-Thales und tritt mit vielen festen Bestandtheilen vermischt zu Tage. So z. B. an dem Berge hinter der Kapelle im Bad Kreut, dem Hohlenstein, dann in dem Marmorbruch, aus dem man im 18. Jahrhundert für die Münchener Roccocobauten die Steine geholt hat, dann am Westufer des Sees am Breitenbach. Oft sieht man auch das Oel auf dem See selbst schwimmen, wenn seine Oberfläche spiegelglatt ist. Nach der Meinung der Einen rührt das nur von den Bächen her, die sich in ihn ergießen und welche wie der Söllbach, einiges Erdöl

mit sich führen, andere aber glauben, daß auch am Grunde des Sees Quellen vorhanden sein möchten, aus denen das Erdöl auf die Oberfläche steigt.

Auf diese Wahrnehmung von einer auf dem Wasser schwimmenden Oelschicht gründet sich wohl die Wundererzählung, welche in der Gebrauchsanweisung des „heiligen Quirinus-Oeles", die man bei Buchbinder Steinbacher um 1 kr. haben kann, enthalten ist:

„Dieses wunderbare Oel fließt nicht weit von dem See jenseits des am Ufer stehenden St. Quirin-Brunnkirchleins (in dessen Mitte der unter dem Wagen, wo der Leib des heiligen Martyrers im Jahre 752 von Rom übersetzt worden, zu Nachts entsprungene, nicht minder heilsame Wasserbrunn noch zu sehen ist) aus der Erde auf einer kleinen Wasserquelle hervor. Die erste Auffindung geschah um das Jahr 1430 unter dem frommen und gottseligen Abt Kaspar. Es ergoß sich nämlich dieses Oel bei der Urquelle durch ein kleines Gräblein mit dem herabfließenden Wasser in den See, und floß in einer geraden und glänzenden Straße gemeldetem Kirchlein als gleichsam ihrem Urheber dem heiligen Quirino zu: absonderlich da die über 300 Jahr gemachten Kuren die Kräfte eines pur natürlichen Petrolei weit übersteigen. Ueber die Urquelle wurde ein Behältniß gebaut, wo es noch beständig fließt und andächtig gesammelt wird."

Sehr seltsam ist die Liste der 19 Krankheiten und Uebel, vor denen das wunderkräftige Oel bewahrt und von denen das „Angreifen giftiger Eidechsen und Mollwürme" wohl als das geringste erscheint.

Ein Geistlicher in Schwaben bezieht jetzt vom Forstamt den größten Theil des jährlichen Ertrages zum wei-

teren Verschleiß an die Heilbedürftigen seiner Gegend. Nach den Erfahrungen und Versuchen, die man in neuerer Zeit mit dem Petroleum bei verschiedenen Verwundungen mit Erfolg gemacht hat, kann es nicht zweifelhaft sein, daß auch das Oel des heiligen Quirinus kein ganz zu verachtendes Heilmittel ist. —

Die Historie der berühmten Benedictiner-Abtei, von deren Kirche noch die zwei Spitzthürme weit über alle Uferstellen des grünen Sees schauen, setze ich als bekannt voraus, oder nehme an, daß dem Leser zur Belehrung über diese Mönchsgeschichte die Gelegenheit nicht fehlte. Das Nothdürftigste ist in allen Reisehandbüchern, in ausführlicher Darstellung bei Steub, zu finden. Ich unterlasse es deßhalb, von den elftausend Höfen zu erzählen, welche der Convent schon im 10. Jahrhundert besaß, von der Druckerei des Klosters, dem Chronicon Gottwicense, von Sedalius und Maurus und dem baierischen Poeten Matellus. Auch verweise ich denjenigen, der sich über die für Tegernsee besonders merkwürdigen Hergänge bei der Klosteraufhebung und für die berühmten Manipulationen des ersten Besitzers, des Grafen Drechsel, interessirt, auf die Memoiren des Herrn Ritter von Lang, welcher namentlich die letzteren mit jener Offenheit und Klarheit zur Sprache bringt, die sein Buch zur wichtigsten Quelle für die Erkenntniß der öffentlichen Moral jener Zeit machen.

Ich erlaube mir nur einige Sagen und Anecdoten

mitzutheilen, welche mit dem Kloster zusammenhängen — das einzige Neue, was mir der Fleiß meiner Vorgänger übrig gelassen hat.

Einer der frömmsten Aebte war Heinrich — ich weiß nicht der wievielste. Man sagte, es sei ihm vergönnt, himmlische Gesichte zu schauen. Oft verschloß er sich in seine Zelle, und gab sich den beschaulichen Uebungen seines Berufes mit besonderer Inbrunst hin. Eines Tages — es war der Vorabend des Festes Mariä Verkündigung — erschien der fromme Abt weder beim Mittag- noch beim Abendessen im Refectorium. Endlich wurden die Mönche unruhig; sie fürchteten, es sei ihm etwas Uebles begegnet. Doch wagte es keiner, an seiner Zelle anzuklopfen — denn es war doch möglich, daß sie ihn bei irgend einer frommen Verrichtung störten. Zuletzt, als es schon spät in der Nacht war, vermochte es der älteste Pater, an seiner Thüre zu pochen. Es erfolgte keine Antwort. Der Pater trat ein und was sah er? Auf dem Boden kniete der Abt, die Blicke nach dem Bilde der allerseligsten Jungfrau gerichtet. Sein Arm war ausgestreckt, die Hand zusammengeballt, als ob sie etwas hielte. Aus ihrer Höhlung drang ein heller Schein. Es war das Licht vom Reste einer Wachskerze, welche soweit herabgebrannt war, ohne daß es ihr Träger an irgend welchem Schmerz verspürte. Der Pater rüttelte ihn und rief. Erst nach langer Zeit kam er zu sich und fragte verwundert, was man von ihm wolle. Es währte abermals geraume Weile, bis man ihm klar machte, wie lange Zeit er da in Verzückung gelegen haben müsse, da die Wachskerze soweit in seine Hand hinein gebrannt war. Der fromme Abt vermeinte, er habe sich vor wenigen Augenblicken nieder gekniet. Doch wußte er

von unsäglichen Herrlichkeiten des Himmels zu erzählen, welche seinem begnadigten Blick begegnet seien. Darum wurde er vom Volke wie ein Heiliger verehrt. Als man bei Anlegung des herrschaftlichen Eiskellers die Grüfte des Klosters zerwühlte und die morschen Gebeine in großen Fuhren fortschaffte, fand man auch die wohlerhaltene Leiche dieses Frommen. Sie war an dem goldenen Kreuze kenntlich, welches den Namen des berühmten Abtes trug. Dieses Kreuz wanderte auf irgend einen Trödelmarkt.

Des Contrastes wegen fällt mir ein anderer geistlicher Herr ein, der vom Himmel gar nichts zu erzählen wußte. Freilich sah man ihm an, daß die Extase der Bußqual bei ihm nicht unter die täglichen Vorkommnisse zu gehören pflegte. Es war in einem Städtchen Altbaierns. In der Gesellschaft von Honoratioren war eine Discussion darüber entstanden, warum die christliche Religion in verschiedenen Gegenden Asiens so wenige Fortschritte mache.

— Wissen's, sagte der hochwürdige Herr, dös kommt halt daher, weil die Leut glaubn, den Türken ihr Himmel wäre schöner als der unserige. Aber deßwegen ist der unsrige doch schöner — sie wissen's halt nur net.

— Ja, wie sieht's denn im unsrigen eigentlich aus, fragte einer der Umsitzenden.

— Da müssen's nur grad so schau'gn, antwortete er und nochmal: da müssen's nur grad so schau'gn!

Damit war seine Kenntniß von den kirchlichen Vorstellungen über den Himmel zu Ende. Er strengte sich noch an, aber er zog keinen Tropfen mehr aus den Eutern seiner Phantasie. —

Ein anderer Abt war wegen seiner Hartherzigkeit gegen die dem Kloster unterthanen Bauern bei diesen ver-

haßt. Am meisten hatte er sich in „der öffentlichen Meinung geschadet" (wie man heut zu Tage sagen würde) dadurch, daß er eine Blutsteuer auf das Vieh einführte, welche den Frohnleuten als eine erdrückende Last erschien. Von jeder Kuh wollte er die ersten Kälber. Aber die Strafe blieb nicht aus. Bald nach seinem Tode hörte man in den weiten Gängen des Klosters eigenthümliche Töne, wie vom Blöcken eines Kalbes und es dauerte nicht lange, so bemerkte man auf den Steinplatten die Hufspuren desselben unsichtbaren Thieres. Dieses konnte niemand anderer sein, als der verstorbene und verwünschte Abt. Das Gespenst erhielt den Namen „der Kaibelplärra", unter welchem es noch heute in Tegernsee bekannt ist. Es hatte allerdings die Discretion, im Kloster nicht seinen ständigen Aufenthalt zu nehmen, sondern sich zu diesem Behufe auf den steilen Ringspitz zurückzuziehen, der am Einfluß der Weissach in die südliche Seebucht fällt. Aber von Zeit zu Zeit kam der Kaibelplärra herab und trieb sich in den Corridoren, ja in den Zellen der gottbeflissenen Mönche, herum.

Es ist eine aus vielen Gespenstergeschichten bekannte Thatsache, daß eines der besten Mittel zur Beruhigung des Gespenstes immer die Wegräumung der Ursache sein wird, welche die Verstorbenen zum Spucken veranlaßt. Hier war das offenbar der vom Kaibelplärra bei Lebzeiten eingeführte Blutzehent und man sollte denken, daß sich die späteren Aebte beeilt haben werden, die unheilvolle Maßregel ungeschehen zu machen. Auch fehlte es nicht an Mönchen, welche ihren Vorgesetzten bestürmten, dies zu thun. Da ward den Furchtsamen die einleuchtende Antwort: „Lieber verdirbt eine Seele, als das Kloster!"

Uebrigens gab es ja einen wohlfeilen Ausweg. Ich schicke, um Mißverständnissen vorzubeugen, voraus, daß ich die Sage genau so wiedergebe, wie ich sie selbst aus dem Mund der Leute gehört habe. Also, man wendete sich an den Papst. Dieser verbannte kurzweg den Kaibelplärra in Gesellschaft einer großen Anzahl anderer böser Geister, die bei ihm verklagt worden waren, auf den Unnutz am Achensee. Auf diesem steilen und öden Berg, welcher seinen auffallenden Namen von dem Mangel an Pflanzenwuchs hat, können sie ungestört ihr schlimmes Wesen treiben. Der Unnutz ist einer jener Berge, auf denen ein uralter Fluch ruht und der sich deßhalb für ein solches Exil besonders eignet. Früher war er mit fruchtbaren Alpen bedeckt, aber der Uebermuth der Senner und Sennerinen, die ein ausschweifendes Leben führten, und ihr Schmalz und ihren Käs unsinnig vergeudeten, rief das Strafgericht Gottes hervor, daß fortan der von Milch triefende Berg eine Steinwildniß wurde.

Der Kaibelplärra und die anderen bösen Geister sind indessen nicht die einzigen unheimlichen Bewohner des Unnütz. Es gibt dort auch die gefürchteten „Beißwürmer." Ich will gleich gestehen, daß ich nicht klar geworden bin, wie diese eigentlich ausschauen. Die Einen beschreiben sie als eine Art riesiger Eidechsen, wie halbe Krokodile, so daß sie an den „Tatzlwurm" erinnern würden, welcher in vielen Gegenden des Hochlandes hausen soll. Die anderen dagegen behaupten, ein Beißwurm habe Aehnlichkeit mit einer ungeheuern Raupe, die mit gewaltigen Stacheln und spitzigen Zähnen ausgerüstet wäre. Für letztere Ansicht spricht die Autorität des alten Auer in Tegernsee, welcher mir erzählte, daß er einmal auf einem Berge eingeschlafen

und plötzlich dadurch aufgewacht sei, daß er einen solchen Beißwurm zwischen seinem Schenkel und der kurzen Hose „den Tüch“ verspürte. In seinem Schmerze und seiner Todesangst verlobte er sich zur heiligen Nothburga in Eben oberhalb Jenbach, woran wir vorhin vorbeigekommen sind und das Ungethüm flüchtete sich eilig von seinen Füßen über das Gewänd hinab. So recht genau konnte mir aber auch Auer die Gestalt des Beißwurms nicht angeben — vermuthlich weil er ihn vor Entsetzen nicht näher zu betrachten vermochte.

Bei dieser Gelegenheit will ich den Grund der besonderen Popularität angeben, welcher die heilige Nothburga bei Knechten und Mädchen sich erfreut.

Es ist eine alte Sitte, daß am Sonnabend schon gleich nach Mittag Feierabend gemacht wird. Sie wird vom Stallknecht und vom Universitätsprofessor gleichmäßig beobachtet. Der alte Bauer dagegen, bei dem die heilige Nothburga als Magd diente, wollte dies aus Geiz nicht gelten lassen. Nothburga aber warf ihre Sichel in die Luft und sie blieb hängen. Dieses Wunder bekehrte den Sabbatschänder.

An den meisten Stellen, an welchen einst ein Mönchsconvent gestanden hat, knüpft sich die Ueberlieferung, daß in urvordenklicher Zeit ganz in der Nähe auch ein Nonnenkloster vorhanden gewesen sei. Am Tegernsee wird ein solches in die Gegend von Gmund versetzt. Es ist aber weiter nichts mehr davon bekannt, als daß eine Aebtissin da war, welche sich sündhafter Liebe hingab. Sie wurde dafür in eine hellschillernde Schlange verwandelt und es soll nicht zu den Seltenheiten gehören, dieses Thier am

Strande gleißen oder auf den Kämmen der Seewellen sich wiegen zu sehen.

Nicht alle Geister sind gleich romantisch. Das sieht man im jetzigen Hofmarschallamte Seiner Königlichen Hoheit des Prinzen Karl, des nunmehrigen Eigenthümers der einstigen Klostergebäude, zu welchem ein Theil des alten Refectoriums verwendet wurde. Aus diesem Refectorium stehen noch alte Tische da; mitunter haut plötzlich eine unsichtbare Faust darauf, daß es dröhnt und man vernimmt eine Stimme: „Himmelsakerment, is es Freß'n no nit firti?" —

Daß die Abgesandten der Klosteraufhebung hier nicht umsonst nach Beute suchen würden, davon war man bei dem sprüchwörtlichen Reichthum des Stiftes an Gold, Silber und Kleinodien überzeugt. Auch der Grundbesitz war ungeheuer. Behauptete doch die Ueberlieferung, daß die Väter des Klosters, wenn sie nach Rom oder nach ihren burgundischen Gründen in die Weinlese reisten, jede Nacht der Reise auf einer ihrer Besitzungen zubringen konnten. Doch übertraf die Verschleuderung des Klostereigenthums, welches an den Staat fallen sollte, hier selbst jenes unglaubliche Maß, welches man aus der Geschichte der Aufhebung der übrigen Klöster kennt. Darüber sind in verschiedenen Büchern haarsträubende Dinge zu lesen. Oben genannter, später mit dem Grafentitel belehnte

Drechsel, über dessen Gebahren in Tegernsee bei Lang die weiteren wenig erbaulichen Details gefunden werden, gewann am Kupfer der Bedachung und der Rinnen soviel, als die von ihm dem Staat für das ganze Kloster gezahlte Summe betrug. Alles wurde herausgerissen und zu mehr als Spottpreisen verwüstet: das Getäfel, die Decken, die Nägel, der Marmor der Treppen. Von den Handschriften, deren das Stift eine große Anzahl der allerkostbarsten besaß, wurden Fuhren um den halben Pergamentpreis an Händler verkauft. Ich selbst erinnere mich, vor wenigen Jahren bei einem der Bücherhändler auf dem Quai des Augustins in Paris eine allerdings werthlose Handschrift gesehen zu haben, welche den Stempel: Ex bibliotheca Monast. Tegernseensis trug. Ein Hauptflügel des Gebäudes wurde ohne allen Grund demolirt und von den Bausteinen ein Theil in den See geworfen; ein anderer Theil derselben wurde von den Einwohnern genommen und zum Aufbau von Häusern benützt. Die Tegernseer machten sich wenig Bedenken, von dem nach ihrer Meinung herrenlosen Gut zu nehmen, was sie konnten. Dazu trug insbesondere noch folgender Umstand bei.

Ein gewisser Putz, welcher mit der Aufhebung dieses Klosters commissionell beauftragt war, verfuhr, namentlich gegen die Person des Abtes Rottenkolber, mit äußerster Härte. Dieses konnte nur die Folge haben, daß die trotzige Widerspenstigkeit des Würdenträgers, der sich machtlos auf verbriefte Rechte und unantastbare Stiftungen berief, um ein erkleckliches gesteigert wurde. Putz ging zuletzt so weit, daß er den Abt auf einen Heuwagen festschließen und als Gefangenen nach München bringen ließ. Weinend und händeringend stand das katholische Volk an der Straße. In

München wurde er in einem Hause gefangen gehalten, welches Eigenthum des Klosters war. Jeder Münchener kennt das Gäßchen, das von diesem verschwundenen Gebäude den Namen hat, das Tegernseer Gäßchen, zwischen der Frohnfeste und dem oberen Anger. Es konnte nicht fehlen, daß fromme Bauern in die Stadt kamen und ihren gefangenen Abt besuchten. Diesen ermangelte er niemals, zu bedeuten, sie sollten vom Kloster stehlen, soviel sie wollten, er gäbe ihnen für Alles im Voraus die Absolution. Eine solche Unterweisung von Seiten des ergrimmten Prälaten ist nicht weniger leicht zu begreifen, als die Bereitwilligkeit mancher Bauern, ein frommes Werk zu verrichten, welches zugleich von nicht unbeträchtlichem Nutzen für sie war.

Mit den Ländereien — meist Wäldern — machte der Staat ein ebenso unglückliches Geschäft. Die elenden Verkehrswege jener Zeit erlaubten nicht, die Ausbeute derselben auf den Markt zu bringen und so kam es öfter vor, daß Bauern ganze Forstcomplexe, welche ihnen der Staat umsonst anbot, um nur die Steuer davon erheben zu können, ausschlugen, weil sie nicht wußten, was sie damit anfangen sollten. Ein Berg an der Gmundner Straße heißt noch aus jenen Zeiten der „Dreipfenningberg."

Andere Schätze wurden noch rechtzeitig versteckt. So fand man erst viele Jahre nachher die große Monstranz der Kirche hinter einem Wandschrank eingemauert. Auch geschah es mehrmals, daß man in Schränken und Kästen, welche nachweislich aus dem Kloster herstammten, nachträglich geheime Schubfächer voll Gold- und Silbermünzen entdeckte. Mancher dieser Funde zog ein Zerklopfen und Zertrümmern der übrigen ähnlichen Schränke in Tegernsee nach sich;

aber nicht in allen Fällen mit dem gewünschten Erfolg. —

Ein Beispiel besonderer Schlauheit, welches wohl unbekannt sein dürfte, liefert die Geschichte der Aufhebung des Servitinnen-Klosters zu München. Diese Damen hatten ihre besondern geheimen Wege, auf welchen ihnen die Kunde von dem bevorstehenden Schlag ziemliche Zeit früher zukam, ehe er die Asceten Baierns wirklich traf. Natürlich dachten sie daran, den besten Theil ihrer beweglichen Habe in Sicherheit zu bringen, aber sie überzeugten sich bald, daß die mißtrauische öffentliche Gewalt die Aus- und Eingänge ihres Asyls mit zuthunlicher Vorliebe überwachte. Es blieb ihnen also nur eine ausgesuchte List übrig. Man weiß, daß Nonnen diese Waffe nicht weniger geschickt zu handhaben wissen, als der weltliche Theil ihres Geschlechts.

Das Gebäude bestand aus zwei langen Flügeln, welche durch einen kurzen Mittelbau verbunden waren. Alles, was man, ohne Aufsehen zu erregen, wegschaffen zu können glaubte, wurde nach dem rechten Flügel gebracht. Als die Commission, welche das Inventar des beweglichen Vermögens aufzunehmen hatte, ankam, wurde sie mit ausgesuchter Freundlichkeit empfangen und sofort in den linken Flügel des Klosters geführt. Ueber den dort vorzunehmenden Arbeiten vergingen mehrere Stunden und es mußte deßhalb einer königlichen Commission zur angenehmsten Ueberraschung gereichen, als dieselbe auf ihrem Wege vom linken nach dem rechten Flügel im Saale des Mittelbaues eine mit kostbaren Erfrischungen besetzte Tafel vorfand. Es bedurfte nicht der einschmeichelnden Ueberredung einiger der liebenswürdigsten Schwestern, um die Herren zu veranlassen, ihre erschöpfende Arbeit für einige Augenblicke zu unter-

brechen. Die feurigen Weine thaten bald das Uebrige und als man nach einer guten Weile aufbrach, um sich an den rechten Flügel zu machen, waren in der Zwischenzeit die da aufgespeicherten Kostbarkeiten auf diebereits durchsuchte linke Seite gebracht worden.

Von bejahrten Kennern hört man noch mit Wärme über die Schätze dieses Nonnenklosters sprechen. Vieles davon ist spurlos verschwunden; besonders kostbar soll ein großes aus Elfenbein geschnitztes Modell desselben gewesen sein — Niemand hat es seither wieder gesehen.

Aehnliche Dinge ließen sich wohl noch viele erwähnen. Es liegt aber in der Natur solcher fraudulöser Geschichten, daß ihre Kunde sich mehr mündlich als in der greifbaren Oeffentlichkeit der Presse fortpflanzte. Doch ist auch im Druck allerlei aus jenen Tagen der Wirrsal enthalten.

Die gewiegtesten Kenner unseres Landes und Volkes haben es außer allen Zweifel gesetzt, daß ein Fortbestehen der Klöster mit den Culturinteressen der Bevölkerung unverträglich war. Doch dürfte ein gegründetes Bedenken obwalten, ob die Staatsgewalt bei der Maßregel ihrer Aufhebung von diesem Gesichtspuncte ausging. Die Meisten behaupten, und wie es scheint, mit Recht, daß es vornehmlich die Geldklemme, die öffentliche Finanznoth war, welche die Gewalthaber zu diesem Bruche mit der Vergangenheit trieb. Unter diesem ausschließlichen Gesichtspuncte betrachtet, war aber die Maßregel eine verfehlte, ein schlechtes G e s c h ä f t. Der augenblickliche Nutzen für die Staatscasse wäre gewiß bedeutender gewesen, wenn man die Klöster, anstatt aufgehoben, gebrandschatzt hätte. Die meisten Aebte und Prioren erboten sich sogar dazu: sie wollten der Aufhebung um jeden Preis entkommen. Auch vom Kloster

Tegernsee soll eine ungeheuere Summe für die Erlaubniß des Fortbestehens geboten worden sein. Man war aber der Meinung, durch die gänzliche Aufhebung mehr herauszuschlagen und täuschte sich.

Die Gewissenlosigkeit der damit betrauten Organe, Plünderung und Verschleuderung fraßen das Fleisch auf und ließen dem hungerigen Staat die Knochen.

Der Menschenschlag, der an diesen Ufern wohnt, ist im Allgemeinen nicht übel gerathen. Die Männer sind hübscher als die Weiber. Während jene meist große und ebenso derbe als schlanke Figuren aufweisen, sind diese meist zu untersetzt und kurz gewachsen. Dagegen besitzen sie nicht selten einen bewunderungswürdig frischen Teint. Scropheln kommen nicht vor und Lungentuberkeln sind unter der einheimischen Bevölkerung etwas unerhörtes. Von diesem Grundübel der heutigen vielgeplagten Menschheit sind sie verschont. Um ein Uebelbefinden auszudrücken, sagen sie: „Mir is honar" oder „mir is nit recht revieri", welch letztere Bezeichnung, die auf die nothwendige Ordnung in einem Forstrevier anspielt, im Munde dieser zwischen Waldbergen wohnenden Leute nicht befremden kann. Einen wirklich Armen gibt es in Tegernsee nicht; der wohlthätige Fürst, welcher dort seine Sommerresidenz aufgeschlagen hat, sorgt dafür, daß der Gemeinde keine solche Last erwächst. Mit besondrem Eifer sucht er die Hülfsbedürftigen auf und wartet nicht ab, bis sie mit ihren Gesuchen an ihn heran=

treten. Doch ist er, wie wir sehen werden, nicht bloß in dieser Beziehung der gute Genius der Gegend.

In Bezug auf die Moral läßt sich sagen, daß die Leute nicht besser oder schlechter sind, als andere Bauern, welche seit Jahrhunderten von Geistlichen und Bureaukraten gehudelt worden sind. Ein vorsichtiges Mißtrauen gegen den „Stadtfrack" darf man ihnen nicht verargen; denn „er will ihnen was." Im Orte Tegernsee selbst wird der Fremde von jedem Kind gegrüßt und die halb städtischen Einwohner befleißen sich einer unverkennbaren Zuvorkommenheit.

In dem ersten Hotel Tegernsees, dem „Gasthof Guggemos", welches den seltenen Vorzug besitzt, dabei auch das bequemste und billigste zu sein, erfreut sich der Ankömmling eines Empfanges voll jener weltmännischen Cordialität, welche den Aufenthalt in belebteren Orten Südbaierns und Oesterreichs namentlich für den nordischen Fremden so angenehm macht. Es ist das nicht die gleißnerische Oberkellnermiene, in deren Hintergrund eine spitzbübische Rechnung lauert, sondern jene zuthunliche Freundlichkeit, hinter der das Selbstbewußtsein eines vortrefflich verwalteten gastlichen Hauses steht.

Es versteht sich von selbst, daß man das Volk nicht nach den Bewohnern eines Ortes beurtheilen darf, der im europäischen Touristenverkehr liegt und sich theilweise von diesem Verkehr ernährt. Da muß man hinaus in die einzelnen Höfe, hinter die Berge, auf die Almen, auf die Anger, welche von den Straßen ab liegen. Dort in den engen hölzernen, luftdicht verschlossenen Zimmern, wo die bunt bemalten Kästen stehen und Reimsprüchlein an den braunen Thüren — dort lernst du das Volk kennen. Doch züngelt,

wie Mephistopheles gesagt hat, die Cultur immer weiter ins Land und unsere Söhne werden eben so wenig vieles noch vor uns Gegenwärtige mehr sehen, als wir den Hausrath vorfinden, wie er vor fünfzig Jahren war. Und mit ihm schwindet alte Sitte, altes Vorurtheil im guten und schlimmen Sinn.

Ich bin viel herumgegangen und habe nach Sprüchen und Inschriften in den Häusern gesucht. Denn diese, meist in alten, äußerst verzerrten Buchstaben gemalt, haben Bedeutung, weil sie von ländlichen Dichtern verfaßt werden und Manches zur Kenntniß der Sinnesart des Volkes beitragen. Aber in manchen Häusern, von denen mir Unterrichtete sagten, daß ich solche vorfinden würde, sah ich nichts mehr. Die Sprüche waren übertüncht oder das alte Geräthe durch neues ersetzt worden. „Man hat das heut zu Tag nicht mehr so gern wie früher" lautet der Bescheid und es steckt ein langes Stück Culturgeschichte hinter diesen schlichten Worten.

Manches aber habe ich doch noch gefunden und ich will nach dem evangelischen Worte, welches die übrigen Brocken zu sammeln befiehlt, daß sie nicht umkommen, dem Leser einige Erfolge meines Sammelfleißes nicht vorenthalten. Bemerken muß ich, daß die deutsche Currentschrift, mit welcher ich alles Nachstehende in verschiedenen Häusern geschrieben fand, auf hundert Jahre zurückweist.

Von Moralsentenzen führe ich an:

Wenn in der Welt ein Handwerksman
Sein Mueh und Fleis tut wenden an,
Tragt Solches ihm sein Nahrung ein,
Wie immer mag das Wetter sein.

Ueber Heuchelei sagt ein anderer Dichter:

Die bestendigkeit helt sich
falschheit selbst verzehret sich,
weg mit falscher freundlichkeit
welche gift zum zucker streit.

Eine allgemeine Bemerkung über Bauernmoral:

zwar alle Menschen in der Welt,
sollen leben wies Gott gefellt,
doch vor allen insonderheit
Sollen leben die Bauersleut.

Und auf alle Menschen angewendet:

Leben und leben lassen,
Alles lieben und Niemand hassen.

Von den weniger merkwürdigen religiösen und ascetischen Sprüchen nenne ich:

Wer will Jesum ein quadiren
Muß sein herz mit tugend zieren.

Oder:

Schließ dich gans ins herz Jesu ein
Wenn du von der höll willst sicher sein.

Ueber die Gedanken an die letzten Dinge:

Wenn zu nachts liegst ohne schlaf
Von wachen dir ein nuzen schaf
Tue betrachten in deiner ruh
Was dorten gehe ewig zu.

Auf einer Himmelbettstatt ist das Jesuskind gemalt, wie es schlafend auf einem Kreuz liegt. Darunter steht:

Hier schlaf ich als ein kind,
bis ich aufsteh und straf die Sünd.

Von der Poesie ist nur ein kleiner Sprung auf das verwandte Gebiet des Wahns und der irre geleiteten Einbildungskraft. Die ergiebigste Ausbeute liefert die sogenannte Volksmedicin.

Der Hauptsammelplatz der Hexen ist die Ringspitz am Tegernse, noch mehr aber die unzugängliche Brecherspitz zwischen Schlier- und Spitzingsee. Dort tanzen sie ihre höllischen Reigen. Sehr häufig kommen sie ins Dorf herab und deßhalb ist Vorsicht geboten.

Jedes Weib, welches eine Wöchnerin besucht *), muß sich beim Eintritt mit Weihwasser segnen, damit ihre Hexenkraft, falls sie eine Hexe sein sollte, zerstört wird. Ihr liebster Gang ist zu Wöchnerinnen, weil ihnen nichts angenehmer ist, als aus der Brustwarze neugeborner Kinder Blut zu trinken. Zu diesem Behufe machen sie sich sogar von Zeit zu Zeit unsichtbar. Dagegen ist gut, wenn man die Brust der Säuglinge mit Weihwasser wäscht, noch besser aber soll sein, wenn man drei Schnuller in Form der drei Nägel Christi zusammenbindet und sie dem Kind unters Kissen legt.

Als vorzügliches Mittel gegen Hexen wird die „natürliche Läng Christi“ gerühmt. Es ist das ein ungefähr sechs Fuß langer Papierstreifen, den die Leute meist von Wallfahrten mit heim bringen. Dieser wird der Wöchnerin oder dem Kind unter's Kissen gelegt. — Welchen Nutzen die Hexen aus ihrem sonderbaren Handwerk ziehen, geht aus der Erzählung eines noch lebenden Mannes hervor.

*) In der Volkssprache nennt man Wöchnerinnen besuchen mit einem Wort: „weißen.“

Dieser bemerkte um Mitternacht in der Kammer eines Weibes, welches schon lange im Verdacht böser Künste stand, Licht. Neugierig schlich er sich ans Fenster und sah mit Schaudern, daß sie aus einem Handtuch mehrere Schäffel Milch herausmolk. Er verbreitete das überall in der Nachbarschaft und nun vermochten sich die Leute erst zu erklären, wie das Weib, welches doch nur eine Kuh besaß, so auffallend viel Milch verkaufen konnte.

Wie gesagt, auf Säuglinge und Wöchnerinnen sind die Hexen und bösen Geister am meisten erpicht. Jene schützt unter andern auch eine nach dem Maß von Christi Kinderhaube zugeschnittene Haube, auf welcher drei Kreuze eingestickt sind. Diese setzt man dem Kind nicht auf, sondern steckt sie ihm unter das Kissen.

Auf den Schutz der Wöchnerinnen bezieht sich die Sitte des „Vorsegnens". Wenn eine Frau nach ihrem Wochenbett zum ersten Male in die Kirche geht, läßt sie es dem Geistlichen wissen. Bei dem Gitter, welches in der Regel die Vorhalle von dem Schiff der Kirche trennt, bleibt sie betend stehen. Der Geistliche kommt in Begleitung des Meßners zu ihr hin; nachdem sie angeräuchert und mit Weihwasser besprengt worden ist, schreitet sie unter Vorantritt des Pristers, vom Meßner gefolgt, zu 3 Altären. Nachdem an jedem gebetet worden ist, nimmt sie wieder ihren gewöhnlichen Platz zwischen den Betstühlen ein.

Große Sorgfalt erheischt dann das Verlassen der Kirche. Nie ist sie dem Einfluß der Hexen zugänglicher, als wenn sie nach diesem ersten Ausgang über die Schwelle der Kirche tritt. Im Tegernseer Gebiet hält man sie für geschützt, wenn sie Osterbrod, Eierschalen und Salz zu sich stecken, im Chiemgau und Salzachgebiet dagegen gilt es für

eine Gefahr, wenn sie unter den freien Himmel treten, ohne etwas über sich zu haben. Man spannt deßhalb einen Regenschirm auf oder hält einen Zuber über den Kopf.

Die Krankheit des Besessenseins hat das Eigenthümliche, daß sie in einer Gegend erlischt, wenn es Niemanden mehr gibt, der die Teufel austreiben kann. Seit der alte Pfarrer von Schliersee todt ist und die Franziskaner von * sich (wenigstens nicht öffentlich) nicht mehr mit solchen Curen befassen, hört das Besessensein auf.

Ein gutes Heilmittel gegen allerlei Krankheiten ist das Fett, mit dem die Axe der Glockenbalken in den Glockenstühlen eingeschmiert ist. Doch bleibt es dabei keineswegs gleichgültig, von welcher Glocke man die ranzige Schmiere nimmt. Die „Zügenglock“ (d. h. die Glocke, welche geläutet wird, während Jemand in den letzten Zügen liegt) gilt für die kräftigste, weniger gut ist die „Zwölfeglock“ und die Avemariaglock.

Die „Fraisen“ (Convulsionen) der Kinder zerfallen in blaue, grüne, gelbe und rothe. Das beste Mittel dagegen ist, wenn man von einem entsprechend gefärbten Papier ein Stück in Herzform ausschneidet, darauf schreibt Jesus, Maria und Joseph! und es dem Kinde auf die Brust legt. Dieses Papier heißt „Fraisbrief“.

Als sehr heilsam wird gerühmt, wenn man den Löffel, in dem die Arznei eingenommen wird, mit einem geweihten Wachskerzchen umwickelt.

In Bezug auf die Erkenntniß der Krankheiten ist der Bauer ein Humoral-Patholog. Alles kommt bei ihm von unregelmäßiger Bewegung der „Säfte“ her. Bald ist ihm die „Gall eing'schossn“, dann „hats die Leberader g'schlagn“

und wenn einer stirbt, so „hat's ihn auf und auf zuthan." Diese Erklärungen genügen, audere hört er gar nicht an.

Auch ein gewisser Glaube an Sympathie herrscht im Gebirge. So kommt es z. B. in manchen Gegenden vor, daß man bei Geburt eines Knaben die Placenta (Nachgeburt) im Roßstall, bei der eines Mädchens im Kuhstall vergräbt. Dadurch wird die Gesundheit der Thiere und der Kinder befördert.

Eine sympathetische Anschauung ist auch folgende:

Wird ein Knabe geboren, so schickt man den ersten Knecht mit der Nachricht zum Gevatter. Es ist das eine Ehrensendung und der Knecht würde die ungerechte Bevorzugung eines Anderen als hinlänglichen Grund betrachten, um den Dienst zu verlassen. Beim Gevatter wird er bewirthet und beschenkt. Bei einem Mädchen fällt die Mission der ersten Dirne zu.

Wenn der Gevatter beim Nachhauseweg von der Taufe eines natürlichen Bedürfnisses wegen auf die Seite geht, ist das ein böses Zeichen. Es wird der Täufling dann ein Bettnässer.

Um unsern Excurs über den Geist der Medicin, wie er sich in diesen Köpfen malt, durch eine ebenso feststehende als schwer erklärliche Thatsache abzuschließen, will ich noch erwähnen, daß der Erfahrung nach während die Eisdecke des Sees anhält, der Krankenstand ein höherer ist, als in der glücklicher Weise viel längeren Zeit, in welcher die Fluth ungehindert an den grasigen Strand schlägt.

Einer der bekanntesten Wildschützen Tegernsees war Leonhard B. Jeder Jäger wußte von seinem Treiben und bei dem ausgebreiteten Handel, den er mit erlegten Hirschen, Rehen und Gemsen trieb, war es geradezu ein Wunder zu nennen, daß er geraume Zeit weder mit Gränzwächtern noch mit Forstleuten zusammenstieß. Doch hatten ihm letztere Tod und Verderben geschworen und es fehlte ihm nie an Warnungen, sein verhängnißvolles Geschäft vorsichtig zu beschränken, oder noch besser ganz aufzugeben.

Vielleicht zum ersten Mal in seinem Leben — er war ungefähr sechs und zwanzig Jahre alt — kehrte er am 1. Januar 1862 niedergeschlagen und muthlos nach Hause zurück. Nicht als ob er bemerkt hätte, daß ihn ein Jäger belauschte oder daß ihm keine Beute begegnet wäre — im Gegentheil er hatte einen gewaltigen Gemsbock auf den Schultern, von einer Größe und Dickleibigkeit, wie sie nicht leicht vorkommt, aber sein Herz war schwer. Es herrscht nämlich unter den Wildschützen der Aberglaube, daß irgend ein überraschender Zufall, der ihnen am ersten Tage des Jahres begegnet, ein schlimmes Vorzeichen für dasselbe ganze Jahr sei, namentlich, daß ihnen im Laufe desselben von den Jägern ein Unglück droht. Und ein solches war ihm an jenem ersten Januar widerfahren.

Der Bock hatte ihn vorerst in eine Nähe kommen lassen, die bei der Wachsamkeit des Thieres etwas Unerhörtes ist und blieb wie eingewurzelt stehen. Er schoß und traf ihn, aber das Thier bewegte sich nicht. Beim zweiten Schuß knickte er ein wenig zusammen, war aber rasch wieder auf den Beinen, beim dritten stürzte nieder. Als Leonhard hinzu kam, war er noch nicht verendet, son-

dern strampfte und wehrte sich mit den „Krückeln.“ Ein Hieb mit dem Knicker fruchtete eben so wenig und erst nach wiederholten Kolbenschlägen auf den Schädel gelang es ihm, das Thier vollends zu tödten. Dem Leonhard, nach dessen eigener Erzählung ich das berichte, wurde es nicht geheuer, und es mögen böse Gedanken gewesen sein, die ihn begleiteten, als er, mit der Gemse belastet, vorsichtig über die waldigen Abhänge sich nach Hause schlich. Doch hielt das drückende Gefühl nicht lange an und der kommende Sommer fand ihn thätiger als je, was bei der Ueberzahl von Fremden in der ganzen Gegend manchen Wirthen, welche ihren Gästen frisches Wildpret vorsetzen wollten, überaus genehm war.

In der letzten Woche des Oktober — mehrere Tage vor Allerheiligen — trat Leonhard wieder einen Beutezug an. Daß er in der Nacht nicht zurückkehrte, wunderte seine Eltern nicht sonderlich — denn es konnte allerlei Zufälle geben, welche ihn zwangen, dieselbe unter freiem Himmel, oder in irgend einer verlassenen Hütte zuzubringen. Bedenklicher war es schon, daß er auch in der zweiten Nacht nicht wiederkehrte, und vollständiges Entsetzen überfiel seine Angehörigen, als die dritte Nacht vorüber ging, ohne daß Leonhard irgend wo gesehen worden war. Man hielt ein Unglück für gewiß, Jäger mußten ihn erschossen haben. Rasch verbreitete sich die Kunde durch den Ort, und die Bursche, in denen eine dumpfe und zurückgehaltene Erbitterung gegen die Forstleute brütet, vereinigten ihre Bemühungen mit denen der jammernden Eltern und durchsuchten alle Berge, Wände, Klippen und Hohlwege — Leonhard war nirgends zu finden.

Er kam nicht wieder; im nächsten Frühjahr stieß man

auf einen Hut, den Manche für den seinigen hielten. Er war von zwei Kugeln durchlöchert, im übrigen aber noch so gut erhalten, daß es den Findern nicht einleuchten wollte, wie ein Hut, der den ganzen Winter über unterm Schnee lag, so aussehen konnte.

In der Hütte der Eltern brannte Tag und Nacht ein Licht — so lange der Leonhard kein „christliches Begräbniß“ hat, sagte der Vater. Der Groll unter der Jugend wuchs. Er brach später in einem gefährlichen Haberfeldtreiben aus und selbst dem vortrefflichen Forstmeister drohte ein Schuß ins Fenster mit unmittelbarer Lebensgefahr. Der Leonhard war nicht da — aber dunkle Sagen gingen um, welche die unglückliche Geschichte aufhellen wollten.

Die Eltern Leonhards hatten sich nämlich an die Franziskaner in * und andere Geistlichen gewendet und „Zwingmessen“ lesen lassen. In der Zwingmesse beschwört der Priester einen Verstorbenen; dieser erscheint, nur ihm sichtbar, während des Gottesdienstes und gibt auf alle Fragen, welche an ihn gestellt werden, wahrheitsgetreu Auskunft. Die Franziskaner sagten nun, Leonhard habe sich in der Zwingmesse gestellt und habe mitgetheilt, daß er von rückwärts und, wie er gewiß wisse, von einem Jäger in den Kopf geschossen worden sei. Er war voll Blut und ganz bleich. Im Kopf war die klaffende Wunde sichtbar. Um seine Ruhestätte befragt, gab er an, sie hätten ihn in den Glockensee (kleines aber tiefes Gewässer am Wallberg) versenkt.

Aehnlich erschien Leonhard in allen andern Zwingmessen, deren die Familie eine große Anzahl lesen ließ.

Es ist dieß übrigens eine der theuersten Arten von Erkundigung-Einziehen. Zwingmessen kosten mehr als gewöhnliche und die Familie bezahlte nach und nach mehrere hundert Gulden.

Konnte nach dem Resultat der Zwingmessen noch ein Zweifel obwalten, so wurde er vollständig dadurch gelöst, daß Leonhard eines Tages selbst im Beisein seines Vaters und seiner Schwester in der älterlichen Stube sich sehen ließ. Er war blaß und trug eine große Wunde im Kopf; die Jäger, sagte er, hätten ihn in den Glockensee versenkt. Ueber den Thäter wußte er weiter nichts, als daß es ein Jäger war. Kaum hatten sich die Angehörigen von ihrem Entsetzen erholt; verschwand er wieder.

In einer anderen Zwingmesse wich Leonhard von früheren Aussagen ab. Er behauptete, von den Jägern verbrannt worden zu sein. Dagegen hatte er dießmal ein besonders gutes Gedächtniß für finanzielle Angelegenheiten. Er gab nämlich auf Gulden und Kreuzer genau Summen an, von welchen er sagte, daß sie ihm der und der Händler und Wirth für abgeliefertes Wildpret noch schulde. Seine Mutter machte sich nun ans Einkassiren und forderte auf Grund der von ihrem Sohne in der Zwingmesse abgegebenen Erklärungen von den Betreffenden Bezahlung. Manche von diesen aber beschuldigten den Geist einer groben Lüge und verneinten entweder je mit ihm in Beziehung gestanden zu haben, oder ihm noch etwas zu schulden.

Solche, welche die Stimmung der trotzigen Bauernjugend gut kennen, glauben, daß die Geschichte mit Leonhards Erscheinen in der Zwingmesse noch durchaus nicht beendigt ist. Sie halten vielmehr dafür, daß die blut-

rünstige Gestalt noch manches Opfer zu sich hinabziehen kann, sei es in den schwarzen See oder in den felsigen Grund, unter dem sie vielleicht verscharrt liegt.

Der alte Tacitus erzählt von der Vorliebe unserer Ahnen für die Jagd. Wo Forste und Wild sind verläugnet sich diese auch heute nicht.

Das Wildschützenwesen ist in der Gegend von Tegernsee mehr ausgebreitet, als in irgend einem Theile des baierischen Hochlandes. Das Wild ist zahlreicher, als in jedem anderen Jagdrevier. Der größte Theil der Gebirgsjagd ist zeitweilig von den Gemeinden aus Rücksicht für den verstorbenen König, einen leidenschaftlichen Jäger, an die Krone abgetreten, und wird deßhalb von königlichen Jägern geschützt. Es ist selbstverständlich, daß sich manche dieser Herren als außerhalb des Gesetzes stehend dünken. Wohl das meiste Unglück, welches aus den blutigen Instinkten einer Kaste und der unbefriedigten Jagdlust roher Bursche entsteht, könnte vermieden werden, wenn die Gemeinden bei einer sich darbietenden Gelegenheit ihr Recht wieder in die Hand nähmen und ihren Jagdgrund unter Pächter vertheilten. Dadurch wäre fast Jedem die Möglichkeit geboten, dem Waidwerk zu obliegen, ohne daß für ihn Leben und Freiheit auf dem Spiele stehen. Der gewöhnliche Bauernverstand will es einmal nicht begreifen, daß die Thiere, welche frei im Wald und auf den Bergen herumlaufen, nur für die Passion einiger Hofcavaliere

vorhanden sein sollen. Die Wohlthaten des Grundgesetzes sind dadurch auf einige Zeit suspendirt.

Ich will statt vieler Unglücksgeschichten nur einen Fall erzählen, welcher einen Einblick in die beklagenswerthen Uebelstände der gegenwärtigen Verhältnisse vorzugsweise gewährt.

S. und D. von Waakirchen (einem Dorfe zwischen Tegernsee und Tölz) waren bekannte Wildschützen. In einer Sommernacht brachen sie wieder einmal auf; sie gingen in südöstlicher Richtung gegen den Kampen zu. Gegen Tagesanbruch erreichten sie eine tiefe Rinne, einen Graben, durch welchen der „Wechsel" des Wildes herabging. Da es noch nicht Zeit war legten sie sich auf eine kleine Weile schlafen. S. lag weiter oben, D. mehr gegen den Grund des Grabens. Als die Morgendämmerung das Dunkel lichtete, gellte plötzlich oben das Pfeifen eines Bockes. S., der schon einige Augenblicke munter war, kroch sogleich an den Rand hinauf. Kaum hatte er aber diesen mit der oberen Hälfte seines Körpers überragt, als ein Schuß fiel, und er, in die Brust getroffen, zurückstürzte. Er schleppte sich noch durch den Graben auf die halbe Höhe des anderen Randes und starb, in sitzender Stellung. D. ergriff augenblicklich die Flucht.

An demselben Tage kam ein armer Handwerksbursch, ein Schneidergeselle aus der Ebene gegen das Gebirg heran. Er sah zum ersten Male die Alpen in der Nähe; die Form und Höhe ihrer Berge entzückten ihn so, daß er beschloß, einen derselben zu besteigen, um recht weit in das Land hinaus schauen zu können. Am meisten fiel ihm der ausgezeichnete Gipfel des Hirschberg auf und nach diesem lenkte

er seine beflügelten Schritte. Aber über der ersten Alpenparthie des Unglücklichen glänzte ein Unstern.

Man hatte ihm Wege und Stege angegeben, wie man sie eben im Gebirg angibt. Es wird nicht leicht Jemand klug daraus; der auf Bergen ganz Unbewanderte vollends gar nicht. So kam er von einem Abhang auf den anderen, dann hinderte ihn eine Wand, dann mußte er wieder in eine tiefe Schlucht hinab. Es zog der Abend über die Berge und der verirrte Wanderer sprang noch immer rathlos in den Klüften herum. Ermüdung, Hunger und am Ende scheues Erschrecken — es war ein Schneidergeselle – trieben ihn zuletzt zu Leistungen der Verzweiflung. Er stürzte geraden Wegs da hinab, wo er die Ebene und menschliche Wohnstätten vermuthete. So war er eben im Begriffe, vom Rande des uns bekannten Grabens in dessen Tiefe zu springen, als er vor sich eine bewegungslose menschliche Gestalt sitzen sah. Er wollte sie voll Freude um den Weg um, Auskunft fragen — aber, o Entsetzen, die Lippe des Menschen bewegte sich nicht, seine Wange war kalt, er war todt.

Es wird wohl nicht möglich sein, die Steigerung seines Erschreckens zu beschreiben. Nach den ungewohnten Eindrücken der felsigen Wildniß findet er im Dunkel einen Menschen, und dieser ist — eine Leiche. Er wußte nicht zu erzählen, wie und wo er den Berg hinabkam. Athemlos, schweißtriefend und verstört erreichte er Egern. Dort berichtete er, was er gesehen hatte. Man ließ ihn schlafen, am nächsten Tage aber luden ihn zwei Gensdarmen ein, sie nach der Stelle seiner nächtlichen Vision zu begleiten. Aber es erging ihm fast wie gestern. Er führte die Wäch-

ter des Gesetzes bergauf und ab, und als der Tag vorüber war, hatten sie nichts gefunden.

Erst am nächsten Tage, als man ihn von allen Seiten um genaue Beschreibung des Ortes bestürmte und er den hochrandigen Graben zutreffend schilderte, wurde es einigen der Gegend Kundigen klar, welchen Bergwinkel er in seiner Erzählung gemeint hatte. Man machte sich auf und stieß auf die Leiche in der angegebenen Stellung. Der entflohene D. erschien vor Gericht und gab Alles so an, wie ich oben sagte. Dann schlief die Geschichte ein.

Der erste Verdacht der Thäterschaft fiel auf den Forstwart J. und dessen Sohn Beide waren zwar in der Frühe desselben Tages ebenfalls im Walde und nicht sehr weit von der verhängnißvollen Stelle — aber es gelang ihnen, ein Alibi darzuthun, welches das Gericht, wenn auch nicht die öffentliche Meinung, befriedigte. Es glühte unter der Asche; die Erbitterung gegen den jungen, neunzehnjährigen J. war unter der Jugend der Gegend eine große. Sicher ist, daß ihm mancher den Tod geschworen haben mag. Denn unter den Wildschützen herrscht der Trieb der Blutrache, wie unter den entzweiten Stämmen Montenegros oder Corsikas. Es gab viele, welche nicht einen Gulden auf das Leben des Jünglings gesetzt hätten. Aber das Verhängniß wollte, daß ein Anderer die vermeintliche Blutschuld sühnte.

Eines Abends ging ein Tiroler, der im Verdacht des Wilddiebstahls stand, an einem Bauernhause auf dem westlichen Ufer des Tegernsees vorüber. Der ältere Sohn des Hauses, ein naher Bekannter dieses Tirolers, erkannte ihn trotz der einfallenden Dämmerung und rief ihm aus dem Fenster zu:

— Nu, Hiesl, woher?

— A bisl g'jagert hab i, antwortete dieser.

— Nu, fürchst di denn nit vor dem jungen J.-?

— Kunnt sein, daß i ihm eins aufpelzet, bald i 'hn sach.

Damit war die Unterhaltung vorbei. Der jüngere Bruder des Bauernsohnes war in diesem Augenblick etwa hundert Schritte vom Hause entfernt. Es war ein schlank gewachsener junger Mensch von ungefähr fünfzehn Jahren; er trug eine graue Joppe und lederne Hosen bis an die Kniee. Die Waden waren frei und auf dem Kopfe hing das grüne Hütchen. Gerade so war in der Regel der verhaßte Sohn des Forstwarts gekleidet.

Als der Tiroler seines Weges daherkam, stand dieser Bursche eben hinter einem Zaun. Der muthwillige Knabe pflegte nicht selten Begegnende mit den Worten zu begrüßen: „Halt still, oder i schieß!" Es sind dieß Worte, welche schon mancher blutigen Scene auf den Felshöhen der Berge vorausgegangen sind.

Der Knabe aber dachte bei ihnen an gar nichts und so rief er nach seiner Weise dem Tiroler auf der Straße zu:

— Halt still, oder i schieß!

Den Tiroler drückte das scheue Gewissen eines Menschen, der auf unrechtem Wege wandelt. Sofort sprang er, um sich zu decken, nach Wildschützenart hinter einen Baum, machte seine Büchse schußfertig und lauerte.

Bald erkannte er die Gestalt hinter dem Zaun und nun war für ihn kein Zweifel mehr, daß er den Todfeind seiner Genossen, den jungen J., sich gegenüber habe. Die Kleidung, die Größe schienen ihm in der Dämmerung die-

selben. Auch die jugendliche Stimme hatte denselben Klang.

Der Junge ergötzte sich an dem Schrecken des Tirolers. Dieser unterbrach das Stillschweigen:

— Steig aufi auf'n Zaun, wennst a Schneid hast!

Der Junge ließ sich das nicht zweimal sagen. Munter wie ein Wiesel war er mit einem Sprunge oben. In demselben Augenblicke aber sank er, vom Schuß des Tirolers in den Unterleib getroffen, mit dem Rufe: Jesus Maria und Joseph! vom Zaune auf den Rasen.

Der Tiroler rannte heim, nicht wenig siegesfroh, dem verwünschten J. den Garaus gemacht zu haben. Als er in seinem Bauernhause zu Dürrnbach (unter der Nordspitze des Sees) ankam, weckte er einen andern Knecht und sagte:

— Du, i hab'n J.-Buabn derschoß'n. Du mußt mer Zeug'n stehn, daß i dahoam g'west bin.

Der aber wollte von der zugemutheten Zeugschaft nichts wissen.

Mittlerweile war der Knabe im Blute schwimmend aufgefunden worden. Gedärme, Magen, Leber, Lunge waren von Schroten durchlöchert. Er litt entsetzlich. Doch konnte er den ihm bekannten Tiroler als Mörder bezeichnen. Die Gensdarmen holten ihn aus dem Bette. Als er zur Obduktion der Leiche geführt wurde, war weder irgend eine Bewegung an ihm wahrzunehmen, noch gab er eine Aeußerung des Mitleids oder des Bedauerns von sich. Die Geschwornen fanden ihn des Todtschlags schuldig.

Im Ganzen hat das Volk um unsern Alpensee ebenso wenig einen übermäßigen Abscheu vor Gefährdung eines

Menschenlebens, wie die übrigen grobkörnigen Baiern, die weiter nach Norden wohnen. Draußen ist es der Zaunpfahl und das Messer, hier nicht selten das Gewehr, welches den Knoten durchschneidet. Ein Opfer dieser Neigung, eine schwierige Sache glatt zu bereinigen, wurde auch der Lieb Franzl.

Der Lieb Franzl war, ohne daß aus seiner früheren Zeit etwas anderes Nachtheiliges von ihm bekannt gewesen wäre, als daß er einmal einem Burschen aus Zorn den Finger abgebissen hatte, mit einem Mal ein gefürchteter Dieb geworden. Bewaffnet und von einem großen Hund begleitet, ging er in die einzelnen Bauernhöfe und brandschatzte ihre Besitzer. Die meisten derselben kannten ihn, thaten aber bei seinem Eintritt aus Furcht nicht dergleichen, sondern gaben willig Alles her, was er haben wollte. Waren auch ein halbes Dutzend Knechte zur Stelle, so fiel es doch keinem ein, ihn festhalten zu lassen. Der Bauer denkt sich so: „Wenn er jetzt auch ins Zuchthaus geschickt wird, einmal kommt er doch wieder heraus und dann brennt er mir den Hof weg."

Die Verhältnisse des Gebirgs begünstigen eine solche Diebsexistenz. Es gibt nur wenige Dörfer; die Leute wohnen zerstreut in einzelnen Häusern zwischen den Bergen. So trat er überall ein und gab sich bald für einen Holzknecht, bald für einen Senner, bald für einen Jäger aus. Niemand getraute sich merken zu lassen, daß er ihn kenne. Es kam einmal vor, daß viele Männer in einer Bauernstube sich über seine Thaten unterhielten. Plötzlich vernahm man in der obern Kammer ein Geräusch. Der Bauer schickte seinen Knecht hinauf, zu sehen, was es gebe. Dieser schaute durch das Guckfenster und erblickte den Lieb

Franzl, wie er einen Kasten ausräumte. Zitternd stieg er herab, um es dem Bauern zu melden. Der begnügte sich zu sagen:

— Sein wir froh, wenn er wieder drauß is, und damit war die Sache abgemacht; keiner von den vielen Bauern hatte den Muth ihn zu fangen.

Endlich glückte es einmal zweien, ihn auf der Straße zu packen, welche von Gmund nach Tegernsee hart den See entlang führt. Rasch aber entwand er sich ihnen wieder, entledigte sich in der Eile seiner nothwendigsten Kleidungsstücke und sprang in den See. Aus diesem steckte er nur den Kopf heraus und rief fortwährend:

— Geht her, wenn ihr mich kriegen wollt!

Lange wußte er auch den nach ihm ausgesendeten Kähnen zu entschlüpfen und erst als ein Ruderschlag auf den Kopf ihn ziemlich betäubte, war es möglich ihn zu fassen. Seine vielen Diebereien verschafften ihm eine vorläufige Unterkunft in der Frohnfeste auf dem Lilienberg bei München. Aber auch hier verließ ihn seine Gewandtheit nicht. Aus nichts, als aus seinem Betttuch und Hemd, wußte er einen Strick anzufertigen, der ihn aus dem höchsten Stockwerk hinabtrug und noch um ein großes Stück länger war. Bald verspürte man am Tegernsee die Wirkungen seiner Befreiung.

Nun wurde demjenigen, der ihn zur Haft bringen würde, eine Belohnung ausgesetzt. Es dauerte nicht lange, so sahen ihn zwei Knechte zufällig in die Kammer einer Dirne eintreten. Diese, zwei arme Teufel, faßten den Entschluß, ihn zu überfallen und zu binden, damit sie den ausgeschriebenen Lohn verdienten. Zu diesem Zwecke holten

sie aus der Nachbarschaft ein Gewehr herbei. Den Muth, ihn offen zu überwältigen, hatten sie nicht; sie faßten deßhalb unten Posto, um ihn bei seinem Fortgehen von hinten niederzuwerfen. Der Lieb Franzl merkte von oben herab diese Manöver, machte sich aber gar nichts daraus. Er wußte, daß ihnen die Entschlossenheit fehlte, die zum Angriff nothwendig ist.

Als er das Haus verließ, schaute er die zwei Knechte, die im Hinterhalt lagen, verächtlich an. Er hatte sich nicht getäuscht; sie rührten sich nicht. Der Lieb Franzl aber ging pfeifend seiner Wege.

— Geh, sagte nach einer Weile der eine Knecht, schießn mer'n zamm!

Der andere legte an und der Lieb Franzl lag todt auf dem Boden. Eine Kugel war ihm vom Rücken bis ins Brustbein gedrungen. Ein zweiter Schuß zerschmetterte seinem Hund den Kopf.

Darauf eilten sie nach Tegernsee aufs Landgericht und erklärten, sich mit der halben Belohnung begnügen zu wollen, weil sie den Lieb Franzl nicht lebendig brächten, sondern ihn nur todt gemacht hätten. Ihr Erstaunen, als sie, anstatt bezahlt zu werden, ins Loch gesteckt wurden, war kein geringes.

Unterdessen lag der Todte und sein treuer Hund im Sonnenbrande draußen. Es dauerte lange, bis die Untersuchungscommission von München an die Stelle kam. Niemand traute sich, ihn anzurühren oder ihm nahe zu treten. Es mag ein sonderbarer Anblick gewesen sein, als auch seine Mutter und Schwester aus der Entfernung ihn mit großen Augen und gefalteten Händen schweigend betrachte-

ten. Als die Gerichtsdiener in seinen Taschen wühlten, fiel eine zwiebelähnliche Wurzel heraus.

— Da schaut, sagten die gaffenden Bayern, jetzt wissen mer, warum si d'Leut so vor ihm gefürcht habn und warum ihm koa Hund nix than hat.

Das Dorf Tegernsee bildet in der Hauptsache eine Gasse, jene Straße, welche den See entlang nach Tirol führt. Links ist der Berg, rechts ist das Wasser, es ist nicht viel Platz zum Ausdehnen da. Wegen dieser Schmalheit heißt die Straße „der Streichriemen." Wer keine Lust zum Steigen hat, dem bleibt außer dem staubigen schattenlosen Streichriemen, einer gewöhnlichen Chaussee, kein Spaziergang — gewiß ein bedenklicher Umstand für einen Landaufenthalt. Ein kleiner Park am Schloß, das Parapluie — sonst bietet die enge Ebene, welche der zwischen die Berge eingegossene See übrig läßt, dem Fußgänger keinen Plan. Doch sind die Steige, welche in die kühlen Bergengen hineinführen, meist sehr gemächlich und führen den Wanderer, ohne daß er recht merkt wie, in sanften Windungen auf beträchtliche Höhen. Ein solcher angenehmer Weg ist der „Prinzenweg", der am Alpbach entlang sich gegen die Höhen der Kreuzalpe windet und fortwährend von duftigem Wald beschattet wird. Auf ihm gelangt man am kürzesten, in drei Stunden, und am unvergleichbar lohnendsten nach den Ufern des Schliersees hinüber. Du wirst ihn deßhalb im Sommer selten begehen, ohne dem

einen oder andern Lustwandelnden, vielleicht einer ganzen Gesellschaft zu begegnen. Denn hier treibt sich gar viel „fremdes Gesindel" herum.

Ich entlehne diesen Ausdruck einem Bauern. Es war im Spätherbst ein verlassener Heustadel abgebrannt unter Umständen, welche auf vorsätzliche oder zufällige Brandstiftung von Fremden deuteten. Der Beamte dachte an allerlei Vagabunden, Wilderer u. dgl., und fragte den Zeugen, ob sich denn viel fremdes Gesindel in der Gegend sehen lasse? Der Bauer antwortete in größter Gemüthsruhe:

— In Summa is scho so viel G'sindel da, wenns oba a mal kalt wird, nacha nimma.

Die Hauptorte, an welchen dieses liebenswürdige Gesindel, wozu auch wir zu gehören die Ehre haben, sich aufhält, sind selbstverständlich die drei Gasthäuser des Dorfes. Man wird in allen entsprechend bedient, in der Post, beim Steinmetz, beim Guggemos. Aber größeren und geringeren Ansprüchen zugleich genügt vor Allen letztgenanntes Haus in der gemüthlichsten Weise. Sein Fremdenbuch ist eine Autographensammlung, in welcher man den Adel der Geburt und des Verdienstes, wie den bescheidenen Studenten mit dem Reiseränzchen bemüht findet, die Rubrik „Besondere Anmerkungen" mit dem wohlgemeinten Lob der vortrefflichen Bewirthung auszufüllen. Es ist dieß eine jener seltenen Angelegenheiten, in welcher norddeutsche Literaturgrößen wie bürgerliche Münchener Vergnüglinge für dieselbe Sache dasselbe Wort gefunden haben.

Die Straße ist mit Häusern besetzt, von welchen es schwer zu sagen ist, ob sie mehr den ländlichen oder städtischen Ausdruck zur Schau tragen. Man wird der Wahrheit am nächsten kommen. wenn man sie für städtisch mo-

dernisirte Bauernhäuser hält. Fast sämmtliche sind zur Beherbergung von Fremden eingerichtet und manche einheimische Familie rechnet den aus solcher Miethe erzielten Erlös unter ihre wichtigsten Einnahmequellen. Weiter oben — den Berg hinauf — stehen prachtvolle Bauernhöfe und Villen; letztere jedoch mehr in dem Theile Tegernsees, welcher oberhalb des Schlosses auf dem Hügel über der Egerner Bucht sich hinzieht.

Auch zwischen dem Alpbach und dem Schlosse stehen ansehnliche Gebäude; es gibt überhaupt kein Dorf in Oberbaiern, welches in seinen Wohnhäusern nach außen einen solchen Comfort zur Schau trägt. Man glaubt sich in eine der einladenden Ortschaften am Züricher-See versetzt.

Am meisten ursprünglich sind die Häuser noch in den oberen Partien des Alpbach. Dort habe ich auch einen Theil der früher angeführten Haussprüche an Schränken und Thüren abgeschrieben. Je mehr man sich der Straße nähert, desto mehr verschwindet das Gebirgsdorf, um der städtischen Villeggiatur Platz zu machen. Oben hausen noch ältere Familien, von deren Anhänglichkeit und zäher Liebe zum Heimathsorte, von deren Abneigung gegen Reisen oder Wegheirathen man früherhin in Tegernsee sagte:

Sie schauen immer aus einem Fenster,
Sie essen immer von einem Teller,
Sie —

Das dritte Glied der bilderreichen Schilderung muß ich dem Leser vorenthalten.

Jenseits der Post beginnt der Rayon der hohen Aristokratie. Seine Gränze und sein Bollwerk bildet jenes

Kloster, aus welchem Prinz Karl von Baiern ein fürstliches Schloß gemacht hat. Tegernsee ist nicht nur wegen seiner Naturschönheit, sondern auch wegen der Sommerresidenz eines Mitglieds des königlichen Hauses fashionable und mit jener würde zweifelsohne auch die Anwesenheit manches bairischen Tory wegfallen. Der bairische Adel will zwar weder durch Reichthum noch durch phantastische Großthaten für das Vaterland glänzen, — was ihm aber daran fehlt, wird ihm durch den Respect der übrigen Menschheit ersetzt, welcher um so ehrwürdiger ist, da er nicht durch einen banalen Denkproceß vermittelt wird, sondern aus dem jedem Gutgesinnten angebornen Hang zur Unterwürfigkeit unter bewährtes und bescheidenes Verdienst hervorgeht. Die wackeren Bürger würden deßhalb und aus anderen Gründen Schmerz empfinden, wenn sie mit dem Aufhören des fürstlichen Sommeraufenthaltes unter ihnen auch bald darauf manche der Villen von weniger illustren Namen bevölkert sehen sollten.

Der Prinz Karl ist gegenüber der geschmacklosen Bauwuth, welche die schönsten Aussichten versperrt, der Habgier, welche die Kronen der Wälder lichtet, das conservative Princip im edeln Sinn des Wortes. Er hat bedeutende Summen dafür bezahlt, daß der eine und der andere reizende Punct, der im frischen Schmelze des Sommers grünt, von einem Speculanten nicht mit Ziegelsteinen überhäuft wird, aus welchen zinstragende Fremdencabinen geformt werden. Jeder schöne Baum steht unter seinem Schutz, und er hat mitunter das dreifache des Werthes dafür hingegeben, daß derselbe auf seiner Berghalde stehen bleiben konnte. Die Gärten, die Haine, die schattigen Wälder, welche vom Berge herab zur kühlen Welle ziehen, überwacht

er mit vorsorglichem Auge. Natürlich ist es bei der großen Erbärmlichkeit der Canaille nicht anders möglich, als daß von ihr solch ein sympathischer Zug brutal gemißbraucht wird. Wenn der Prinz ein solches Gebahren durchschaut, ist er Gentleman genug, um über der Misère nicht ein Titelchen seines guten Willens hinzugeben.

Dieser Prinz, obgleich nicht regierender Fürst, vermöchte wohl, den Souveränen Deutschlands als Muster empfohlen zu werden. Diese sind, mit Ausnahme der zwei größten, vollständig in derselben Lage. Sie können nicht mehr Politik machen, als ein reicher Privatmann; ihre Stimme im Rathe der Mächte ist null, ihre farbig gekleideten Soldaten sind theuer und unnütz. Dagegen besitzen sie nach innen hinlänglichen Einfluß, um die erste Hand zu nützlichen Verbesserungen, zur Abwendung von Schäden zu bieten, gegen welche das Gesetz sich nicht erheben kann. Dem adeligen Sinn (dans la vraie force du terme) bleibt Manches zu ebnen, wozu niedriger Gestellte weder die Macht noch die Mittel haben. Besonders ziert ihn der Kampf gegen das rücksichtslose Princip selbstsüchtiger Nützlichkeiten. Die Bereicherung des öffentlichen Lebens mit geschmackvollen Schöpfungen der Kunst, mit Erhaltung und Veredelung schöner Anlagen in der Natur, das ist eine Aufgabe, durch deren Lösung so einflußreiche Herren ihr Dasein motiviren können.

Ai principi principoni
Soldati e canoni;
Ai principi principini
Palazzi e giardini,

sagt Macchiavelli. Das hat für Urbino, Ferrara, Este

und seine Vaterstadt Florenz gegolten und gilt nicht minder für die Principini diesseits der Alpen. Von diesen haben übrigens nicht wenige die Aufgabe, die letzte, welche ihnen das sinkende Jahrhundert läßt, gut ergriffen und mit erwünschtem Erfolg gelöst.

In einem der letzten Häuser wohnt eine Familie, deren Geschichte in romantischer Verbrämung schon vor mehreren Jahren die „Gartenlaube" brachte. Der Kern der Sache ist der, daß ein adeliges Fräulein einen Holzknecht heirathete, welcher sich durch Eigenschaften auszeichnet, die als das Gegentheil der dem Apollon und Hermes zufallenden erscheinen. Dieser ehemalige Holzknecht heißt jetzt der „Baron Hans." Unter diesem Namen kennt ihn jedes Kind in Tegernsee. Wie alles Schöne dieser Erde im Gewand der Wirklichkeit an Farbe verliert, so ist es auch mit dieser Schäfergeschichte. Die Fäden, aus welchen das zarte Geflecht sich entspann, waren gröber, als jener Berichterstatter vermeldete.

In Egern, welches an der südöstlichen Ausbuchtung des Sees Tegernsee gerade gegenüber liegt, hat sich ein Mittelding zwischen der Gentry Tegernsees und dem mehr bürgerlichen Element anderer Sommerfrischen festgesetzt. Viele Beamte, besonders solche, welchen höhere Stellen übertragen sind, halten sich da in den beliebten Monaten auf. Einige hängen daran mit der Zähigkeit der Gewohnheit, welche bei Männern des regelmäßigen Dienstes so oft

wahrgenommen wird, und besuchen denselben Ort um und für dieselbe Zeit schon seit einer langen Reihe von Jahren. Denn auch die Gegenden haben ihre Stammgäste. Wen es interessirt, der mag dort den freundlichen Revierförster Krempelhuber besuchen, dessen Haus auf dem äußersten Landvorsprung steht. Diesem verdienten Mann wurde die Auszeichnung, auf dem großen deutschen Schützenfest zu Frankfurt den zweiten Preis errungen zu haben. Es ist dieß ein prachtvoll gearbeitetes silbernes Horn; auf dem massiven Untersatz von demselben Metall erscheint die Wartburg u. s. w. Der Kaiser Barbarossa schläft; ober seinem Haupte flattern die Raben. Bewaffnete Schützen versuchen ihn zu wecken. Von großer Schönheit in diesem kunstvoll ciselirten Werke ist die Gestalt der Germania. Auch das Gold ist nicht gespart. Es wird schwerlich ein Geschenk dort ausgetheilt worden sein, in dem mehr Sinn und Bedeutung war. Der Spender hat sich selbst geehrt — der deutsche Nationalverein.

Außerdem hat der gewandte Schütze noch einen werthvollen Revolverstutzen und einen silbernen Pokal als Trophäen mit nach Hause gebracht. Sein Auge glänzt, wenn er von der Herrlichkeit des großen Festes spricht. Er ist nicht der einzige reife Mann, der an jene Tage mit Begeisterung zurückdenkt. Ich kenne Männer, in ihrem Wesen das schroffe Gegentheil einer enthusiastischen Natur, welche jetzt noch weich und bewegt werden, wenn sie von dem Schaugepräng erzählen, zu welchem die Deutschen von den Giebeln der Alpen und vom Nordmeer zusammengeströmt waren. Und wir selbst — wessen Blut schlägt nicht lebendiger, in wessen Gehirn zucken nicht jäh die Nerven,

wenn er die heilige Tricolore erblickt, die Fahne der Zukunft?

Doch ich spreche hier vom Schützen und nicht vom Politicus. Jener hält die Geschenke als Siegeszeichen seiner Kunst hoch, wie die waffengewandten Helden Homers ihr κειμήλιον, und nichts könnte ihn veranlassen, sich des einen oder des andern dieser Schätze zu begeben. Das sind für späte Geschlechter kostbare Zeichen der Erinnerung. — Wenn man vor dem Hause des wackern Försters steht und in östlicher Richtung, mit etwas Abweichung nach Norden, gegen die Berge schaut, sieht man etwas auf einem Gipfel glänzen. Es ist das die Riederkapelle auf dem danach benannten Riederstein. Ihr Erbauer brachte von irgend einer Wallfahrt ein gnadenreiches Bild mit. Er ruhte nicht eher, bis es dort oben stand. Das Blech scheint hell in der Sonne.

Weiter rechts öffnet sich eine Schlucht. Aus ihr kommt die Rottach heraus, welche im Gebirge einen sehr hübschen Wasserfall bildet. Die abgestumpfte Pyramide südlich oder rechts ist der Wall-, der andere der Peißenberg. Dorthinein windet sich der Weg, der, auch für Wagen gangbar, in ungefähr fünf Stunden nach der Kaiserklause und dem einsamen Forsthause Falepp führt. Es ist eine wilde Straße zwischen schweigsamen Bergwänden. Jenseits des Weilers „Enterrottach", d. h. hinter Rottach, steht keine menschliche Wohnung mehr. Doch ist der Weg sehr zu empfehlen, weil von Falepp eine andere Straße an dem See der Hochalpe Spitzing vorüber in das grüne Thal des Schliersees hinabführt.

Der Wirth zu Enterrottach, kurzweg der Enterrottacher genannt, darf mit einem gewissen Stolz auf seine Hütte blicken. Schon vor Jahren war sie mit vieler Treue in

der Gartenlaube dargestellt und in den jüngsten Tagen sah man in der illustrirten Zeitschrift „Ueber Land und Meer" eine Bauernstube, welche als die des Enterrottacher bezeichnet wurde, und welcher Herr Karl Stieler in München einen anmuthigen Text beigefügt hatte. Die Kunde von letzterer Verherrlichung brachte ich dem dunkeln Ehrenmanne; es war vorher lange kein Belesener in jene Klüftung eingedrungen, sintemalen vier Fuß hoher Schnee lag. Ich ermangelte nicht, ihm die Hölle heiß zu machen und zu sagen, es stehe darin, er sei ein Hauptwildschütz und Haberfeldmeister.

— Dös könna's ja dengascht do nit sag'n, meinte er.

Uebrigens ist es nur durch die Nähe des civilisirten Tegernsee zu erklären, daß man dieses Haus für etwas Originelles, für ein absonderlich „almerisches" Wirthshaus halten kann. Da ist auch keine Spur von etwas Ursprünglichem und jedes Tiroler Bauernhaus ist ihm gegenüber für den Fremden eine Raritätenkammer. Die Leute, welche manchmal meinen, die Alpen zu kennen, wenn sie Spaziergänge in den baierischen Voralpen gemacht haben, mögen eine Stube, in der ein großer viereckiger Ofen, ein runder Tisch steht und in dessen Ecken ein Crucifix und Heiligenbilder hängen, für etwas Typisches halten — in der Wirklichkeit unterscheidet sich das Alles blutwenig von dem Bauernhaus der Ebene. Das Costüm der Gesellschaft dagegen kann, wenn man gerade zur rechten Zeit kommt, manches Malerische bieten.

Als ich das letzte Mal dort saß, sprach man davon, daß einige Tage vorher die Leute aus der Klause „ausgebrochen" waren. Das heißt, es war den Forstleuten in der Falepp gelungen, sich durch den ungeheuern Schnee einen

Ausweg nach der Welt zu bahnen. Sie hatten dazu vier Tage gebraucht. Bei den Schneelagern in diesen Thälern sind eben die Leute drinnen in der „Klause" von Lebensmitteln, Briefen, Zeitungen, Arzt und anderen Bedürfnissen so gut wie abgesperrt und es bedarf oft ungeheuerer Anstrengungen, das Tegernseer Thal und mit ihm die Menschen zu erreichen.

Heute sitzt ein Jagdgehilfe drinnen. Wie ein Gensdarm unwillkührlich die Menschen mit spähenden Blicken betrachtet, so blitzten seine Augen fortwährend seitwärts zu den Fensterchen nach den beschneiten Abhängen hinaus, ob nicht vielleicht ein hungeriges Reh oder gar ein Gemsbock, vom Elend getrieben, im klaftertiefen Schnee nach einer menschlichen Hütte trachtete. In der Falepp waren in diesem Augenblick alle Heustadel und leere Hütten von abgehärmtem Wild voll. Es war so zahm, daß es sich mit den Händen greifen und zum Heufutter führen ließ. Die scheuen Hirschen und Gemsen suchten die Nähe des Menschen. Der Anblick war kläglich. Um das Heu zu sparen, hieb man ihnen Tannenzweige ab, deren Nadeln sie gerne fressen. Fichten greifen sie nur in der alleräußersten Noth an; die harzigen Stoffe derselben sind ihnen schädlich. Sie ballen sich im Magen mit anderen Gegenständen zusammen und tödten das Thier durch jene Klumpen, welche man in der Thierarzneikunde Kothsteine nennt. Für diejenigen Thiere, welche noch im verschneiten Wald hungernd umher irren, sei es, daß sie keine Wohnstätte finden, oder daß sie noch immer scheu genug sind, um sich von einer solchen fern zu halten, haut man im Wald mächtige Tannen um. Es vergeht keine halbe Stunde und man kann ganze Rudel sehen, welche gierig an den Aesten

nagen. Der Anblick des Jägers verscheucht sie nicht. Wir haben da wieder einen der mehrfachen Unterschiede zwischen Menschen und Thieren vor uns; jene sind, nach Metternichs Theorie, bei „mäßigem", diese bei starkem Hunger am zahmsten. —

Der obere Theil des Sees heißt Ringsee. Er hat diesen Namen nicht etwa, wie manche meinen, von einer angeblich runden Form. Das Wort heißt in der alten Sprache soviel wie in der neuen sein Compositum gering, klein. Der untere Theil heißt im Gegensatz dazu der Weitsee. Den Berg, der in den Ringsee fällt und der, obwol dicht bewaldet, durch seine Steilheit sich auszeichnet, nennen die Leute den Ringspitz.

Ehe man ihn erreicht, kommt im geradlinig corrigirten Bett die Weissach in den See geflossen; in diesem spärlich, in dem abgeleiteten Arm aber, der eine Mühle treibt, sprudelnd und lärmend.

Im Frühjahr, wenn die Wellen vom geschmolzenen Schnee und den rasenden Achen am höchsten gehen, hat dieser Fluß seinen besonderen nutzbringenden Zweck. Ihm wird nämlich der größte Theil der zweiundzwanzig tausend fünfhundert Klafter Brennholz anvertraut, welche in den Bergwäldern zusammengeschlagen werden, um ihren Beitrag zur Feuerung in den Salzsiedereien Rosenheims zu liefern. Im See angekommen, werden je mehrere hundert solcher Scheiter durch aneinandergehängte Balken, zwischen denen man sie schwimmen läßt, eingeschlossen. Diese Balken, die Ränder der schwimmenden Scheiterinseln, nennt man „Scheeren." Der Südwind treibt dann die Vorrichtung, welche einige Aehnlichkeit mit einem Flosse hat, dem Nordende des Sees zu, wo die Mangfall ausfließt. Auch mag

der unverkennbare Zug der Wasser, die nach Norden strömen, jenen Wind, der sich meist am Abend von den Bergen her erhebt, den Flößen nachhelfen. Unten werden die Balken abgenommen und das Holz treibt, seines Zwangs entledigt, eilig die vielgewundene Mangfall hinab.

Doch erreichen nicht alle Scheiter jenen Fluß. Es ist meist Fichtenholz, welches die Eigenschaft hat, im Wellenschlag sich sein Harz herausspülen und die Poren mit Wasser ausfüllen zu lassen. Das geschieht besonders, wenn in starkem Winde eine solche Scheere auseinander reißt und das Holz hierauf, der ganzen Gewalt der Wasser preisgegeben, auf dem See herumtreibt. Dann „senkt" es sich. Zuerst neigt es sich in das Wasser, daß nur mehr die Hälfte herausschaut. Dann steigt auch an dieser die Fluth scheinbar in die Höhe; zuletzt stellt es sich und ragt noch mit der einen Spitze über das Wasser, dann geht es langsam gegen den tiefen Grund. Man rechnet, daß zwei bis drei vom Hundert auf diese Weise zu Verlust gehen. Seit Einführung der „Salinentrift" mögen wohl an dreißig Tausend Klafter sich so in den Seeboden eingebettet haben.

Bald hinter der Mühle kommt man wieder über ein Wasser. Dieses ist aber ein träges, sickerndes Rinnsal und oft verdecken unzählige Algen und Wasserfäden die trübe Fläche, so daß man eher einen versumpften Graben, als eine Bergquelle vor sich zu haben glaubt. Darum nennt es der Volksmund: Das grüne Wasser.

Von den Wäldern, welche in den Thälern und auf den Bergabhängen dieser Gegend stehen, gehören, wie gesagt, die meisten unter die Nadelholz-Forste. Legföhren, Kiefern, Weißtannen, Fichten, Lärchen bedecken die Wände.

Viel seltener sind Buche und Ahorn. Dieser friedet oft Weiden und Triften ein, und zeigt mit den in seinem Schatten ruhenden Rindern und dem blauen Berghintergrund das reizendste Vegetationsbild der unteren Alpen.

Die edle Zirbe läßt sich in den Tegernseer Gebirgen nicht blicken. Wir haben sie in unserer Berchtesgadener Reise auf der verwitterten Hochfläche des Funtensees angetroffen und könnten sie in Baiern nur noch in den erhabenen Einöden finden, über welchen der eisige Wetterstein liegt. Der jetzige Forstmeister von Tegernsee, welcher früher das gleiche Amt in Partenkirchen verwaltete und dort jene Bestände kennen lernte, hat sich alle erdenkliche Mühe gegeben, den König der Alpenbäume in seinem dermaligen Reviere heimisch zu machen. Viele tausend Keime wurden in jeden Grund eingelegt, von dem man nach den anderweitig gemachten Erfahrungen irgendwie voraussetzen konnte, daß er vielleicht ihr Wachsthum gestatten würde. Aber viele gingen gar nicht auf und andere starben in den ersten Jahren wieder ab. Licht, Luft und Boden streiten dagegen. Sie wollen auf dem rauhesten Gestein, in dünner Luft im grellen Sonnenlicht von ewigen Stürmen geschüttelt leben; dazu mußten sie höher steigen, als die Berge des Tegernsees emporragen.

Zwischen dem Tegernsee und dem mehr erwähnten Kampen, auf dem Wege, der nach den Wasserfällen des Söllbaches führt, hat sich ein Stück Wald in jener Unversehrtheit erhalten, welche den nachkommenden Pflanzen die Leichen der abgestorbenen zur Nahrung überläßt. Dadurch ist eine Ueppigkeit des Wuchses entstanden, von welcher die meisten, die derartiges noch nicht gesehen haben, sich keine Vorstellung machen. Es ist ein Stück Urwald in der Nähe

des einsamen Hauses zum „Bauern in der Au." In vergangenen Zeiten war es dort zu unwegsam, um das Holz herausbringen zu können, und heute läßt man, vielleicht aus Pietät gegen diesen in Oberbaiern einzigen Ueberrest einer unentweihten Natur, dem Wachsthum wie der Vermoderung freien Spielraum.

Die Bäche, welche auch auf dem Westufer zahlreich in den See rieseln, worunter sich der Söll- und Breitenbach vor anderen, namenlosen, auszeichnen, laden durch ihre treibende Kraft gleichsam zur Errichtung von Sägmühlen ein. Denn überall stehen Wälder, die Eisenbahn ist nicht fern und der geschäftige Aufbau in den sich erweiternden Städten heischt Stämme und Bretter. Da werden die hochragenden Wipfel zersägt und zerschnitten, an ihre Stelle wird gleichartiger Samen gesäet und in wenigen Jahrzehnten ist das, was einst ein Wald gewesen war, im günstigsten Falle ein Holzgarten, auf dem die Bäume stehen, wie die Stauden auf einem Kartoffelfeld.

Dort rauscht es wieder im Wald — und auch hier tönt das gleichmäßige Schnarren der nützlichen Säge. Sägt nur zu, bis die Berggipfel dürr und die Ebenen staubtrocken geworden sind. Dann wird auf einmal der Bach nicht mehr da sein, der euch jetzt euere Werke treibt und dann werdet ihr wohl reuevoll ins Haar fahren. Dem Naturfreund aber ist es ein Trost, daß dieses Speculantengesindel und die habgierigen Bauern an dem Verderben ihrer selbst arbeiten, denn ils mangent leur blé en herbe und gleichen einem lasciven Jüngling, der seine Kraft vergeudet.

In einem kleinen aber schattigen Bosquet, dem Ausläufer eines vom „Brand" sich herabziehenden, nichts we-

niger als üppig dreinsehenden Nadelwaldes, kündigt ein Wasserthurm die Nähe der großen Meierei Kaltenbrunn an. Ich schweige von dem Musterviel, welches da zu sehen ist, von den Preis-Mastochsen und den Pongauer und Pinzgauer Milchkühen. Diese werden gut gepflegt.

Nun geht es zwischen zwei Reihen von Obstbäumen rasch Gmund zu. Am Nordende des Sees steht das meiste Röhricht, und die Mangfall muß sich, wie durch ein dichtgeflochtenes Sieb, durch die dichten Reihen dieser Gräser den Ausgang erkämpfen. Dort flattern oft Taucher und Enten herum und es gehört nicht zu den Seltenheiten, im Winter, wenn nur mehr das hohe, gelbe Riedgras über der schneebedeckten Eisfläche den darunter schlummernden See anzeigt, drüber die breiten Flügel des schwarzschnäbeligen Schwanes*) sich wiegen zu sehen.

Doch wir trachten nach dem ermüdeten Rundmarsch nach Labung. Der Kirchthurm mit seiner krautkopfförmigen Kuppel deutet ein Wirthshaus an. Es ist eines der besten in der weiten Umgegend. Dem Culturforscher bietet es mehr Interesse als die meisten Herbergen in der Runde. Denn es ist ein Knotenpunct. Zwischen Miesbach und Tölz, zwischen Tegernsee und Holzkirchen gelegen, kommen hier stets Bauern und Bursche aus der Ebene wie aus dem Gebirg zusammen. Hier wird ausgezeichnet „geschuhplattelt“ (ein strampfender Tanz) und an Schnaderhüpfeln und Trutzg'sangeln habe ich hier von Burschen und Dirnen mehr gehört, als an zehn anderen Orten zusammen. Man lernt ein schönes Stück Oberbaiern hier kennen.

---

*) Cygnus minor. Herr Strathaus, der Besitzer des Gasthauses zum „Guggemos“, besitzt ein ausgestopftes Exemplar.

Noch erinnere ich mich, wie ich zum ersten Male die Bauernstube dieser Schenke betrat. —

Es war an einem Märzensonntag, gegen Abend. Die Stube war voll junger Leute. Ein Bursche spielte Cither, ein anderer war mit einer Dirne offenbar im Wettgesang begriffen. Sie spielte die Kokette und sang zu dem Tisch mit vier Burschen hinüber:

Vier Bübei lieb'n
Dös san harte Sach'n;
Mit an Jeden fein thun,
Und koa Feindschaft macha:

Den oan wink i mit die Augna,
Den oan tritt i auf'n Fuaß,
Den oan zwick i in d'Seiten,
Den oan schick i oan Gruaß.

Die Spröde wurde aber kurz abgefertigt. Nach kurzer Pause hob einer der viere an:

Da steig i net auffi,
Da klopf i net a,
Da können net sag'n,
Daß i's anbettelt ha.

Ein schallendes Gelächter folgte dieser Strophe. Die Cither fiel wieder ein und die Fortsetzung der „Trutz-g'sangeln" wurde unter dem Schreien und Lärmen unmöglich. Heute ist es ruhig; nur ein paar ältere Männer aus einem mehrere Stunden entfernten Gebirgsdorfe (wie es sich hinterher herausstellt) sitzen da und sprechen über die Angelegenheiten ihrer Gemeinde. Jetzt höre ich das

lieber, als vormals in meiner Jugend lustige Schnaderhüpfln und Trutzg'sangeln, und wenn jetzt die schönsten gesungen wurden, setzte ich mich weg und zu jenen gebräunten Bauern hinüber. So ist der Mensch — ein Spielball der Zeit und des Blutes, welches der Morgen des Lebens heiß durch die Adern jagt, der Mittag kühlt es und am Abend ist es erstarrt. Das macht die seltsame Luft, die in der Gesellschaft dieser Zeit weht.

Doch — hören wir die Bauern.

— Was dös heuer für an elendis Wetta is!

— Sei stat, du wuaßt es ja, der März geht ein wie a Sau und geht aus wie a Frau.

Pause.

— Du, glaubst es jetzt, daß der Lenzl no nie bis ins Kreut nein kemma is?

— Ah, war nit aus!

— I sag dir's. Haben's erst gestern g'sagt, daß er mit die Herrn im November droben g'wesen is auf der Neureut. Und wie d'Herrn so außi g'schaugt habn und weit umanand, so hat er's g'fragt, sagt er: Mit Verlaubniß, da hint muaß wohl es Kreut liegen? Wirst es ja do selber wissen, sagt der oa Herr. I, i woaß nit, sagt der Lenzl. Nu, du bist ja do scho eini kemma, sagt der Herr. I bin vierzig Jahr z'Gmund, aber weiter als auf Tegernsee bin i no ni nit eini kemma. Muaß do amol nei geh'n, es soll so gar schiech nit sein drinna, hör i alleweil, sagt der Lenz.

— Is ja gar nit mögli, sagt der eine Bauer.

— Gwiß a no, bekräftigt der andere. G'wiß is wahr.

In diesem Augenblick tritt der Bauer Lenzl herein. Es wird interpellirt und bestätigt, was über seine Stabilität zu Gmund behauptet wurde.

Im Verlaufe des Gespräches wird von einem Holzknecht erzählt, der in Tirol, in der Nähe der Gränze, einer Mission beiwohnte.

— Wia er wieder außi kemma is in d'Holzstubn in Baierwald, berichtet der Eine, hat er g'sagt, daß ihn nix nimma g'freut. Hat mer's selber oaner derzählt, der a beim Salinenholz drinna g'wen is. Schau, hat er alleweil g'sagt, was hat jetzt unser oaner, als Plag und Arbet alleweil grad gnua, daß mer do denka sollt, es kinnt uns droben amal besser gehen, nimma z'früah gnua war's amol auf dös G'frett, wie mer sie alleweil abarbeten muß. Nu, und was is jetza? Schaug, es habens's allesammt g'sagt die Missionär, mir kunnten nit in Himmel kemma — mir war'n allemitanand nix nutz und so hat er uns alles g'sagt, was mer alles hätten thun sollen vonwegn an Kirchagehn und andere Sachen, daß i ganz gwiß woaß, i kimm nit nauf, in d' Höll ehenter. Mir is es Lebn zwida.

— Der muaß weiter nit dumm gwen sein, daß er das Alles glaubt hat, was iahm die fürg'spiegelt haben. Aber's gschicht iahm grad recht, warum is er eini gange ins Tirol? Is iahm der Pfarrer oder der Koperater von der Glashüttn nimma gnua gwen? Wenn er deni folgt, so hat er sie schon gnua than, da hät er nacha dieselbinga Missonari sein Lebtag nimma braucht.

— Nu, jetzt hör nur. Wie er alleweil so g'jammert hat, is amol die andern z'dumm worn die Gschicht vom

in d'Höll kemma und da habn's 'n recht g'hiaselt*) a. Und da is schon Nacht gwen und habent schon a Feur ghabt in der Holzstubn, und is aber derselbige Holzknecht in oan Trumm fort in an Winkel g'hockt und hat g'rort**). Auf oamal is er wegganga und is nimma kemma a. Und habent ihn überhaupt nimma gsegn. Und wias halt so gar nimma daschaug'n kinna hab'n, so habens iahna denkt, en andern Tag, schau, haben's iahna denkt, der is gwiß wieder einchin ins Tirol, der hat no nit gnua. Is aber nit lang angstanden — no wie wirds g'wen sein? so an acht Tag danach, schaugt oana im Holz draußen in d'Höh — hängt dir da Holzknecht z'oberst auf er a Darn*) und hat er sie so derhängt g'habt, weil er iahm nimma außi g'segn hat mit da Höll.

— Was is denn dös für oana gwen, fragte der andre Bauer.

— No, der Martl von die ** drina is gwen, antwortet der andere.

— Jesses, der da! Ja mit dem hat's weit g'feit. Den habens scho damals ganz ausanand bracht, wie d'Mission in Tölz gwen is. I woaß jetzt a nimma in was für an Jahrgang als dös war, aber in der heilinga Wocha is g'wen. Da habens scho so predigt und habent a g'sagt, daß viele da san, die warn no schlechter glei gar als d'Juden, die unsern Herrgott kreuzigt haben. No, und was hat er da tha, der Martl? Außi is er ganga auf'n Kalvariberg und hat dena Juden, die auf der Station sin,

*) verspottet.

**) roren = weinen. Vergl. englisch to roar.

***) Tanne.

am Kreuzweg, d'Augna ausgstocha. Kannst es no seh'n, bald's magst. Dös hat da Martl than.

— Bei dem hätt's a bald g'hoaßn, als wia beim Kasper neuli z'Tegernsee.

— Wia is denn da gwen?

— Nu, an Sunnta bin i drin gwen beim Strathaus in da Stubn und da habns daneben so a Schießet ghabt mit Zimmerstutzna, desselbige kennst scho. No, und da wars a so; der Kasper, der allemal zielt, denn kennst a, der hat sein Ordinari-Rausch g'habt, und da is a mittn in d'Stutzna eini g'laufen, wie's grod gschossn haben. Und da is iahm d'Kugel in d'Kappen g'fahrn und is a drinna stecka bliebn, aber prellt hats 'n do a so auf'n Schädel, daß er g'schwoaßt hat *). Auweh, sagt er, deßmal war i bald schön aufkemma! Warum denn? sagen die andern. Nu, wenns halt weiter eini ganga war — daß i a Stroh im Hirn hab!

Die Straße von Gmund nach Miesbach senkt sich in das Thal der grünen Mangfall und steigt wieder aus diesem an den Waldhügeln empor. Beim „Müller am Baum", wo der klare Strom in weißer Brandung über die Wehre stürzt, ist die schönste Stelle in der seligen Einsamkeit dieses schattigen Thales. Zwar senkt sich dieses nicht so tief in die Hochebene und das Hügelland ein, wie es die Mangfall weiter unten, nachdem sie die Schlierach

*) geblutet.

aufgenommen, bei Weyarn thut, wo die Straße von Miesbach nach Holzkirchen an den Abhängen mühsam auf und abklettert — aber dafür ist es sanfter, duftiger und der hier noch bescheidene Ausfluß des ruhigen Sees zerstört den Pflanzenwuchs seiner Ufer nicht, wie dort, durch wilde Anschwellungen und herbeigerollten Kies. Das ist so recht ein kühler Grund, in dem „ein Mühlenrad geht."

Ein anderer Weg führt über Osten an den Abhängen der Gindelalp hin und dann nördlich nach Miesbach. Dieser ist aber viel weiter und bietet nicht einen einzigen der Reize, welche den Weg durch das Mangfallthal auszeichnen. Dieses berührt er gar nicht, sondern der Wandernde dreht dem Gebirg den Rücken und der kahlen Hochebene das Gesicht zu.

Für denjenigen, welcher an geognostischen Studien Freude hat, ist dagegen diese Strecke von Interesse. Dort an der Gindelalpe her zieht sich eine dichte Bank jener Sedimentgebilde aus der Zeit der sogenannten mittleren Kreide, denen die heutige Wissenschaft die Bezeichnung Gaultgrünsand gegeben hat. Es ist das eine Lagerung, die sich an vielen Stellen den Nordrand unserer Alpen entlang findet. Vom Bodensee bis zum Inn läß tsich dieser Streifen wahrnehmen. Jetzt ist seine Linie wohl vielfach unterbrochen, aber es läßt sich nicht verkennen, daß der Grünsandstein mit seinem ständigen Begleiter, dem Sewenkalk, zu irgend einer Zeit wohl einen fortlaufenden Hügelwall vor den aufgerichteten Schichten der älteren Niederschlagsgebirge gebildet haben mag.

Auch sonst hat die Miesbacher Gegend für den Erforscher der Erdrinde manches Beachtenswerthe. An dem erwähnten Orte, wo sich unter Weyarn die Straße an

die Mangfall, in das sogenannte Mühlthal hinabsenkt, sieht man eine der gewaltigsten Anlagerungen von Kalktuff, welche in der baierischen Hochebene zu finden sind. Dieser Kalktuff ist weiter nichts, als Kalkerde, welche vielleicht in historischer Zeit aus den unzähligen kalkhaltigen Quellen sich ausgesondert hat, und an der Luft zu einem festen Gestein erhärtet ist. Dasselbe hat Aehnlichkeit mit dem porösen luckigen Aussehen der Nagelfluhe, von der wir schon öfter gesprochen haben. Es gibt, wie jene, einen guten Baustein — ja einen noch festeren. Aber die Nagelfluhe ist etwas ganz Anderes. Ihre Bildung gehört der viel früheren Diluvialperiode an, der Zeit, in welcher von den Centralalpen heraus unermeßliche Wasser nach Norden rasten. Freilich sind die meisten Stücke, welche sie enthält, auch Kalksteine — aber durch die Abwaschung der Gebirge der Mitte hat sich viel Urgestein, wie Granit, Glimmerschiefer, Quarz und Hornblende beigesellt. Wo ein solches Geröll zur festen Nagelfluhe zusammengekittet worden ist, geschah das aber auch, und zwar nachträglich und viel später, durch das durchsickernde Wasser der Kalkquellen.

Solche diluviale Mengsel, welche durch den harten Kalksinter zusammengehalten werden, sieht man an unserer Isar bei der Menterschwaige, an der Hesseloher Brücke, gegen Grünwald und noch weiter den herrlichen Strom hinauf. Diese sind, wie gesagt, in der Zeit des Diluviums entstanden, als durch Gletschersenkungen, Einstürze und Erhebungen, Anschwemmungen, Durchbrüche und Ueberfluthungen in den Alpen allmählig jenes System von Seebecken und Wasseradern herangebildet wurde, welches

wir noch sehen. Die Kalktufflager aber sind ein Erzeugniß der unserer sogenannten historischen Zeit unmittelbar vorangehenden, noch in sie hineinragenden und fortdauernden Periode der sanfteren und weniger gewaltthätigen Veränderungen der Erdoberfläche, wie sie z. B. auch in Alluvionen, Abnagungen, Versumpfungen, Torfbildung, Humusablagerung, Auftrocknung durch Entwaldung u. dgl. sich zeigen.

Wer noch einige Stunden weiter gehen will, der findet in östlicher Richtung bei Au ebenfalls Denkmäler jener Diluvialströmungen, von denen die erwähnten Geröllberge an der Isar Zeugniß ablegen. Es sind das gewaltige erratische Blöcke, die dort an der Straße liegen. Auch sie sind von den Centralalpen hereingerollt worden. Es ist augenscheinlich, daß solche erratische Blöcke nur in der Linie liegen können, in welcher aus den Urgebirgen durch die Kalkalpen hindurch ein Durchbruch erfolgte. Diese Durchbruchspuncte sind meist noch dadurch erkenntlich, daß jetzt, statt der einstmaligen ungeheuern Strömungen, nur Flüsse herausrinnen, wie der Lech, die Isar, der Inn. Auch die Seen, Ueberbleibsel der einst aus der mittleren Gletscherwelt herauswallenden Fluthen liegen vor den Oeffnungen in der Kalkalpenwand, und deßhalb den Lauf der Flüsse entlang, welche die zusammengeschrumpften und noch fortwährend wirkenden Wasserreste jener viel mächtigeren Urströme sind. Es müssen deßhalb die erratischen Blöcke, welche, auf großen Gletscher-Eismassen schwimmend, von diesen herausgetragen worden sind, stets in der Richtung der jetzigen Flüsse und Seen vorkommen. Ich habe in meinen „Voralpen“ gezeigt, wie

das thatsächlich der Fall ist und bei Gelegenheit der Beschreibung des Starnbergersees nachgewiesen, daß der Lauf der jetzigen Flüsse, die Lage der um sie herum zerstreuten Seen und die sich ihnen entlang und parallel ziehenden Linien erratischer Blöcke zusammen genommen genau den Lauf und Verlauf jener ungeheuern Strömungen bezeichnen.

Jene großen Blöcke bei Au gehören dem Wasser- und Block-System an, welches durch die Oeffnung in den Kalkalpen herausgewirbelt wurde, der ich nach dem heutigen Flußnamen die Bezeichnung „Inndurchbruch“ gebe. Andere Zeugen dieses Durchbruches sind außer den erratischen Blöcken der Inn und der einstmalige Innsee. Von diesem Innsee sind als Lacken noch übrig der Chiem-, Sims-, Timminger und noch ein halbes Dutzend anderer Seen im Norden des ersteren; als Moore deuten noch auf den verschwundnen großen See das Panger-, Koller-, Rottau- und Frei-Filz.

Also die Auer erratischen Blöcke gehören dem System des Inn und seiner Seen an.

Die Vorberge von Miesbach und Schliersee erinnern uns durch ihre Kohlenbildung aber an eine noch frühere Zeit der Geschichte unserer Kugel — an die Molasse.

Ich sprach in dem oben erwähnten Werk, bei der Wanderung zwischen Benedictbeuern und Tölz, von der Molasseperiode, in welcher ein halbsalziges Meer gegen die üppige Vegetation des Nordrandes der Alpen schlug. Ich muß darauf verweisen und will hier nur einiges Nähere anführen.

Der Rand der Alpen war damals noch so wenig stetig, wie die Höhe dieses Gebirges, welches noch immer in den Zuckungen seiner Geburt lag. Er mußte deßhalb

bald unter, bald über dem Niveau des Meeres stehen. Stand er über demselben, so konnte sich aus der tropischen Vegetation, deren ungeheuere Farren-, Cactus-, Palmen-Formen aus den jetzt ausgegrabenen Kohlenabdrücken ersichtlich sind, unter dem Einfluß kalkhaltiger Quellen eine Aufhäufung von Pflanzenleichen und Humus bilden, welche einige Aehnlichkeit mit der Verkohlung der Vegetationsdecke hat, die man noch heute bei der Torf- und Morbildung beobachtet. Senkte sich der unsichere Boden wieder, so warf das Meer seinen Schlamm und seine Thiere darüber, welche durch ihre Decke den darunter liegenden Wäldern die Möglichkeit boten, sich in jene schwarzen Kohlenlager zu verwandeln, denen man den Namen der „Pechkohle der Molasse“ beigelegt hat.

Wenn sich dann derselbe Proceß — wie es aus den vorgefundenen Schichten klar wird, mehrmals wiederholte, so wurden immer wieder neue Urwälder begraben, um erst jetzt, nach Millionen von Jahren, durch den Aufbau ihrer Zellen dem Menschen nützlich zu werden.

In Miesbach ist wenig zu sehen. Es ist, weit zerstreut, auf den Rändern und im Grunde des kesselförmigen Beckens gelagert, durch welches sich das Kind des Schliersees, die hellgrüne Schlierach, ihren Weg gebrochen hat. Der Markt ist so reinlich und wohlhabend wie alle oberbairischen Städtchen und Märkte am Fuß der Alpen. Viehzucht und Holzhandel bringen viel Geld herein, und

das Leben ist so billig, wie in den gerühmten Gegenden an der untern Isar.

Eine der Merkwürdigkeiten des anmuthigen Ortes ist die „Steinhauergesellschaft", ein Club, welcher die meisten Honoratioren und Bürger in einträchtiger Weise beim Bier vereinigt. Eine abendliche Kneiperei heißt: „Einfahrt", der Vorstand „Obersteiger", der wechselseitige Gruß ist „Glück auf!" Ueber die Satzungen bin ich nicht unterrichtet; sie werden den Herren Steinhauern wohl wenig Zwang auferlegen. Es existirt ein „Archiv", denn die Gesellschaft kann sich bereits einer Dauer von über drei Decennien rühmen. In Tegernsee war früher eine Zweiggesellschaft, ein „Schacht." Das Wappen der Societät zeigt zwei über einander gekreuzte Hämmer; in einer Grotte stecken Gnomen und Berggeister, über denen ein heller Stern leuchtet. Das Versammlungslocal im Gasthaus „zur Post" ist geschmackvoll decorirt und es läßt sich nicht leugnen, daß das ausgezeichnete Wallenburger Bier unter solcher Umgebung das Gehirn leicht zur geneigten Aufnahme dieser Sorte von Humor präparirt. In den Städten ist die altbaierische Bierlaune nicht mehr das, was sie einst gewesen. Man überredet sich nicht mehr so leicht, daß man sich amusirt. Was aber am Behagen verloren gegangen, ist dem Witz zu Gut gekommen.

Die wackeren Steinhauer verknüpft in der Fremde eine Art von Francmaçonerie. Ich habe nicht selten in Fremdenbüchern entlegener Orte die übereinandergelegten Hammer mit der Unterschrift „Glück auf!" gefunden.

Im Uebrigen hat die Gesellschaft der Steinhauer noch allerlei Attribute, welche den Besucher an die unbefangen-

sten Tage seines Lebens erinnern, unter anderen mächtige Pokale und Trinkhörner.

In keiner Gegend Deutschlands, und absonderlich im Norden gar nicht, trifft es sich, daß Beamte und die halb bürgerlich, halb bäuerische Bevölkerung so selbstverständlich und in absoluter Gleichheit vor dem Bier mit einander verkehren, als in unserm Oberbaiern und vor allem in den Gebirgsorten. Da ist auf der einen Seite keine Herablassung, auf der andern keine Devotion wahrzunehmen. Alles sitzt harmlos plaudernd zusammen. Der Landrichter unterhält sich mit dem Zinngießer, der Bezirksamtmann mit dem Kaminfeger, der Notar mit dem Sägmüller. Gewinn ziehen beide Theile, vor Allem aber die Würdenträger, deren Gesichtskreis dadurch in einen stets festeren Zusammenhang mit dem Volk und seinem Leben gebracht wird. —

Die Straße nach Schliersee zieht sich zwischen die unbedeutenden Berge hinein. Sie wird von schönen Gehegen und Triften begränzt. Schon gemahnte die Holzverschwendung an den Zäunen, daß wir uns inmitten von Bergwäldern befinden, wenn uns auch Wolken die grünen Höhen verbergen würden. Doch wird das die längste Zeit so gewesen sein — denn schon beginnt die neue Eisenbahnverbindung Miesbach's mit München und dem nördlichen Flachland bis in dieses Thal herein ihre Wirkung zu äußern.

Von Zeit zu Zeit gewahrt man neben der Straße kleine Kapellen mit Heiligenbildern, wie überall im Hochland. An manche derselben knüpfen sich seltsame Sagen. Man erinnert sich, wie unter dem baierischen Ministerium Montgelas, einer Nachwirkung der Josephinischen Auf-

klärungsperiode, nicht nur die Klöster aufgehoben wurden, sondern auch die Landgerichte beauftragt waren, die vielen Darstellungen aus dem Gebiete der christlichen Plastik, welche Landstraßen und Fußsteige zierten, möglichst beseitigen zu lassen. Manche derselben, z. B. ein Christus in natürlicher Größe, der jetzt im neuen Wirthshaus zu Schliersee in einer Kapelle steht, waren allerdings Figuren, von denen man glauben möchte, sie seien nach Originalen aus einem Museum mexicanischer Idole geschnitzt worden. Es gibt kein hinlängliches Wort, welches den Eindruck dieser Gesichter klar macht, Le beau c'est le laid, denken die Bauern. Meine Münchener Leser erinnern sich vielleicht jenes hölzernen Johann von Nepomuk, der noch in den fünfziger Jahren auf der Praterbrücke stand und jetzt durch einen steinernen ersetzt ist — dieser mag ihnen einen annähernden Begriff geben.

Man braucht sich nicht zur „Religion der Aesthetik" zu bekennen, welche von den „ehrlichen romantischen Herzen" so sehr bemitleidet wird, um vor solchen wüsten Greueln Abscheu zu bekommen. Genug, man warf diese Schnitzwerke in die Straßengräben, zerhackte sie und legte sie in den Ofen. Das that der „Napoleon", wie das Volk meinte. Aber an einigen Stellen rächte sich der Uebermuth. Rothe Schlangen und große rothe Würmer traten auf, beschädigten die Weiden und jagten den Menschen Ekel ein. An Stellen, wo solche Bilder gestanden waren, zeigten sie sich in wimmelnder Menge. Es waren diese nichts anderes, als arme Seelen, welche sich in so kläglicher Gestalt deßhalb zeigten, weil sie der vielen Gebete und Fürbitten, die sonst vor den zertrümmerten Hölzern hergesagt worden waren, nunmehr entbehren mußten.

Das Uebel wurde zuletzt so arg, daß man sich an den „Papst" um Hülfe wendete. Dieser befahl, es sollten die noch übrigen Schnitzereien eilig wieder an Ort und Stelle gebracht werden. Das geschah und die armen Seelen verschwanden in die Unterwelt.

Ich wiederhole hier ein für allemal, daß ich solche Erzählungen genau so gebe, wie ich sie selbst aus dem Munde des Volkes vernommen habe.

Auch die Steine, welche aus solchen Kapellen ausgelöst, zu anderen Zwecken verwendet wurden, brachten allerlei Unannehmlichkeiten,

So befindet sich auf der Halbinsel im Schliersee neben dem Wirthshaus, in welchem die berühmte Fischerliesel in ihren reiferen Jahren schaltete, ein flacher Brunnen, dessen Rand mit Kalksteinen ausgelegt war. Lange Zeit stellte sich jeden Abend nach dem Gebet-Läuten ein Frosch ein, welcher von den Steinen nicht zu vertreiben war. Dieser Frosch war nichts weniger als ein Lurch, es war eine arme Seele, welche darüber Schmerz empfand, daß die Steine an einem so unheiligen Ort, wie an einem Brunnen, lagen. Die Fischerliesel, eine verständige Frau, glaubte zwar die Sache zu durchschauen, ihre Gäste aber fuhren fort, zu glauben, daß dieser Frosch unten im Sumpfe des Seeufers geboren und erzogen worden sei uud das thauige Gras der Halbinsel nur der abendlichen Kühlung wegen besuche. Auch wagten es einige, an der Identität des Exemplars zu zweifeln. Letztere namentlich warfen sogar mit Steinen — aber es half nichts, bald war wieder ein Frosch — ich wollte sagen der Frosch da. Eine fromme Magd setzte ihn sogar einmal auf ein Brettchen, sprengte ihn mit Weihwasser und trug ihn nach dem Wald unter

ein frommes Bild — aber das Alles war noch nicht das Rechte.

Das Rechte aber war — der Scharfsinn meiner Leser wird es errathen haben — daß man die Steine wegnahm und wieder an eine Kapelle trug. Von dieser Stunde an läutete es zwar noch zum Gebet, aber den Frosch sah Niemand wieder. —

Die Bergspitze im Süden des Sees, welche hier vor allen anderen Giebeln der Gebirge in die Augen fällt, heißt die Brecherspitze. Sie gibt dem Schliersee seinen landschaftlichen Ausdruck, sie ist sein Wahrzeichen, wie es der Traunstein für den Traunsee, der Wallberg für den Tegernsee ist. Die Reisehandbücher sagen, daß seine Ersteigung ebenso mühevoll als lohnend sei. Beides ist wahr. Die scharfe Schneide, welche man freilich von hier aus nicht überschauen kann, bietet mit ihren rechts und links abfallenden Wänden eine genügende Schwindelprobe. Von unserm Standpunct aus, welchem nur die schmale nicht die breite Fläche der Wand zugedreht ist, nimmt sich die Sache anders aus. Wir sehen eine fast pyramidenförmige Spitze, welche doch nur die schmale Kante einer in unserer Sehaxe fortlaufenden Wand ist, die erst weiter im Osten in den Gesichtskreis fällt. Doch solche Täuschungen sind uns nichts Neues mehr. Haben wir nicht dasselbe bemerkt, als wir den Watzmann von Berchtesgaden und der Ramsau betrachteten? Die Aussicht ist überraschend: über die niedrigen Vorberge hinüber beherrscht sie die nördliche seenreiche Fläche und im Süden sind es die eisüberzogenen Centralalpen, welche den Blick vielleicht noch mehr fesseln.

Mit freiem Auge sieht man leicht, daß auf ihrer

Höhe eine Art Wall sich befindet, oder, wenn man will, eine Höhlung, eine Einsenkung im Gipfel. Der grübelnde Verstand ist geneigt, das auf die Einwirkung der Stürme und der Gewässer zu beziehen, im Volksmunde aber wird die Entstehung jenes ringförmigen Walles, der Umfriedung eines Mondberggipfels nicht unähnlich, den bösen Geistern zugeschrieben. Der Ring oder „Zirkel", wie ihn die Leute nennen, bezeichnet genau die Stelle, an welcher die Hexen ihren verwunschenen Reigen tanzen. Auf der Brecherspitze ist das Stelldichein dieser Weiber und es gibt nicht wenige Erzählungen über Begegnungen mit diesen auf dem unheimlichen Bergrücken. Nichts ist natürlicher als das. Die Brecherspitze liegt im Südwesten des Schliersees, in einer Richtung, aus welcher in unseren Alpen alle Gewitter heraufsteigen. Vergleicht man damit, was Grimm über die wilden Frauen sagt, so ergibt sich die Bedeutung des Volksglaubens von selbst.

In schweren Wettern hört der Wanderer dort kreischende Frauenstimmen: der Wiederhall des Windes in den ächzenden Wäldern. Die vom Wetterwind herüber getriebenen grauweißen Wolken erscheinen der aufgeregten Einbildungskraft als grinsende, gespenstische Weibergesichter mit ausgestreckten hageren Fingern und flatterndem Sturmhaar.

Ein Bauer will eine Hexe der Brecherspitz nackt gesehen haben; doch zog von Zeit zu Zeit auf ihren grausigen Wink eine Wolke an ihr herauf und hinab und verhüllte sie.

Ein Jäger flüchtete sich vor dem unbegreiflich schnell herangeeilten Wetter unter eine abgestorbene Fichte. Als er, von einem Blitzstrahl erschreckt, einmal in die Höhe

schaute, sah er ober sich auf dem Baume ein blühweißes Weib sitzen, welches seine schwarzen Haare kämmte und mit funkelnden Augen auf den Erschrockenen niederblickte. Die Haare waren bis zur Sohle lang und glichen an Farbe den Federn eines Raben.

Als die bairischen Soldaten in Rußland marschieren und sterben mußten, fiel es einmal einer russischen Bäuerin ein, einen todtmüden Mann zu fragen, welches seine Heimath wäre. Er antwortete: Ich bin aus Baiern, aus dem Gerichte Miesbach.

— Das ist ja nicht weit von der Brecherspitz antwortete die Bäuerin.

— Jetzt weiß ich schon, was Du für eine bist! rief der erstaunte Soldat. Die Russin aber schwieg.

Dieses sind die Geschichten der Brecherspitz.

Unter solchen Umständen kann es nicht verwundern, daß die Umgebungen des Berges erst vor ganz kurzer Zeit von einem Bauern, dessen Bildung mit der sogenannten Aufklärung in Zusammenhang gebracht werden muß, zum Schauplatz sträflichen Treibens gewählt wurden. Es lebt nämlich in Schliersee einer jener Händler, welche man in München Privatiers nennt, und deren Vermögen meist mehr in Coupons als in der Achtung oder gar der Liebe ihrer Mitbürger besteht. Auch ziehen sie die Schätze, welche den Neid der Diebe erregen, denjenigen vor, welche die Bergpredigt des Nazareners zu sammeln empfiehlt. Dieser würdige Mann stand in dem sicherlich unbegründeten Ruf, daß bei seinen Holzgeschäften in den Wäldern am Fuß jener Abhänge manchmal Stämme oder Scheiter aus den Nachbargehegen plötzlich sich seinen eigenen Scheitern beigesellt fanden.

Wenn das wahr ist, so kann es ohne Zweifel nur in derselben Weise geschehen sein, wie in Spuckhäusern bekanntlich Stühle, Teller und Töpfe von den Geistern beliebig verstellt und verwechselt werden. Jener Bauer nun machte sich den besonderen Spaß, sich, als Teufel verkleidet, im Gehölz zu verbergen und dem wackeren Holzhändler mit höllischem Geschrei entgegenzustürzen. Dieser that, was jeder gute Christ vor dem bösen Feind thun muß — er lief davon und man will wissen, daß seit jener Zeit Veränderungen in der Lage der Holzknüppel und Scheiter weniger häufig vorkommen.

Das geschah vor wenigen Monaten. Das Einsegnen der Wetter aber, die vom Brecherspitz herabkommen, ist schon lange her. Jeder weiß, daß es Geistliche gab und gibt, welche Gewitter durch Gebete und Zaubersprüche abwenden. In der Bavaria ist zu lesen, daß es bei solchen Geistlichen mehr auf eine gewisse angeborene Zauberkraft ankomme, als auf ein erworbenes hierauf bezügliches Wissen.

Meine Erfahrungen unter dem Volk sprechen gegen diese Meinung. Das Wettersegnen erfordert ein ganz bestimmtes „Gstudiren", dem aber heut zu Tage leider nur Wenige mehr obliegen. Einer der früheren Pfarrer von Schliersee soll sich auf diese nützliche Kunst ausgezeichnet verstanden haben. Oft gelang es ihm, daß er den Gewitterhagel von der Brecherspitze und den Grasweiden und Gärten Schliersees weg in die Wälder des Baumgarten und des Kreuzberges „ummisegnen" konnte. Das „Ummisegnen" ist hier nicht etwa als ein Ausfluß jener Frömmigkeit zu betrachten, der wir den schönen Spruch verdanken: „O heiliger Florian, verschon mein Haus, zünd andere

an!", sondern ein Abwenden von der Beschädigung menschlicher fruchtbringender Pflanzungen in die Wildnisse der Alpen. Doch kann es in benachbarten Gemeinden, deren eine einen kundigen, die andere dagegen einen unkundigen Wettersegner besitzt, allerdings so treffen, daß die der einen Flur von oben zugedachte Verwüstung durch fromme Sprüche auf die Aecker der andern abgewendet wird — nachdem sich das Wetter doch einmal irgendwo seiner eisigen Last entladen muß.

Das „Ummisegnen" besteht eigentlich nur in der Kunst, die Hexen zu vertreiben, welche das Wetter machen. Denn ein Gewitter ist weiter nichts, als das infernale Concert dieser verdammten Weiber. Und gerade deßhalb ist es eine schwere Arbeit — der unsichtbare Chor will den Priester mit fortwirbeln, ihn hineinziehen in das wilde Gejaid.

Deßhalb muß dieser immer eine oder mehrere fromme Personen um sich haben, die ihn festhalten, während er aus einem Buch seine Formeln liest. Es kommt dessen ungeachtet vor, daß ihn die Gewalt der Dämonen fußhoch vom Boden in die Höhe schleudert.

Zum Vorausbestimmen solcher Wetter ist eine Pflanze gut, welche man Himmelbrand nennt. Ich habe sie nie zu sehen bekommen, glaube aber der Beschreibung nach, daß sie in das Genus Phlox gehört.

Das Gasthaus in Schliersee ist der prächtigen Gegend würdig. Die gastliche Stätte umfaßt mehrere Häuser und bietet den verschiedenen Ansprüchen des Touristenheeres die verschiedene gleich erwünschte Befriedigung. Wenn etwas die Naturreize einer Gebirgslandschaft steigern kann, so ist es ein so freundlicher und mit Vorräthen wohl versehener Herd.

Uebrigens lehrt ein Blick auf den an der Vorderseite des Hauses angebrachten Schild, daß wir uns hier an einem Orte befinden, welcher bereits von auserwählten Freunden des Gebirges in Schaaren besucht wurde, noch lange, ehe die Welt wußte, daß es ein baierisches Hochland gibt. Hier ist ein Angelpunkt in der Geschichte unserer Villeggiaturen. Denn das bunte Gemälde zeigt drei junge Künstler im leichten Kahn, der von einem hübschen Mädchen gerudert wird. Diese drei Künstler — obwohl drei greifbare Persönlichkeiten -- müssen sich wohl gefallen lassen, von uns als eine symbolische Darstellung der Thatsache betrachtet zu werden, daß die Leute draußen der Malerwelt die Bekanntschaft und die Liebe zu unsern Alpen verdanken, und das Mädchen ist die weit in Deutschlands Süden und Norden bekannte Fischerliesl, und die Zeit, aus welcher die kleine aber bedeutungsvolle Composition stammt, reicht in die Mitte des dritten Decenniums dieses aufgeklärten Jahrhunderts. Dort war es, wo die Künstlerjugend, der damals goldene Tage am Isarstrand begannen, im Sommer zuerst hinauszog und im wolkigen Grün die Tage verlebte, welche der Kunst und der Freude geweiht waren.

Von diesen Jünglingen lernte das träge Volk der Hauptstadt: es merkte aus ihren Bildern, daß es wohl

schön und lustig sein müsse an den klaren Seen und in der Kühle milchweißer Wasserstürze. Der eine oder andere wagte sich endlich hinaus, bis dahin, wo er die dicken Thürme der Stadt nicht mehr sah, und endlich ganz in die Reihen der Berge hinein. Dieser Anstrengung bemächtigte sich die Mode — und so waren jene Künstler die Pioniere der Sommercolonisten. Die gesteigerte Anzahl derselben hat die Annehmlichkeiten der Berge nicht erhöht.

Aber es war eine andere Zeit! Du weißt, lieber Leser, daß wir für keinerlei Vergangenheit schwärmen und daß wir uns oft gegen solchen Cultus ereifert haben und von ernsten und gewiegten Männern dafür mit scheelen Augen angesehen werden.

Das thut Alles nichts — in Baiern gerade war damals ein viel harmloseres und vergnügteres Leben, das wir uns aber aus mancherlei Gründen doch nicht zurück wünschen wollen. Die Leute hatten noch nicht so viel zu sorgen und zu denken und auch die tägliche Nahrung wurde mit weniger Anstrengung und Mühsal errungen. Jene genossen in leicht befriedigtem Humor ein sonniges Stillleben, nach welchem wir, die Kinder eines bewegten Jahrzehents, mit ungläubigem Staunen uns umsehen. Die Kunst, vergnügt zu leben, war in jenen Tagen weiter verbreitet als unter den Nachkömmlingen, die sich klüger dünken. Der Künstler lebte der Kunst, der Handwerker der Arbeit und Jeder seinem Kreise, der sich heute zehnfach durch concentrische Außenringe erweitert hat. Man wurde leicht fröhlich und amüsirte sich an Kindereien, wie das Völklein des guten Königs von Yvetot. Das Entree ins Schlaraffenland war viel wohlfeiler, als jetzt. —

Nun, jene Künstler sind ergraute Familienväter, die Fischerliesl sitzt drinnen am Ofen und ist eine harthörige Greisin und aus dem Jahre 1825 ist 1865 geworden. Ich glaube, daß sich Mancher Aehnliches gedacht haben mag, wenn er den seither oft wieder übermalten Schild „zur Fischerliesl“ betrachtete.

Mit der Fischerliesl hat es aber eigentlich folgende Bewandtniß.

Sie ist die Tochter des Hoffischers Schrödler, der drüben an der Halbinsel „dem Freudenberg“ hauste, wo sie am 14. Oktober 1788 den ersten Schritt zum seligen Tode that, oder wie man wohl sonst sagt, das Licht der Welt erblickte. Sie heirathete erst mit dreißig Jahren und zwar den Gastwirth Johann Ellgraser. In diesen dreißig Jahren ihrer Jugend ward sie die berühmte Fischerliesl. Ihre vortreffliche Laune, ihr Singen und Scherzen gewannen ihr nicht minder die Herzen derjenigen, welche sie auf dem heimischen See herumruderte, als ihre nicht gewöhnliche Schönheit. Mit dem wehmüthigen Entzücken des Alters denkt sie an jene Zeit zurück und mir selbst hat die gute Greisin mehr als einmal von den lauen Nächten erzählt, in welchen der schöne Mond am Sommerhimmel stand und hell in den stillen See schien. Da schallte oft die ganze Nacht über Citherklang jugendlicher Gäste vom Kahn im weiten Gewässer und übermüthiges Jauchzen störte die Berge, daß sie mit unwilligem Rauschen ihre Tannen schüttelten.

— „Wir gehen nicht ins Bett, in München ist Zeit genug zum schlafen“ sagten damals die jungen Herren, erzählte mir die alte Fischerliesl.

Unserer jugendlichen Generation von heute, die in phantasieloser Correctheit verknöchert, muß so etwas wie eine Wundermär klingen.

Unter den vielen Gedichten an die Fischerliesl in mancherlei europäischen Sprachen, welche im reichhaltigen Fremdenbuch zu finden sind, behandeln manche die Jugend des freudvollen Naturkindes. Am besten scheint mir das einfachste — ein russisches Gedicht, das ich für diejenigen, welchen die byzantinischen Schnörkel des ostslawischen Idioms unverständlich sind, hier nach eigener Entzifferung in Prosa wieder gebe:

„Im Schliersee auf der Insel steht eine Hütte und der grüne Wald saust.
„In dieser Hütte lebte eine junge Fischerin und sang.
„Im leichten Kahne fuhr Lisanka, der Gesang wehte über die Ufer.
„Jetzt ist sie alt geworden und denkt ihrer Jugend."

Ein melancholischer Parallelismus der Bilder, wie in einem Volkslied der Ukraina.

Der Gatte der Fischerliesl starb nach sechzehn Jahren, ihre Töchter wurden groß, und für die nunmehr gealterte Frau begann ein Nachsommer, als man sie in ihrem neun und fünfzigsten Jahre zur Wirthin in dem Häuschen ihrer Jugend, der Halbinsel des „Freudenberges," einsetzte. Dort erwarb sie sich wieder die anhängliche Liebe ihrer Sommergäste und mit Leidwesen werden manche von ihnen vernehmen, daß ihr hohes Alter ihr nunmehr verwehrt, der freundliche Geist jenes schattigen Plätzchens zu sein.

Ihr Fremdenbuch ist eine Gallerie notabler Namen. Selten ist Jemand von hier geschieden ohne in der (übrigens

von bureaukratischer Naseweisheit geschaffenen) Rubrik „besondere Bemerkungen," seine Zufriedenheit, einen Scherz, eine fröhliche Erinnerung u. dergl. unterzubringen. Das allerlustigste darin aber sind die Bemerkungen der Herren Gensdarmen.

Die landläufige Hudelei und Plackerei der germanischen Polizei nämlich hielt und hält es für angemessen, diese Soldaten in die Wirthshäuser zu schicken, um dort im Fremdenbuch nachzusehen, ob alle Gäste eingetragen sind. Das hat nun selbstverständlich gar keinen Sinn. Aber die Verwaltung eines constitutionellen Musterstaates ist von solcher Rücksicht billig freizusprechen. Also der paysan du Danube geht hin und setzt sein vidit mit rusticaler Keilschrift unter den nächsten besten Namen eines Fremden. Sehr erheiternd wirkt es dann, wenn es unter dem Titel: Lord Loftus, kgl. großbrittanischer Gesandter gleich heißt: Mit Zufriedenheit, Mit größter Zufriedenheit gelesen Jakob Schmidmüller, Gensdarm, je nach der Zeche, die ihm der chicanirte Wirth bei dieser Gelegenheit frei gelassen hat.

Auch unter sentimentalen Gedichten an die Abendröthe, die Berge und ihre Freiheit nehmen sich derlei witzige Glossen nicht übel aus.

Der Geist der Fischerliesl ist nicht ausgestorben. Ihre liebenswürdige Tochter, die jetzige Wirthin, hält die alten Traditionen hoch.

Es wäre hier eine schöne Gelegenheit, von der Ritterburg zu sprechen, deren Ruinen auf dem Rohnberg in gewaltiger Höhe über dem See zu sehen sind.

Für romantische Gemüther gibt es nicht leicht einen mehr kitzelnden Stoff, als eine „Ritterburg." Doch bin ich zu meinem Leidwesen genöthigt zu bekennen, daß mich das wenig interessirt und ich gar nicht gelaunt bin, meine Leser dahinauf zu führen, wo außer einigen alten Steinen, von denen schon Aventinus spricht, und einer Aussicht auf den See, die man von dem Hügel des Weinberges eben so gut genießt, nichts ihre Augen fesseln kann. In den Büchern kann Jeder des Weiteren finden, wie der eine und der andere Waldeck auf einem Reichsturnier erschien, wieder ein anderer seinen Horst verpfändete und der eine die und die andere den heirathete. Merkwürdig dagegen ist der Umstand, daß einige dieser Grafen bemüht waren, das Volk im Thal lutherisch zu machen, worüber sie mit den baierischen Herzogen viele Händel bekamen. Es ist das eine lange Geschichte, die man bei mehreren Schriftstellern über das baierische Hochland ausführlich beschrieben antrifft. Daß sich an jede solche adelige Mauer Sagen knüpfen, welche Jahrhunderte überdauern, ist bei dem tiefen Respect unseres Volkes vor allem feudalen Wesen selbstverständlich. Nur muß man sich gegen jene Fassung solcher Ueberlieferungen verwahren, wie sie in den zwanziger und dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts in der Walter Scott-Periode, vorzüglich unseren baierischen Autoren über vaterländische Alterthümer geläufig war. Da gibt es keine zerbröckelte Mauer in Altbaiern, an welche nicht Palästina und die Wüste Arabiens, Richard Löwenherz und Sultan Sala-Eddin, Türken und Saracenen herangezerrt wurden.

Das Uebrige thaten dann schändliche Buhlschaft, Verrath, unglückliche Liebe, Gefängniß und Verließ. In dieses Haché hat man auch das alte Material dort oben eingesulzt.

Dort auf dem Berge liegen einige Ziegelsteine, und auf der Insel im See, der „ganzen" Insel, wie sie von den alten Leuten zum Unterschied von der Halbinsel Freudenberg genannt wird, wurde etwas Mauerwerk gefunden.

Augenblicklich ist das Abenteuer fertig: der Graf von oben hat eine ungetreue Gemahlin auf der Insel einmauern lassen. Im Wüstenbrand sterbend gab er dem scheidenden Freund die Botschaft an sein Eheweib mit, sie solle sich nie wieder vermählen. Aber der Sterbende genas; als er über die Spitzingalpe heimkehrte, sah er das Schloß beleuchtet. Er fand den ungetreuen Freund mit der betrogenen Gattin die Hochzeitnacht feiernd — das Weitere ergibt sich aus Spieß und Kramer. So haben es die poetisch Begabten unter unseren Parnaß-Insaßen dargestellt; andere begnügen sich zur Verübung der ehelichen Untreue mit einem Koch.

Sicher aber ist, daß Nachts Feuerflämmchen von der Burg auf die Insel, von der Insel auf die Burg fliegen. Einmal sollen sie sich sogar, vielleicht von dem vielen Fliegen ermüdet, zum größten Schrecken des überfahrenden Knechtes auf einen Nachen im See gesetzt haben. Das sind die armen Seelen jener vornehmen Uebelthäter, welche weder auf den Trümmern der Burg, noch im verschwundenen Verließe der Insel Ruhe finden können.

Ich kenne solche, welche, um diese Flammen zu sehen, die Nacht über am See spazieren gegangen sind. Aber weder diese noch auch ich haben um die Insel etwas an-

deres fliegen sehen, als wilde oder zahme Enten. Jene werden von den Leuten lutherische, diese katholische genannt — vielleicht noch eine Reminiscenz aus den angeführten religiösen Wirren.

Katholisch heißt überhaupt so viel wie zahm, zuthunlich, leicht umgänglich. So heißt es in einem Schnaderhüpfel:

'S Diandl is lutherisch —
Was is denn nacha?
I will mer's schon selber
Katholisch macha.

An anderen Orten hat „deutsch" dieselbe Bedeutung.

Auch von anderer Bewegung auf der „ganzen" Insel habe ich nie etwas bemerkt, einige Hasen ausgenommen, welche der Posthalter in jedem Frühjahr dort aussetzt, und im Herbste zusammenschießt. Es fehlen dann nur diejenigen, welche von den Raubvögeln geholt worden sind, die auf denselben Felsklippen nisten, wie einst jene „Reichsvasallen" von Hohenwaldeck.

Vor dem Neuhaus, ober dem Südende des Sees, taucht uns links der Wendelstein auf, der Markstein des östlichen Landes, dem wir entgegeneilen. Weit überschaut er die Fläche und nicht unwürdig ist seine stolze Pyramide der viel gewaltigeren Wolkenträger, die er in seinem Süden schaut.

Von hier stiege sich leicht zum kleinen Spitzingsee zwischen Almenweiden und Forsten hinauf, weiter kämen wir in das einsame Jägerhaus der Falepp hinan und von dort in das vielgeklüftete Thal der Brandenburger Ache, von dem wir schon öfter gesprochen haben. Aber wir müßten wohl auf unserem Wege die vielbekannte „Wurzhütte" besuchen, wo ein Tiroler und sein Ehegespons in unvergleichlicher Einsamkeit und Eintracht Schnaps, besonders Enzian, brennen. Dann müßten wir auch von ihnen sprechen — und darüber wird das „Burgei" bitterbös werden. Hat sie doch, als man ihr Herrn Steubs Schilderung ihrer Persönlichkeit in der Allgemeinen Zeitung zeigte, unwillig ausgerufen:

— Wenn wir in d'Stadt neikemma, laßn wir die Stadtleut an Ruah; was laßn denn nacha di uns nit in Fried mit ihnan Gschmier.

Des Ruhmes lockender Silberton trifft dort auf keine empfindsame Saite.

Lassen wir sie darum aus Bierschnaps und Fusel fort Enzian bereiten und in der dumpfen Stube am Alpensee ihr Leben austräumen.

Im Neuhaus findet sich immer Gesellschaft. Im Sommer kommen Touristen aus der Falepp, aus der Richtung von Baierisch-Zell und von Schliersee her zusammen. Mit Vergnügen erinnere ich mich eines vor Jahren hier gepflogenen Gespräches, dessen Zeuge ich vom andern Tische her war. Es waren zwei Kleriker von verschiedenen Dörfern, die mehrere Meilen von hier entfernt sind.

Es war kurz nach der Aufhebung des Lotto in Baiern.

Der eine der beiden Herren war mit dieser Maßregel höchlich unzufrieden.

— Jetzt sind's gestern schon wieder bei mir gewesen und habn einen Beitrag haben wollen fürs Kreis-Irrenhaus. Damit könnten's Einem ganz gut verschonen, wenn's das Lotto nit aufg'hobn hätten.

— Ja, aber Mancher hat sich halt doch ruinirt mit dem unglücklichen Spiel —

— Ah, was! Ein Geld is unter d'Leut kommen! Schaugn's jetzt nur nach Holzkirchen und vergleichen Sie's mit dem, wie's früher war. Wenn der Schluß vor der Ziehung war, da sind Ihnen gleich die Boten reinkommen mit hunderte von Gulden und die Bauern sind auch schaarenweis kommen und habn noch setzn wolln und da is gfress'n und gsoff'n worn in alle Wirthshäuser, daß grad a Freud war. Da habn sich doch die Leut was verdient. Schaun's es amal jetzt an!

— Es ist aber doch gut, daß dem vielen Aberglauben ein End gemacht ist, den die Leut mit dem Spieln triebn habn.

— Ach mein, Aberglauben Vor'm Aberglaubn hab'n wir uns nit z'fürchten, aber vor'm Unglauben, der is groß heut zu Tag.

Der eine, jüngere, Mann sah wohl, daß da nichts auszurichten war. Nach einer Pause fragte er, um das Gespräch auf ein erquicklicheres Thema zu bringen:

— Nu, am Nachmittag kommt jetzt selten was vor — da haben's ja fast gar nichts mehr zu thun?

— Ja, i hab mir neulich von München zwei Dutzend Bilderbögen mitgenommen, die colorir ich jetzt, das is

mein Hauptvergnügen. Außerdem hab ich noch an Schullehrer, der is aber kaum zum Terteln z'brauchn.

— Da müssen Sie ja recht viel Langeweil ausstehen.

— Wenn i meine Bögen nit hätt, manchmal schon, aber jetzt wird's bald lustiger, es kommt ein Gensdarm nach W.

Ländliche Idylle! Uebrigens waren das sonst zwei gemüthliche Herren und aus ihren Mittheilungen ließ sich entnehmen, daß sie ihre Pfarrkinder mit jener Unbefangenheit und jenem Mangel an jeglicher „Façon" behandelten, den man bei oberbaierischen Landgeistlichen nicht selten findet.

Vor vierzehn Tagen hatte der eine keine Predigt gehalten.

— I hab's ihnen scho acht Tag vorher g'sagt; han i gsagt, heut über acht Tag is Kirta in S., da is wieder kein Mensch nit da, als a poar alte Weiber, weils glei wieder alle zum Saufen fortlauft's — da halt i nacha glei gar koan Predigt a. Und richti, war mer a Niemands nit kemma. Dafür haben sie's aber a den andern Sunnta gspürn könna, da bin i mit an Weihwedel grad so durch ganga und hab' 'n rechten Arm fest an der Brust g'halten, so daß kein richti's Aussegnen gar nit war.

I hob an Das*) unter der Achsel, han i gsagt, da müßt's scho so a vorlieb nehma. Es san er a aber schon a poar drunter g'wen, die's gmerkt habn. Ja schimpfa

*) Furunkel.

durft mer's scho die Gscheerten*), wie's nur aufstehn — aber in der Kircha fragn's nix nach oan, und in der Gmoand lacha s' oan glei gar aus.

Setzen wir uns auf die Flügel des Gedankens; sie brauchen uns nicht weit zu tragen.

Wenige Stunden weiter südlich, jenseits Baierisch-Zell und des in der Bergeinöde versteckten Landl und überm Innthal hin zieht sich der Wilde Kaiser, ein zerrissenes Kalkgeklüft. Auf seine Wände wagt sich nur der tollkühne Jäger und manche der ausgezackten schwindligen Hörner erregen schon vom sichern Thale aus betrachtet eine Ahnung von den Mühen und Schrecken dieser öden felsigen Welt. Drüben am Innstrom raucht eine schnell fortwandelnde Säule; das klappernde Echo an diesen Abhängen sagt Dir, daß es der Dampfwagen ist, der ins Land Tirol hereinrollt. Unwillig und zürnend schallen die Felsenstimmen über das frevelhafte Vehikel. Du grollst umsonst, Wilder Kaiser, Grenzstein des mittelalterlichen Landes — bald zieht sich der eiserne Strang bis in das Innerste deiner wohlverwahrten Engen und der Luftzug aus Nord und Süd schlägt über dem durchbrochenen Gestein dieses Widerstandes zusammen.

Gewaltig fluthet der Inn dem Norden zu, der Strom der siebenzig Gletscher — über den Kalkwänden ruht die

---

*) Bauern.

morgentliche Sonne. Schon hat Gertraud, wie das Volk der Berge sagt, den Brand in die Erde gesteckt,*) aber die hohen Spitzen und die niedrigen Thäler schlafen noch unter der Decke des verlängerten Winters.

Dort im Norden, das Kranzhorn und der Steinspitz, zeigen der Ebene den Rubinglanz der eisklaren Alpen-Frühe und vom Brünnhorn, das drüben neben dem Wendelstein aufragt, magst Du wohl auf die unabsehbare Schwärze draußen hinschauen, wo über den frostbefreiten Acker sich schon die Lerche schwingt und der längst bereite Pflug endlich die dunkle Scholle furcht.

Auch in den schneeüberwehten Bergen hat schon längst die nächtliche Eule geschrieen und oft vernahmst Du auf Deiner Wanderung in den Dämmerstunden das entfernte Girren der Waldtauben in den Forsten — aber sie haben sich von matten Südwinden täuschen lassen, wie die sehnsüchtigen Menschen.

Sieh hier im Schnee die Spuren der Füchse. Es waren ihrer zwei; sie haben miteinander ein Reh gejagt, welches vor Ermattung von den langen Leiden des Winters nicht mehr die gewohnte Flüchtigkeit hatte, seinen hungrigen Drängern zu entgehen. Du wirst es dort in einer Schlucht irgendwo zerrissen und zerfressen finden. Schon schweifen Hofhunde Nachts umher, um die scheuen Bewohner der Felsgrate, die sich nahrungsuchend menschlichen Wohnstätten nähern, zu zerfleischen. O, wäre es Frühling, sie würden das behende Wild nicht erreichen.

Dort ist ein Abhang, an dem die Sonne den bösen Flimmer freilich weggeleckt hat — aber er ist auch ganz

*) 17. März.

dem Mittag hingegeben und das scharfe Wehen aus Nord und Ost zieht hoch über den Felsrücken hin. Sieh, wie abgelebt und öd auf ihm die befreite Natur Dir scheint! Stumm und träg läßt sich das erstorbene Gras umsonst von der Sonne wärmen. So sieht eine gealterte Schöne aus, wenn sie sich morgens von ihrem Lager erhebt und das bleiche runzelige Gesicht dem wahrhaftigen Spiegel entgegenhält.

Auch die schillernden Orgelpfeifen der vereisten Wasserfälle haben bereits vor der Sonne ihren Glanz verloren und zeigen Dir eine Oberfläche voll milchiger Trübung, welche ein behender Zauberer aus Reifflocken zusammengesetzt hätte.

Aber das ist Alles noch kein Frühling.

Sieh, wie hier ein nackter Baum unter der Dachrinne des Gebirgshauses steht. Seine Zweige sind ein funkelnder Kronleuchter von Krystall. Die gleißenden Tropfen, welche die Mittagssonne vom Dache löst, erhärten an seinen Aesten zum prismafarbigen Geschmeid und so blendet er Dich, vom Winde bewegt, an — ein Wunder unter dem Lichte der wunderreichen Welt.

Nun stehst Du wieder im schattigen Nadelwald. Er hält unbeweglich seine Schneelast mit den Zweigen fest, denn die himmelhohe Felswand wehrt schlimmen und guten Winden das Rütteln an seinen knorrigen Stämmen. Wieder eine Fuchsspur zwischen den Schneelagern — ha, diesmal ist Dir die Jägerei übel bekommen, Meister Reineke! Dort liegst Du zusammengekauert neben einem Stumpf, der sich noch halb aus dem Schnee erhebt.

Das Thier ist todt. Wenn sich die Jäger gar nicht mehr zu helfen wissen vor dem gefräßigen Nebenbuhler

und das Geschlecht der abgematteten Rehe unter ihrem Zahn zu verschwinden droht, so legen sie Fleisch mit Gift in die Dickichte. Der Jäger thut's ungern — denn es ist nicht weidmännisch, er hat den Räuber für die Kugel und die Hunde bestimmt. Wenn aber die edlere Beute, das Rehwild, darob seiner Jagdlust für den Herbst entgehen soll — dann bewaffnet er sich für seine Opfer mit Gift.

Der Wald wird wilder. Weit herum rauschen die Achen unter den morschen Eisdecken und oft krächzt es in der tieferen Finsterniß von hungerigen Räubern. Ein altes Mütterchen begegnet uns mit schwerer Last, die sie verhindert, an uns aufzublicken. Doch grüßt sie uns mit einem heiseren: „Gelobt sei Jesus Christus!" Da steht wieder eine Unglückstafel. Schon sind wir an vielen vorübergegangen, aber an den meisten haben Stürme Bild und Inschrift verlöscht. Diese hier ist noch neu:

Eilens wolt ich zum Jubileum gehen,
Blieb mir aber die goldne Zeit nicht stehen:
sobald ich kam in dieses Thall
so schlägt meine stund den letzten schall.
So wird es gottes wille sein,
Führe mich o gott ins ewige Jubileum ein.

Ein Armer stürzte in den vom Berg niederfluthenden Gießbach und wurde von der Wuth der angeschwollenen Gewässer mitgerissen. Noch schauen Kopf und Hände aus dem Wasser und oben im Himmel thront in sonniger Ruhe die heilige Dreifaltigkeit.

Wie alles Dunkel — so lichtet sich am Ende auch dieser Alpenforst und vor uns liegt, von mächtigen Höhen

überragt, der Walchsee. Aber — es ist kein Spiegel, zwischen grünen Matten ein smaragdner Abgrund, sondern abwechslungslos setzt sich die schneeige Wüste in der engen Thalwanne über die gefrorenen Gewässer fort.

Nimm mir es nicht übel, lieber Leser im Norden, daß ich Dir eine Lection in der Erdkunde des deutschen Vaterlandes gebe. Es ist nicht das weite Becken des berühmten Walchensees, das wir hier sehen, oder vielmehr nicht sehen. Dieser liegt weit draußen in den Voralpen des Baiernlandes zwischen der Isar und der raschen Loisach. Unser Walchsee aber ist ins treue Land Tirol gebettet, in eine Wildniß gebettet, durch welche nicht, wie dort, eine breite Straße führt, welche dem vielfältigen Verkehr der Menschen dient. Noch immer ist die hochgetragene Felsenwüste des Wilden Kaiser zur Seite — ein weites Reich von Abgründen und Verderben, welches wohl die Fläche manches deutschen Fürstenthümchens überlagern könnte. Die schwarzen Puncte, welche auf den Höhen herum aus dem Weißen lugen, sind die verlassenen Sennhütten — der Schnee aber, den ich auf jenem Horne erblicke, ist wohl auch Dir noch sichtbar, wenn Dich ein günstiges Geschick im schönen Spätsommer an diese Gestade führt.

Wir stehen vor der gastlichen Stätte und sind froh darum. Das Fortwaten in den Fußstapfen Anderer macht müde.

Ein grüner Baum ist an der vorderen Seite des Fischerwirthes abgemalt, ein großer grüner Baum, der bis in den ersten Stock reicht — ein wirkliches Symbol. Beim Eintritt zeigt sich uns ein lebendes Bild von Herakles und Omphale. Ein riesiger Mann in der Uniform der k. k. Finanzwache sitzt am Spinnrocken. Er hat sich den

Spaß gemacht, eine Weile die fortgegangene Magd abzulösen. Nicht übel macht es sich, wenn er sich den Finger unter dem Schnurrbart netzt und ihm beim Aufheben der Füße der Säbel klirrt.

Bald hat er diese Beschäftigung überdrüßig und ist mit uns und mehreren seiner zugekehrten Kameraden im Gespräch. Du hörst gleich, daß Du auf dem Gebiet des weit ausgedehnten Kaiserstaates wandelst. Der Eine erzählt von dem sonderbaren Felsen in der Donau bei Orsowa, weit drunten am türkischen Ufer, dem die Leute den Namen „Papagei“ geben. Der andere weiß, daß die kaiserlichen Offiziere bei einem Goldschmid an der Canobbiana zu Mailand die schönsten Säbelquasten bekommen haben; ein dritter berichtet von dem argen Schmuggel, den die Juden bei Myslowec nach Preußen hinüber betreiben und der vierte hat zugesehen, wie man den und den Advokaten zu Malè in Welschtirol, einen schlecht Kaiserlichen, bei Nacht abgeholt und nach Trient gefahren hat.

Genug hievon! Sehen wir uns im Zimmer um.

Da hängt alles voll von Crucifixen und Hirschgeweihen. An einem von diesen sind zwei tüchtige Laternen befestigt, welche den armen Leuten in stürmischen Nächten und heftigen Schneewehen über die Wege helfen. Genovefa mit der Hirschkuh und das „Ende des Guten“ fehlen nicht. Ein junger Mensch mit jenem zarten Teint, den man an der Tiroler Jugend nicht selten bemerkt, schläft auf der Ofenbank. Er hat heute den ganzen Tag am Joch oben gearbeitet, von wo die Holzschlitten, mit Stämmen beladen, auf dem gefrorenen Schnee leicht herabgleiten. Seine Hände sind noch geröthet vom abgewaschenen Blut.

Die Wirthin setzt einen gewaltigen Hecht auf. Denn ist auch der See nicht groß und tief (nur 18 Klafter) so tummeln sich doch in ihm, wie in allen reinen Gewässern der Alpenwelt, zahlreiche Schuppenträger. Unsere Vorliebe — wozu sollte auch Baiern unser engeres Vaterland sein? — gilt dem würzigen Gerstenstoff von Erl, obwohl aus andern Flaschen der verführerische Purpur des Terlaner winkt.

Wenn die Lampe angezündet ist, kommen die Mägde herein, feste, markige Dirnen mit frischen Gesichtern. Sie sind baarhauptig, und tragen, wie alle Tirolerinnen, die Zöpfe zierlich um den runden Kopf geflochten. Sie haben schon vorher in der Küche draußen gesungen, indem sie neben den erstorbenen Kohlen am Heerde saßen. Als es ihnen zu finster und zu kalt wurde, zogen sie es vor, ihren Feierabend nach der warmen Stube zu verlegen.

Auf unsere Bitte lassen sie sich gern zum Singen herbei. Doch würde der Naturenthusiast sich irren, wenn er glaubte, diesen Kindern stecke das Lied in der Kehle, wie dem Singvogel. Manche Strophen aus dem Sennerinnen- und Jägerleben wissen sie freilich auswendig, wie:

Bald der Lanks amol kimmt,
Und d'Amsel schön singt,
Und der Kukuk amol schreit,
Is a lustige Zeit.

Oder:

Bald i ausgeh auf d'Nacht,
Is a völlige Pracht:
Rührt si d'Schneid unter'n Huat,
Daß frei 's Federl g'wahn thuat.

Aber viele andere haben sie sich selbst aufgeschrieben. Die eine nimmt's von der andern und tausende von Almenliedern und Gesängen durchlaufen auf schmutzigen Papieren das ganze Land. Dann greifen sie in ihren Busen, ziehen einen beschmierten Zettel heraus, und singen indem sie ihre Köpfe zusammen gegen die unleserliche Schrift neigen:

Grün is d'Hollunderstaud'n,
Weiß ist das Blüah;
Diendl, i hätt di gern:
Wie is denn dir?

Oder:

Zillerthal, du bist mei Freud, u. s. w.

Auf solchen Papieren steht übrigens auch gar mancher Unflath aufgeschrieben, den der Wiener Genius in dem stets sanglustigen Lerchenfeld erzeugt. Diese werden nach Polka- oder Walzermelodien abgetrillert und machen uns leicht vergessen, daß wir uns nicht in einer schmutzigen Kneipe der Kaiserstadt, sondern im freien, herrlichen Alpenthal befinden.

Unterdessen betheiligen sich auch einige Knechte am Gesang und zwar mit den bekannten Trutzg'sangeln. Der eine beginnt:

J bin net von Oestreich,
J bin net von Boarn,
J bin durchs Tirolerland
Eini gschwärzt worn.

Der andere erwiedert:

Was willst denn du singa,
Was willst denn du sagn,
Du kannst ja ka Henna
Von der Steign außi jagn.

Dann zu den Dirnen gewendet:

Oft schiaß i an Hasn,
Oft woad i 'n aus,
Trag'n auffi zu der Senndrin,
Di kocht mir an Schmaus.

Diese aber will vom Schmaus nichts wissen und eine der Dirnen singt eine spröde Antwort, deren Refrain stets lautet:

Mei Bettstattl hat si g'wendt,
Und unser Lieb hat a End.

Seien wir froh, daß es dießmal von den Trutzg'sangln nicht zu Trutzprügeln kommt, wie das die leidige Herkömmlichkeit ist. Aber so ganz ohne Experimente mit der menschlichen Hautdecke geht es doch nicht ab.

— Schau, Forstner, sagt einer von den Knechten, der Herr da hinten will's nit glaubn, daß di oaner um an Neukreuzer hauen därf, so viel 'n der nur will —

Statt aller Antwort hält der „Forstner" seinen breiten Rücken hin, und sagt:

— Hau zu, aber an Bierschnaps mag i.

Das Problem ist nach einigen gewichtigen Schlägen gelöst und die Knechte schauen triumphirend zu uns herüber.

— I thua mi freiwilli martern lassen, sagt der Forstner, seinen Branntwein austrinkend, daß i ehenter in Himmel kimm.

— Du kimmst höchstens in Roßhimmel, erwiedert einer der Knechte.

Darauf entsteht eine Pause, welche der Forster, ein alter graukopfiger Knecht, dazu benützt, den beiden mit einander plaudernden Burschen die Köpfe zusammen zu stoßen.

— Moant's, es is gar nix'n mit mir? sagt er.

Statt aller Antwort zerren ihn die Beiden vor die Hausthüre. Man hört dumpf auffallende Hiebe. Nach wenigen Minuten kommen die Knechte herein und sagen:

— Da draußen liegt er jetzt g'schunden gar schreckli. Schaugt's 'n nur an, den Ekze Homo!

Wir gehen hinaus. Der Forstner liegt auf der Erde und rührt sich nicht. Seine Kinnlade ist mit Blut befleckt. Mit dem Gesicht berührt er den Boden. Er röchelt. Die Weiber stehn da und schreien: Ach du unsere liebe Frau! Aber die Knechte und der Wirth hohnlachen und sagen:

— Der g'stellt sie grad so! Laßt's 'n nur liegen!

Es dauert nicht lang, so geht die Thüre auf und eine Gestalt mit blutigem Gesicht kommt auf dem Bauch hereingekrochen. Es ist der Forstner. Er verlangt Bier. Statt dessen wird er in eine Kammer gebracht, der Schlüssel abgezogen und kein Mensch spricht weiter davon.

Das Raufen zum Spaß ist einer der charakteristischen Züge unseres Gebirgsvolkes.

Man weiß, daß Jeder, welcher die Feder auf dem Hut nach vorne trägt, dadurch die gesammte männliche Jugend herausfordert:

Da setz i mei grüns Hütel auf
Thu mir a krummbs Federl drauf,

doch Alles ohne Erbitterung, ohne wechselseitigen Haß, bloße Gymnastik. —

Nach einer Viertelstunde kommt ein zerlumpter Italiener herein und verlangt ein Nachtquartier.

— I b'halt koan Welschen, sagt die Wirthin.

Auf unsere Fürsprachen und Einwendungen antwortet sie mit drastischen Argumenten.

— Es is wegen an Ungeziefer und nacha nehmen's ahm auch meistens die Leintücher mit, bald mer net recht Obacht gibt.

Doch das Mitleid siegt. Es ist keine Herberge weit und breit, und den armen Teufel wieder an Frost zu setzen, das geht den Leuten doch gegen die Natur. Also darf er dableiben, denn bis zum nächsten Wirthshaus, das meilenweit abliegt, mußte er erfrieren. Hemd hat er keines; der braune Zwillich seiner Jacke und seiner Hosen zeigt bedenkliche Lücken und die fünf Neukreuzer seines Schlafgeldes sind zusammengebettelt. Er gehört zu jenen unzähligen Menschen, die Jahr aus Jahr ein in der österreichischen Monarchie herum wandern, um wirklich oder angeblich Arbeit zu suchen.

— Warum gehst denn nit zur Brennerbahn? sagt ein Knecht.

— I werd zur Brennerbahn gehn, zu dem G'frett, wenn i scho amol in Boarn draußen um Silber g'arbet hab! Es gibt nur oan Boarn.

Der Bewohner des Fassathales hat sich das zarte Idiom seiner nördlichen Nachbarn angeeignet.

— Moanst denn die Boarn laßn di 'nei'n, ohne Montur und ohne Sach?

— I hab an Paß, daß i nach Boarn darf.

In Oesterreich überwacht man den Bettel weniger streng, weil die Controlle den Beamten nur unnütze Mühe macht. Wird dagegen der Mann in Baiern von einem Gensdarmen aufgegriffen, so liefert man ihn an die österreichische Behörde ab, welche ihn unverzüglich wieder laufen läßt, weil sie nicht weiß, was sie mit ihm anfangen soll. Dann wiederholt sich derselbe Vorgang in infinitum.

Den Herren Knechten scheint der Welsche besonders in die Augen zu stechen. Sie suchen ihn auf verschiedene Art zu reizen, doch der arme Kerl entschlüpft ihren Stichelworten. Endlich gehn sie gerade auf die Sache los.

— Du, mir woll'n der was!

— Was wollt's mer denn?

— Rafa!*)

— I mag net.

— Was bist denn Du für oaner?

— A — Lump bin i.

Ein schallendes Gelächter bejubelt diese nothgedrungene Selbstverkleinerung des Klugen. Ein Baier hätte geantwortet:

— Was seid's denn ös, ös Tirolertropfa?

und der Ausbruch einer furchtbaren Prügelei wäre unvermeidlich gewesen.

Der Italiener begibt sich endlich mit den Worten: Austritt nach Baiern, zu Bett, oder vielmehr zu Stroh

*) Raufen.

und der eine Knecht sagt, ihm nachsehend, mit Achselzucken:

— Schneid haben's der do dengascht gar koane, die Welschen!

Die Knechte wenden sich nach einer Weile zu uns:

— G'fallens Enk die unsrigen Weibsbilder, ha?

Indem sie fragten, deuteten sie nach den kichernden Dirnen.

Ich weiß nicht, was Du geantwortet hättest, lieber Leser; ich aber hielt es aus verschiedenen Gründen gerathen, zu versichern:

— Mir g'fallens scho, mir.

— Schaug, der gfallt mer jetzt, der da. Der machts do nit wia d' andern Stadleut. Beim Tag thun's, als wenn's en Kas nit möchten, und auf d'Nacht schlecka's nach'n Papier. Der is do aufrichti, der do.

Im Fremdenbuch, welches uns die freundliche Wirthin bringt, entdecken wir liebe Namen aus Nah und Fern. Aus den weichen Kissen wecken uns unheimliche Gespensterlaute; es ist der alte Forstner, der seinen Kerker durchbrechen will.

Von Kössen, welches an der großen Achen liegt, die dem Chiemsee zuströmt, geht der Weg durch einsame und unbewohnte Thäler nach den Seen der Traun. Auf der Strecke, welche noch zu Tirol gehört, sieht man zwar hie und da ein Haus — auf dem baierischen Gebiete aber, von Reit im Winkel bis zum Seehaus, wohl über vier

Stunden, keine menschliche Wohnstätte. Solcher Unwirthlichkeit begegnet man nur in dem spärlich bevölkerten Oberbaiern; in Tirol sind noch viel wildere Thäler Meilen lang mit Höfen, einem langgestreckten Dorfe, bedeckt. Jeder weiß, worin das seinen Grund hat und wir haben darüber nichts weiter zu sagen.

Schauerlich ist fürwahr die Wildniß, in welcher die zusammenhängenden Becken des Weit-, Mitter- und Lödensees begraben liegen. Im Norden die Hochscharte und der Hochkienberg, im Süden der Hochbrünnstkogel recken ihre kahlen Wände in die Luft und wehren von den Tannenwäldern, die auf Halbinseln in die grünen Seen hineinragen, jeden Wind ab, daß sie unbeweglich dastehen. Die Bäche, deren Lauf durch moorige Stellen und kiesiges Geröll auf den waldigen Vorbergen gehemmt wird, sickern ganz leise in den ungestörten Spiegel und der klare Fluß, welcher die drei Seen verbindet, schleicht sich unmerklich von der einen starren Fläche zur anderen. Du wähnst Dich in einem jener verwunschenen Thäler, in welchen zur Zeit ritterlicher Paladine manch edler Held Waffenehre und Leben durch bösen Zauber verlor. Die brütende Natur harrt der Erlösung — wie würden dann die Seen fluthen, die Bäche rauschen und Wasserstürze von den kahlen Jochen blinken!

Der seltsamste dieser versteckten Wasser ist der am Weitesten nach Norden gelagerte Förch-See. Das ist eine Fluth wie aufgequollener Malachit. Nie, in keinem Winter — wenn alle Seen des Hochlandes unter schweren Eisdecken vergraben liegen — friert dieses der Frygga heilige Gewässer zu. Es ist eben ein großes Quellenbecken, in welchem sich die in den Bergen herumziehenden

Brunnenadern aufstauen. Schützt er seine durchsichtige Welle nicht mit Eis gegen die furchtbare Strenge des Bergwinters, so hüllt er sich dagegen in undurchdringliche Wolken, in aufrauchenden Nebel. Denn die warme Quelle dampft in der Frostluft.

Hier ist ein Felsenthor, ein Paß, der nach Norden führt. Die tiefe Fluth hat sich zwischen die eng zusammengerückten riesenhaften Wände gelagert, und füllt den Durchgang aus, so daß nur mehr ein geringer Raum für den Weg übrig bleibt.

Rechts sind es die abgewaschenen Wände des Krummbachhorn, links die breiten Höhen des alpenreichen Kienberg, deren Riegel vor undenkbaren Zeiten hier die stürmende Fluth durchsägt hat. Jetzt ruht sie befriedigt im tief herabgesenkten Bette.

Im einsamen „Seehaus", welches am schmalen Pfade dieses Gestades steht, triffst Du selten eine andere Gesellschaft, als die Forstleute und diese verbringen die Muße, welche ihnen der Dienst auf den jähen Bergen läßt, im harmlosen Kartenspiel zu. Es ist ein gar verborgener Winkel der heimischen Erde. Auch in den Alpen gibt es nicht gar viele gastliche Stätten, die dem Verkehr der Sommerreisenden und Fußwanderer so sehr entrückt sind.

Wir stehen nun schon lange wieder auf baierischem Grunde und wandern getrost dem Norden zu. Bald erweitern sich die Wände, die Thalmulden werden breiter und die im Norden statt der Berge auftretenden Hügel kündigen das Flachland an. Mancher von denen, die mir gefolgt sind, freut sich vielleicht auf den unbeschränkten Himmel, der sich über der fruchtbaren Erde wölbt und auf die weite Rundschau auf weiße Kirchen und Dörfer

statt der Schneeflecke auf den emporgethürmten Felsenlagern.

In der Abdachung der Nordalpen, die wir jetzt durchschreiten, gibt es wunderliche waldbedeckte Terrassen. In abenteuerlicher Verworrenheit sind die Vorberge vor den großen Mauern aufgeborsten. Gipfel und Kuppen, Zinken und Rücken — es ist ein buntgestaltiges Gewimmel.

Bei Fuchsau westlich wirfst Du den schönsten Blick in das anmuthige Wirrsal, welches dort, von ansteigenden Schemeln vorbereitet, der weitschauende Hochgern überragt. Aber es ist das wahre Waldrevier Baierns, die Berge von Ruhpolting sind es, welche Dir da überall ihre einladenden Höhen zeigen. Hier sind auf kleiner Fläche mehr Förster und Jäger beisammen, als an irgend einer andern Stelle der Berge. Hier ist die wahre Heimath jenes allem oberbaierischen Volk sympathischen Schützen- und Jägerlebens, wie es die verwunderten Städter auf Zimmerstutzen-Scheiben und Bierkrug-Deckeln dargestellt sehen. Schon leidet der Mensch nicht mehr von den Drangsalen und der Enge des Hochgebirges — der Wohlstand ist aus der Fläche und von den Verkehrswegen in die grünen Wälder hinein gekommen und hat Lust und Kraft in die Thäler gebracht. Sei uns gegrüßt, grünes Land der Schatten und des Wald-Duftes!

So ziehen wir an Forsten, durch Forste, fort. Noch haben nur mehr die Wasser die Wildheit der Berge. Gegen Mitternacht dringt der Blick ungehindert in die Ferne, und wenn wir das uns von der früheren Reise wohlbekannte Siegsdorf erreicht haben, hat sich zwischen

uns und die Alpen schon jeder Lasurschleier eingeschoben, welcher das wahre Symbol für die Sehnsucht nach jener gewaltigen Welt ist. Die „Druna" dröhnt, wie damals, als wir unsern Schritt nach den Tauern lenkten. Es ist noch die lärmende rothbraune Welle.

Droben auf dem Berge liegt Maria-Eck, voll wunderthätiger Gnaden, vor Allem aber mit einer herrlichen Aussicht auf den Chiemsee, vor Dir Traunstein am Rande seiner Wälder.

Jenseits Bergen erreichen wir die Ebene. Ueberall rinnen dunkle Bäche durch das ungeheure Moor. Noch in der Erinnerung unserer Väter reichte der Chiemsee an Grabenstatt her, wo jetzt nur noch das Delta der großen Ache zu sehen ist. Soweit das Auge blickt, fluthet der „Weitsee." Dieser brandet im Winter noch lange mit seinen dunkeln Wellen an den flachen Strand von Chieming, wenn zwischen den Inseln und Buchten die fußdicke Rinde schon Lastwägen trägt, und im Frühjahr reißen die Stürme, die gefährlichsten Feinde des Eises, hier die mächtigen Felder in Schollen auseinander, wenn das Westufer noch nicht eine freie Stelle sieht. Hier ist der Tummelplatz der Chiemsee-Wetter; hier rollen in unabsehbaren Linien die aufgebäumten Wogen daher, welche drüben an den buschigen Inseln zerschellen.

Mit schwerem Anschlag an unsern Nachen treibt uns Nordwind und Wellenschaum entgegen. Endlich stoßt der Kiel an Thassilos uralt ehrwürdige Insel, deren Tannen im Wasserhauch grünen unb bald erfreut uns, unter lichten Lärchen sitzend, neben grauen Denkmälern die ringsum hallende Fluth, die blaue Thalatta des Baiernlandes. —

III.

Vorland und Hochgebirg.

Das Wasser des Chiemsees wallt unter dem Himmel und die wimmelnde Fläche zeigt das tiefe Blau, wie die sonnenliebenden Gentianen, welche im Frühjahr die Rasen unseres Landes zieren. Er selbst gleicht einem ungeheuern feuchten Kelche dieser Blüthe, die aus den aufgefangenen Lichtern sich blendenderen Lasur saugt, als die Höhe des Himmels und der Berge.

So trug ich sein Bild in mir.

Als ich aber das letzte Mal durch die buschigen Hügel schritt, welche Prien von dem moorigen Strande trennen, knarrte der Schnee unter meinen Füßen. Die Eisdecke des Sees lag da. Das Auge der Landschaft war todt, wie das eines Menschen, wenn die Linse im Staar milchweiß erstarrt. Bläuliche Fußstapfen zogen sich in die Fläche hinaus; die Herren-Insel ragte dunkel aus den frostigen Hüllen. Hie und da waren auf der dünn beschneiten Eisdecke dunkle Flecken zu sehen. Dort stand Wasser, von der Sonnenwärme der vergangenen Tage erzeugt. Es konnte aber die eine oder andere jener Stellen auch zu den durchgehenden Oeffnungen gehören, welche das Volk der Ufer „Dampflöcher" nennt. So kommt es, daß es oft nicht die geringste Gefahr bringt, durch solche Wasser

zu waten, weil unter ihnen die mächtige Rinde des Kerneises den Fuß stützt — manchmal aber fehlt diese und dann senkt sich der Wanderer zu den vielerlei Leichen und Knochen, die auf den Kieseln 500 Fuß unter der gebrechlichen Decke liegen.

Um sich und uns davor zu bewahren, nimmt der Führer, der voran schreitet, einen sehr langen Stock mit, der am Ende mit einer scharfen eisernen Spitze versehen ist. Diese Spitze hält er fünf bis sechs Fuß vor sich hin; er stößt auf das Eis und prüft, ob es die Last trägt. Bald geht es auf trocknem Pfade — die Eisdecke knistert wie elektrische Funken; bald sehen wir keinen Boden unter uns — der Weg führt durch fußtiefes trübes Wasser. Es ist ein trauriger Gang.

Damit der hereingewehte Schnee nicht die verrätherischen Löcher zudeckt, welche jetzt unser Führer vorsorglich umgeht, und der Unbekümmerte durch die dünne Schneedecke hinabstürze, stehen auf dem See, wie sonst an winterlichen Wegen auf dem Lande Weiden und Stangen ausgesteckt, welche über sicheres Eis nach sicheren Ufern geleiten.

Wieder hat Thauwetter weite Strecken aufgeweicht; die eisige Suppe muß durchwatet werden. „Es ist halt a bißl dosti,“ sagt der Führer.

Drüben, zwischen der Südspitze der Halbinsel von Urfahrn und der Herreninsel ragen auch größere Stangen aus dem Eis. Sie sind dort, weil das Wasser in der Bucht nicht tief ist, in den Grund gerannt — die Wegweiser des Schiffers im Nebel.

Es ist einer jener Tage, wie sie in der langen Agonie des Winters vorkommen, der in unserm Himmelsstrich zwei Monate lang mit dem Frühling kämpft. Laue Luft

weht über verwitterte Eisflächen und die heiß vom blendenden Schnee zurückgeworfenen Sonnenstrahlen werden oft von groben Flocken und Körnern in schaurige Flucht geschlagen.

Schon zieht der Schneesturm über das südwestliche Gebirg; nun kannst Du schon in die Sonne sehen, denn die Dünste verzerren ihr Licht. Durch dichtes Gestöber schaut trübselig die mattgelbe Ampel.

Ein Föhn mit vielem Schnee ist ein seltsamer Sturm, wenn er Dich auf solchem Pfade überrascht. Unter Dir hämmert von seinem Druck die ungeduldige Welle an ihre Fesseln. Denn sie spürt den Wind mächtig unter ihnen. Wind ist nicht nur, wie der Dichter sagt, der Welle „lieblicher Buhler," sondern auch ihr Befreier. Sonne und selbst Regen werden der Eiskruste nicht so gefährlich, als Sturm, insbesondere der wüthende Sirocco der Alpen. Hätten wir ein Fernrohr und wäre, statt des dichten Gestöbers, klare Luft um uns, so könnten wir sehen, wie weiter im Osten, hinter den Inseln, wo alle Stürme von den niedrigen Ufern über den „Weitsee" hin sich sammeln können, die Welle sich schon längst ungehindert bewegt. Dort schlägt sie gegen dieselbe Eisdecke, die uns hier trägt, wie gegen einen festen Strand.

So vermag das Gestöber der Eisnadeln im Südweststurm demjenigen, welcher auf weitem See über die bedrohte Decke geht, die süßen Schauer eines gut durchgeführten Sensationsbildes zu bieten. Kein Strauch, kein Stein, keine Erhöhung unterbricht die Einförmigkeit der grauen Farbe. Die Sonne richtet in diesem Gewirr nichts aus; halte Dich nah an Deinen Führer, sonst wird der Chiemsee zum schneeigen Labyrinth. So wie hier dem Wande-

rer wird es wol dem Jüngling zu Muthe sein, der sich auf der Reise nach dem „Wahren als Substanz und Subject" des weiland Herrn Hegel befindet; unter sich keinen Grund, ober sich keine Klarheit, um sich ein Gestöber von Wörtern, welche bald zerfließen, wenn ihm einmal später das Gestirn seines eigenen Verstandes wieder scheint.

Nach dieser „Reflexion im Anderssein in sich selbst" wende ich mich gerne wieder auf die gefrorene Tiefe.

Nach einer Stunde hatte ich damals den erwünschten Strand erreicht. Auf einem guten Knüppeldamme, der sich zwischen wohlgepflegten Hecken hinzieht, kam ich auf die Höhe der Herreninsel, wo jene Gebäude ragen, von denen wir am Schlusse der vorhergehenden Abtheilung sprachen. Ich habe dabei erwähnt, daß die Erinnerung an die Stiftung des alten Klosters bis in die Zeiten Thassilos zurückreicht und in der That ist es erwiesen, daß wir es hier mit einer Geschichte zu thun haben, deren Anfang im achten Jahrhundert liegt. Zu jener Zeit, in welcher man gegen das Heidenthum der deutschen Nation nicht wie jetzt, mit Ministerialerlassen und Hirtenbriefen, sondern mit fränkischen Schwertern und Spießen arbeitete, schlugen hier Mönche ihren Wohnsitz auf. Ob diese Niederlassung gerade da stand, wo jetzt die Mauern des zum Bräuhaus profanirten Klosters sich im Schatten der Bäume halb verbergen, darüber herrschen Zweifel. Im Andenken der Leute spukt die Sage, daß ein hölzernes Kirchlein „Holzkirchen" auf der Südspitze der Insel sich erhob, dort, wo die „Steinwand" jäh in die Fluth abfällt. Wir werden jenen herrlichen Punkt späterhin gerne zusammen besuchen. Es sollen dort Bruchstücke von altem Mauerwerk zu sehen

sein und Kenner halten die auffallende Vertiefung um jenen Felsen für die unzweifelhafte Spur eines Grabens.

Dem mag so sein; ich kann aber meine Leser nicht im Schneegestöber dastehen lassen, um ihnen einen Vortrag über ein Thema altbaierischer Kirchen- und Klostergeschichte zu halten, von dem sie vielleicht bei warmem Wetter ebenso wenig etwas hören wollten.

Suchen wir deßhalb auf dem geweihten Eiland vor Allem das schützende Gasthaus auf.

Beim ersten Schritt in dasselbe gewahrt man gleich, daß uns die Pforten eines ehemaligen Klosters geöffnet worden sind. Die dunkeln Corridore, die massiven Mauern, das schief einfallende Licht bilden zusammen eine Räumlichkeit, von der wir im Vorhinein erwartet, daß sie uns in einen Saal geleitet, welcher mehr Aehnlichkeit mit dem Refectorium einer reichen Abtei, als mit dem Speisezimmer eines Gasthauses haben wird. Und so ist es.

Aber es sind nicht die schweigsamen Gesichter der Brüder nach der Regel des heiligen Augustinus, die uns empfangen, sondern freundliche Menschen.

Mit Freuden denke ich an die vielen unter jenem Dache verlebten Tage zurück.

Es ist ein anmuthiges Einsiedlerleben auf jener Insel. Der vieljährige Verwalter, Herr Sautelet, kennt den Chiemsee und seine weiten Ufer, wie wenige. Die winterliche Abgeschlossenheit mitten im eisbedeckten See rückt die Gemüther einander näher und die Abende verschwinden im mittheilsamen Gespräch. Da rauscht der See in allen Erzählungen an der Flamme des Herdes: gefährliche Fahrten über die stürmische Fluth, halsbrecherische Gänge über das Eis und wilde Geschichten von Jägern und Bergsteigern

bilden den Text des Gesprochenen. Worüber sollte man auch hier reden? Ist doch die Herreninsel ohne Zweifel einer der merkwürdigsten Wohnorte in Deutschland. Wer wieder einen Robinson schreiben will gehe hieher, um sich in taugliche Stimmung zu versetzen.

Besonders in der Zeit meines letzten Aufenthaltes, von dem ich erzähle, gewinnt die Insel ein eigenthümliches Interesse.

Der Winter hatte noch den Theil des Sees, der zwischen den Inseln und weiterhin im Westen liegt, unter seinem Eis gefangen gehalten, aber die vielen warmen Tage und die hochstehende Sonne des April hatten an der Oberfläche soviel zerbröckelt und zernagt, daß es nicht Jedermanns Sache war, Spaziergänge nach dem Ufer oder der Fraueninsel zu unternehmen. Unsere fast ausschließliche Communication mit dem Festland besorgte ein treuer Knecht, der wackere Hölzl, der alltäglich früh am Morgen, wenn der nächtliche Frost das Eis wieder gekräftigt hatte, mit seiner blechernen Büchse hinüber nach der Post Weisham wanderte, um seines Herrn Aufträge zu besorgen. Dabei war für den Guten der krystallene Weg nicht ohne Gefahr — sicherlich aber mit viel mehr Gefahr für sein Leben umlagert, als der Feldzug nach Churhessen, an dem er sich als königlicher Straf-Soldat zur Kräftigung des monarchischen Princips betheiligen mußte.

Namentlich als ein sonniger Tag dem andern folgte und die Wärme ständig stieg, war ich manchmal um ihn in Besorgniß; aber er und seinesgleichen kennen ihr Eis wohl und hegen eben so wenig Furcht, als sie es bis zur äußersten Tollkühnheit treiben.

Manchmal hörte ich auch eigenthümliche Argumente zur Beruhigung.

Einmal kam ich an den Strand der Insel und hätte gern nach dem Festland hinüber gewollt.

Ein Knecht arbeitete am Ufer. Ich war schon im Begriff, allein hinüberzugehen, als ich mitten im Eis eine ungeheure Lacke freien Wassers bemerkte, welches der Wind kräuselte. Ich wurde stutzig.

— Du, kann man noch hinüber? fragte ich den Knecht.

— Feit si no nix!

— Nu, so führ mich 'nüber.

— Recht gern; i hab erst gestern an Ochs'n ummi triebn.

Und so ließ ich mich denn auch treiben, aber in umgekehrter Ordnung. Meine Menschenfreundlichkeit sagte sich, daß ich noch immer Zeit hätte, stehen zu bleiben oder umzukehren, falls mein Vorgänger durchbräche. Doch nein, man muß sich nicht schwärzer malen, als man ist. In solchen Fällen ist angezeigt, daß sich der Hinterhergehende einfach mit dem Bauch auf das Eis legt, so sacht wie möglich sich an den Rand des Bruches, in welchem der Andere steckt, hinschleppt, und ihn so lange an der Hand oder den Haaren hält, als es irgendwie geht. Dann werden Beide wahrscheinlich schreien, bis andere Hilfe nahe kommt. Doch gehören derlei Positionen immerhin zu den verwickelteren im Privatleben. Das Wasser hat keine Balken — das Eis aber erst recht keine.

Die Kenner der menschlichen Einbildungskraft sprechen davon, daß Jeder ein Ideal, ein verzücktes Selbst in sich herumtrage. Dasselbe ist auch bei dem sonst so schlichten

Hölzl der Fall. Hölzl möchte gar zu gern k. b. Postbote für die Chiemsee-Inseln und einige Uferstrecken werden. Die Civilisation nämlich, welche in die bescheidensten Wohnsitze der Baiern ihre königlich bezahlten Postboten sendet, hat deren noch keine für die Inselwelt unseres Sees gefunden. Dieser Postbotendienst auf schwankem Kahn oder knarrendem Eis wäre ohne Zweifel der pikanteste innerhalb der weißblauen Pfähle. Aber das neunzehnte Jahrhundert hat keinen Sinn für solche Gestalten. Die königliche Generaldirection der Posten sagt: Für das Schloß auf der Herreninsel und das winzige Dorf auf der Fraueninsel bezahle ich allein keinen ganzen Boten; wenn die Insulaner einen wollen, sollen sie auch einen Theil der Kosten tragen. Die Verwaltung des Schlosses aber sagt: Dieser Hölzl ist unser Knecht und mag unsern Bedarf immerhin so fort nebenher besorgen. Und die Insulaner von Frauenchiemsee sagen: Wir halten uns ein altes Weib, welches mitunter an schönen Tagen nach dem Festland geht; unsere Correspondenzen pressiren so sehr nicht. Bei den Standpunkten ist eine gewisse Berechtigung nicht abzusprechen. Und das sind die Factoren, aus denen sich für Hölzl die hohe Wahrscheinlichkeit zusammensetzt, daß ihm, wie andern Menschenkindern sein schönster Traum nie zur Wirklichkeit werden und er selbst die große Anzahl unbegriffener Capacitäten, êtres déclassés, um ein trauriges Beispiel verstärken wird.

So war die Post im Frühling geraume Zeit gegangen, bis Hölzl eines Tages das Eis für „schiach“ erklärte. Jetzt blieb, wenn wir nicht eine Existenz führen wollten, wie einst der Holländer Barentz auf Spitzbergen nichts Anderes übrig, als eine „Rinne“ oder einen „Bruch“

ins Eis zu schlagen. Eine solche Rinne ist ein Kanal, der so breit sein muß, daß sich ein Schiff nothdürftig durchzwängen kann. Das ist aber eine Arbeit wie die Erga und Parerga des Herakles. Ich kenne sie aus eigener Anschauung und Mitwirkung und wage die Behauptung, daß mir meine Arme und Schultern am Abend nicht weher gethan haben würden, wenn ich den erymanthischen Eber gepackt und fortgeschleift hätte.

Die Manipulation ist diese. Vor dem Schiff, welches man auf das Eis stellt, postiren sich zwei, drei Arbeiter und hauen mit Hacken und Beilen viereckige Tafeln aus der Kruste. Ein Dritter schiebt diese, wenn sie losgemacht worden sind, mittelst einer langen Stange unter die Decke. Diese Drei haben den weniger beschwerlichen Theil des Geschäftes.

Andere stehen im Schiff und halten etwas in der Hand, was am meisten Aehnlichkeit mit einem Dreschflegel hat. Es ist dies ein handbreiter Prügel, der an seinem oberen, wulstigeren Ende nach rückwärts gekrümmt sein muß. Mit ihm wird aus Leibeskräften auf das dicke Eis geschlagen. Es bedarf manchmal eines Dutzends Hiebe, bis dieses bricht und die Smaragdfluth des Sees dem Arbeiter aufgepeitscht ins Gesicht spritzt. Wie davon die Armmuskeln geprellt werden, läßt sich denken. Ich für meinen Theil habe mich an dem Geschäfte deßhalb betheiligt, weil mich der langandauernde Winter ärgerte, und ich meinen Zorn an seinem Erzeugniß, der Frostbrücke, auslassen wollte. Ich schlug grausam drauf los und schwere Schweißtropfen fielen auf die zerschmetterten Trümmer, aber der Geschlagene war ich, nicht der grimmige Eiskönig.

Frei und munter kehrten wir zum längst bereiteten Abendessen zurück.

Die Amseln, welche noch nicht erfroren waren, pfiffen draußen unter den entblätterten Buschen. Mir däuchte es, als ob sie uns grüßten.

In dem Saale, dessen einer Theil in traulichem Halbdunkel lag, brannte eine helle Lampe. Sautelet, der Curatpriester und der Baumeister waren in emsiger Unterhaltung begriffen; Frau und Tochter hatten mit Nähen oder Stricken zu thun, ein großer Hund lag vor dem Ofen hingestreckt und im Zwielicht unterschied man zwischen den Stangen seines Käfigs einen Papagei, den Affen der Vögel. Oben erschienen in undeutlichen Umrissen Gestalten von anderen Vögeln, welche der Gewandtheit des Jägers zum Opfer gefallen waren. Die Uhr pickte langsam und durch ein Fenster schaute ein heller Stern herein, der sich an den Rand einer ergrauenden Wolkenbank hielt. Er erlosch bald wieder.

Je mehr unsere Unterredung über die Insel und den See an Lebhaftigkeit gewann, desto wilder wurde es draußen. Als ich durch den hallenden Corridor nach meinem Zimmer schritt, war in der Luft taube, unendliche Finsterniß. Diese lagerte über den Wassern, über dem Eis, über den Schneeflächen, über Wald und See. Es war ein sichtbares Nichts. Da kommt dir ein Gefühl der Verlassenheit und du denkst vielleicht an jene Stunde zurück, in welcher dir zuerst die Gewißheit wurde, daß deine Jugend dahin und mit ihr die freundlichen Genien sind entwichen.

Die Herreninsel ist, wie der vortreffliche Curatpriester mir mit Recht sagte, eine kleine Welt. Sie hat Wald, Feld, Garten, Wiesen, Fels und auf den Karten sind sogar Bäche verzeichnet, welche von ihrem hohen Rücken nach dem schilfigen Ufer rinnen. Darin hat sie einen unvergleichlichen Vorzug vor der Fraueninsel, deren schattenlose Fläche fast ganz von einem armseligen Dorfe eingenommen wird. Die Krautinsel ist das Feld und der Gemüsegarten jenes Dorfes. Dagegen bieten genannte Inseln eine unbehinderte Uebersicht über das weite Gewässer und die blauen Berge, ein Genuß, den man sich auf Herrenchiemsee nur verschaffen kann, wenn man durch den Wald an ihr südliches Ende pilgert, oder in den Gebäulichkeiten des Schlosses die obersten Stockwerke besteigt. Diese Gebäude liegen auf der Nordostspitze der Insel, auf ihrer kältesten und unschönsten Seite. Hier hat die geistlichen Herren ihr sonst bewährter Geschmack im Anlegen von Klöstern arg im Stich gelassen.

Lassen wir uns vom Schnee nicht abhalten, eine Rundreise um das Eiland zu machen.

Es bildet ein nicht ganz regelmäßiges Dreieck, dessen Spitze nach Norden schaut. Stellen wir uns an diese und wandern auf dem Oststrande gegen Süden.

Auf der äußersten Spitze steht eine kleine Kapelle mit dem Bildniß des Johann von Nepomuk.

Man weiß, daß dieser böhmische Dechant der Fluß- und Seegott der Christen ist. Diese stellen ihn häufig auf Brücken, an Landungsplätzen, am Strand der Gewässer auf. Hiet, oder in der Entfernung weniger Schritte, war einst die „Hoflände“, der Hauptlandungsplatz für die Prälaten des Stiftes. Um die großen

Schiffe vor dem Anprall der Wellen zu schützen, hatte man hier eine Art Hafenbau angelegt. Es wurden Balken in den Boden eingerammt, an ihnen glitten die Wellen ab und beschädigten die Nachen nicht, welche angebunden am Strand lagen. Wieder an einer andern nahen Stelle war eine Schiffhütte. Von dieser sind auch noch einzelne Pfähle zu sehen. Manche der Pfähle sind an dem oberen Ende scharf abgeschnitten, was von den Kanten der Eistrümmer herrührt, deren Geschiebe bei niedrigem Wasserstand die Pfähle glatt durchrasirt hat.

Der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts blieb es vorenthalten, in diesen Hölzern Ueberreste der berühmten Pfahlbauten zu erkennen, auf welchen die uranfängliche Bevölkerung unseres Erdtheils ihr sonderbares Wesen trieb. Man war eben im Zug der „Pfahlbauentdeckungen" in Baiern.

Bei allem dem entsteht in dem unwissenden Laien ein vorwitziges Bedenken.

Unsere Seen am Alpenrand haben, schon seit sich jetzt noch lebende Menschen erinnern, in ihrer Wassermenge nicht unbeträchtlich verloren; in früheren Zeiten der Geschichte war ihr Spiegel umfangreicher und ihre Ufer andere. Wie mag das wohl erst in jener grauen Epoche gewesen sein, in welche unsere Schriftgelehrten die Pfahlmänner versetzen! Diese liegt ja jenseits aller Geschichte. Vom damaligen Umfang der Seen zeugen noch die nassen Moore, welche um die heutigen Becken liegen, deren jetziger Spiegel nur eine zurückgebliebene Lacke der einstmaligen Fluth genannt werden kann. Es wird uns deßhalb nur die Wahl bleiben, entweder die Ueberreste der Pfahlbauten in den Mooren zu suchen,

oder mit den Zahlen, welche das muthmaßliche Alter der „Stein- und Bronce-Zeit" anzeigen sollen, weniger freigebig zu sein. Denn, wo in den Vorland-Seen jetzt Ufer zu Tag tritt, befand man sich sicherlich vor zehntausend Jahren weit von demselben ab auf hohem See. In den eigentlichen Gebirgsseen mag wohl keine so große Veränderung der Oberfläche vor sich gegangen sein — aber an den Voralpen-Gewässern liegen die Spuren zu Tag. Wenn der Chiemsee einst von Grassau bis Seeon und von Prien bis Erlstätt fluthete, (und daran kann Niemand zweifeln, der Augen im Kopf hat) so war die Herren-Insel hoch von der grünen Welle bedeckt.

Belehren wir uns an einem Beispiel.

Die Alz, welche bei Seebruck den See verläßt, soll nach einem Plane unseres Cultur-Ingenieurs ein anderes Bett erhalten, wodurch bezweckt wird, daß die Wassermasse des Sees durch raschen Abfluß sich um ein Beträchtliches vermindert. Wir werden dann trocknes Ufer an Stellen haben, welche jetzt noch versteckt unter der Fluth liegen. Kommt nun aber gar das ebenfalls ausgearbeitete Project zur Ausführung, den See allmählig nach dem Sims-See hinüberzuleiten, der zweihundert Fuß tiefer liegt, und von dort das aufgestaute Wasser in den Inn fließen zu lassen, — lauter Dinge, die keine Frage der Technik sondern nur des Geldes sind — so werden wir seinerzeit auf trockenen Ufersteinen stehen, welche jetzt das Senkblei erst bei hundert und noch mehr Fuß erreicht. Gesetzt nun, unsern Nachkommen ginge die Ueberlieferung von dieser Arbeit verloren, und sie kämen eines Tages auf den Einfall, Pfahlbauten zu suchen, so würden sie vielleicht an jenem Ufer, in das heut zu Tage noch kein Blick dringen

kann, hin und herfahren und nach faulen Stämmen sich umsehen. Genau dasselbe thun die, welche auf dem Wasser des heutigen Chiemsees nach Denkmälern forschen, deren Entstehung nach ihrer eigenen Aussage in ungeheure Zeiträume zurückfällt. —

Am „Apfeltrag“, einem fruchttragenden Plane vorüber, erreichen wir den Wald.

Jetzt ist freilich nichts daran zu sehen. Wenn aber am heißen Sommertag die Welle an seine Wurzeln schlägt und in der Sonnenhitze die unabsehbare Fläche mit wollüstigem Dunst die Ufer anhaucht, dann flüstert es in den Wipfeln und wie von der Fluth der Hauch, so segnet dich von der düstern Krone der balsamische Schatten. Du schwimmst in der Vollgenüge dessen, was die deutsche Natur mit unausdeutbarem Zauber bewegt: der Freude am Spiel der Wasser und am Rauschen des hohen Laubwaldes. Von diesen gelockt steht dein Fuß erst an der äußersten Spitze still.

Graf Hunoltstein, der jetzige Besitzer, hat in der Weise des vorigen Jahrhunderts einigen schönen Puncten des Eilandes Namen nach den Mitgliedern seiner Familie gegeben. So heißt die Südspitze „Paulsruhe“.

Die Paulsruhe ist ein Ort der Erhabenheit und Ruhe.

Vor dir gerade jenseits des gleißenden Spiegels erheben sich die Alpen zwischen dem Innstrom und der Salzach. Ihre Kuppen ziehen das Aug gern über die flimmernden Wellen in ihr Blau; am meisten fesselt dich der gewölbte Rücken des Kampen, des „Gekrümmten“. An ihn klammern sich die Wolken des Himmels und die Sagen der Menschen. Unermeßliche Reichthümer funkeln

in seinen Schluchten, in ihm sind Höhlen von Gold, in denen neidische Kobolde Wache gegen die Habsucht der Sterblichen halten. Von überall her winken die hohen Giebel mit beschneiten Häuptern. Weiter draußen, im Hügel- oder Flachland, drängen sich zwischen jene Wolkenträger und dich die Gegenstände der niedern Erde. Hier aber ist der Vorhang von der unentweihten Welt weggezogen. Dabei hat dir aber immerhin der weite See noch einen so großen Zwischenraum gelassen, daß du eine weit ausgespannte Reihe der deutschen Alpen, der „weißen" Berge, überschaust. Du erblickst nicht, wie im Hochgebirg, nur einige Felswände — oder wie in den Vorlandseen, das Hochgebirg in dämmernder Ferne. Das ist der Typus des großen Chiemsees, daß in seiner Erscheinung die große Wirkung langer Alpenrücken, der gewaltigen nah gerückten Kette, in schöner Uebereinstimmung steht mit der ungebändigten, bewegten Fluth seines Beckens, dessen Rand dein Auge oft nicht mehr erkennt. Obwohl dein Blick ein Panorama der Berge umfaßt, welches nicht viel weniger ausgedehnt ist, als das von den grünen Hügeln unseres Starnbergersees aus, so siehst du doch auf jeden Vorsprung, in jede Falte der felsigen Höhen, welche so vor dir liegen, daß du über den leeren Raum auf der Fluth hinüber nach ihnen greifen willst.

Doch fesselt uns an dieser Stelle der See vielleicht noch mehr, als die wohlbekannten Höhen. Wir stehen auf einer Landzunge, auf einem Kap. Hier fluthet der See von Ost, Süd und West zusammen. Von allen Seiten rollen die glasigen Wülste daher und zerschmettern sich auf den Kieseln zu milchweißen Stäubchen. Auf dieser Landzunge, vom dunkeln Wald in deinem Rücken vor der Welt

gehütet, die Augen auf eine Unermeßlichkeit gerichtet, die hier in harmlosen Fluthungen dahin wallt, dort theilnahmslos in die kalte Luft ragt, gib dich Träumen hin. Solche sind ein besonderer Trost für uns alle, die wir über dem herben Becher am Katzentische der Erde sitzen.

Sieh, welche Gesichter dort die Wolken schneiden! Wie freundlich ist dieß, wie sonderbar ist jenes! Sie bilden sich, sie flammen vor dem Strahl in höchster Röthe, jetzt verzerren sie sich und in wenigen Augenblicken hat die Wolke aus ihrem Stoff ein anderes Antlitz geschaffen. Auch dieses kommt dir bekannt vor. Geflügelte Löwen eilen durch den Aether, ein Hund zerfließt vor ihnen, nun sind sie eine Palme, und gleich fließen sie ein Engelsantlitz mit schönen lichten Augen zusammen, dessen Lippen und Kinn in der sanften Farbe der aufblühenden Rose leuchten. Wieder rinnt es auseinander und — so eilt der Wechsel durch die wechsellose Leere. Tat twam! Das bist du! sagen die Weisen vom Ganges.

So tändelt das ziellose Leben, welches die Materie aufregt und umwühlt, mit deiner Erscheinung, mit aller Erscheinung, welche war und sein wird. Es kommt, es glänzt, es geht dahin, und seine Spur ist in der Unermeßlichkeit verloren. Es ist nicht verloren: es war nie da. Denn in der Ewigkeit dieses Umherwebens und Wehens ist das Bild, welches eine Minute, welches eine Million von Jahren gesehen oder ungesehen schwebt, wie das, welches nie von einem Strahl zusammengeglänzt, zusammengeformt wurde, gleichviel — alle sind: Nichts.

Warum sind so wenige Menschen von dem Bewußtsein dieser Wahrheit durchdrungen? Weil ihnen die Phantasie, das heißt, das Bewußtsein des Allgemeinen, abgeht.

Sie kennen nur das Besondere, das heißt, sich und ihren thierischen Existenztrieb. Das ist ihre Welt, das sind die Wellen, nach denen der Tintenfisch seine Fühlhörner ausstreckt. Der Polyp des individuellen Lebensinstinctes setzt sich auf dem Schlamm fest. Aber seine Gallerte wird von den Wellen zerwaschen und was er im Schein der Wellen gesehen, noch was er mit seinen Saugarmen gefaßt hat — das sind nichtige Ziele, wie die Minarets einer Stadt, nach welcher die Fata Morgana der Wüste den Pilger lockt. Das thätige Leben hat nur eine Substanz, eine Wesenheit, das ist die rastlose, tausendgestaltige λυπη, der anspannende Schmerz. Wie es aber nur ein Licht gibt, und die Farben, die wir für Wirklichkeiten halten, nur auf unserer Netzhaut oscilliren, so zerlegt unser Körper, unser gesammtes sinnliches Vermögen, wie ein Prisma, jene λυπη trügerisch in die unzähligen Bilder der Welt, das heißt, der allesumfassenden Täuschung. Unsere Sinne, unsere Instincte, unser Wollen, das sich von dem heilspendenden Nichts abwendet, den klaren Blick in die grelle, nackte Wüste scheut, sind das zerstreuende Medium, von welchem die einfache Substanz der Welt, der Trieb zu sein, in unzählige Phantome gaukelnd auseinander geworfen wird.

Der See schleudert schillernde Muscheln zwischen die Kiesel. Die einen sind groß, die andern klein. Manche, die größeren, irisiren auf ihrer inneren Oberfläche. Sie werden gesammelt und mit Wasserfarben angefüllt. Aus ihnen malen dann Knaben Bilderbögen mit Soldaten und Theaterfiguren, am liebsten solche, welche einen rothen Rock haben. Das ist die lustigste Farbe. Die meisten dieser Muscheln gehören dem Thiergeschlechte als Wohnung,

welchen die Conchyliologen den Namen Genus Unio gegeben haben. Das Haus liegt da; seine Bänder halten noch, ein Stück zerstört sie und du siehst hinein — es sieht nicht aus, als ob jemals Etwas zwischen den glatt polirten Wänden gehaust hätte. Und doch war ein Thier darin, ein kalkiger Kleber. Jetzt ist es vertrocknet und spurlos verschwunden.

Andere solche Muscheln hat die Welt schon aufgezwängt und ihre Halbtheile liegen offen auf den Steinen. Für das vernichtete Thier hat der muntere See Ersatz geleistet: es liegen die viel kleineren Häuser winziger Schalenthiere in ihrer Höhlung, allmählig aus dem Sturz der Uferbrandung hineingefallen. Diese glänzenden Häuschen haben einst den kleinsten Schalenthieren gehört. Sie heißen Pisidium, das eine milium, das andere obtusale und so fort. Es ist nicht viel daran zu sehen, außer der Willkürlichkeit der schöpferischen Natur, die eben in ihrem Wellengebraus mit dumpfem Gelächter sich selbst belacht. Ihrer blinden Brutalität ist es nicht gelungen, Nichts zu bleiben; sie hat sich aus dem formlosen Schlaf aufgerafft und taumelt durch die Räume — aber wie? davon würden die unendlichsten Fernen wiederhallen, wenn von der kaukasischen Hirnfieber bis zu diesem armseligen Pisidium jeder grimme Schmerz ein Laut wäre. Das lehren die Wellen an diesem Strand. Ein Andrer wird vielleicht andere Reflexionen anstellen. Er kann zum Beispiel die Güte des Allmächtigen anklagen, daß er diese Muscheln, die gewiß gerade so gut Austern sein könnten, nicht zu Austern gemacht hat, die doch bei uns zu Land so theuer sind, daß man in der Weinhalle zu München das Dutzend um 36 Kreuzer bezahlt. Bei uns im

Binnenland wäre das in der That für Feinschmecker eine wohlthuende Einrichtung.

Unzählige schneeweiße Muschelbruchstücke, kleine Splitter, liegen auch schon ganz zerschlagen auf dem Gestein, so daß Einer, der nicht näher hinschaut, anfangs glauben könnte, es seien hier Teller zerbrochen worden. Die Vermuthung läge um so näher, als das Stadtvolk manche der schönsten Puncte im Hochland mit Scherben bezeichnet. Wer auf der Rottmannshöhe sich in den Schatten ehrwürdiger Buchen legen will, sehe sich erst vor, daß er sich nicht mit dem Glassplitter einer Bouteille verletzt, und ein verrosteter, vergessener Propfzieher zwischen den Alpenrosenbüschen ist kein ungesehenes Wunder.

Die Kiesel, welche unaufhörlich von dem zusammenstürzenden Wellenschlag geglättet und gewaschen werden, zeigen im Glanz der Sonne und des Wassers sanfte und heiße Lichter. Es gibt keine Form und Farbe, welche an diesen gleißenden Bruchstücken nicht gefunden wird. Sie werden schon lange so herumgewirbelt und werden es noch lange werden, bis sie zu feinen Körnchen zusammengeschlämmt sind.

Zwischen ihnen erheben sich, das Grün auf dieser Spitze weit in die unwirthliche Fluth hinaustragend, winzige Rothtannen. Sie sind nicht höher, als die Kämme der Wogen. Allmählig können sie wohl astreiche Pyramiden werden, ein Damm der Fluth, unter der sie jetzt triefen.

Daß es an dieser Stelle wo das Wasser von allen Himmelsrichtungen heranbrandet, sonderbar aussehen muß, wenn sich die Frostdecke des Sees lockert, das stellt sich Jeder ohne Anstrengung der Einbildungskraft vor. Der

Südwind schiebt die Eisschollen ans Ufer; der Westwind stemmt andere an diese an und der Ostwind überthürmt Alles mit neuen, dicken Krusten. Es ist ein arges Drücken um diese Landzunge herum. Daß die Eismassen zwanzig Fuß hoch von den Stürmen über einander geschichtet werden, ist gewöhnlich. Wer zu lahm ist, sich das auszudenken, der nehme ein Pfennigmagazin oder eines der vielen Bilderblätter her, an welchen unsere philosophische Nation so reich ist. Dort sieht man den Capitän Franklin und Andere in dem Winter der Baffinsbay von großen Schollen belagert. Man reducire das Meer auf den Chiemsee und man wird einen Begriff von dem Drängen und Stoßen bei dem Eisgang an der „Paulsruhe" haben. Der Winter geht unter dem Andrang einer besseren Zeit; die Stürme rasen und vernichten das Andenken der verwünschten Frostnacht. Aus dieser Vernichtung quillt der sanfte Spiegel des Sees, der im schönen Lenz nur leise an den ergrünenden Strand zittert. Dann kommt der Mai, dann scheint der See die Bergfeuer der Sonnwendnacht wieder und lange dauert es, bis in den ersten Spätherbststürmen die dunkle Woge das Aufbäumen und Emporthürmen jener Schollen nachahmt.

Mit diesen Stürmen ist nicht zu scherzen. Oft erzählte mir der wackere Verwalter, Herr Sautelet, von einer Fahrt, welche er in dunkler Nacht vom Südufer des Chiemsees aus nach seiner Insel herüber unternahm. Drüben, wo das Moor in den See übergeht, liegt das Dörfchen Feldwies. Zwischen diesem und dem Weiler Seethal krümmt sich nach Osten eine Bucht in das Land. In ihr mündet die Wuhr, ein träger Bach, im Frühjahr ein verheerender Bergstrom. Nachts stürmte es auf dem

See. Der Wirth von Feldwies rieth unserem Verwalter ab, in der Dunkelheit die Heimfahrt zu wagen. Dieser aber, überhaupt furchtlos, wollte seine Gattin nicht durch die unvorhergesehene Abwesenheit ängstigen. So dachten sich der Verwalter und einige Bauern, seine Gefährten, sie wollten's versuchen; wäre es nicht ausführbar, so hätten sie noch immer die Möglichkeit wieder umzukehren.

Als sie auf dem Schiffe waren, wunderten sie sich, wie wenig das Wasser, trotz des heftigen Windes bewegt erschien. Allein sie waren noch in jener Bucht und wenige Ruderschläge belehrten sie eines Anderen. Mit einem Mal befanden sie sich im Wellenschlag des offenen Sees; nun spritzte die Fluth herein und das Schiff flog, wie ein Stein, den man auf dem Wasserspiegel tanzen läßt, von einem Wellenkamm auf oder in den anderen. Alles schrie: „Umkehren! Umkehren!" Der aber am Steuerruder war, wußte wohl, daß dieses für seine Kräfte ein Ding der Unmöglichkeit war. Hätte er es gethan, so wäre das Schiff, wenn auch nur einen Augenblick lang, mit seiner Breitseite dem aufgestauten Anprall des empörten Sees ausgesetzt gewesen; dieser Augenblick hätte aber genügt, um Schiffer und Kahn zu verschlingen. Es war undenkbar, dieß zu wagen und blieb nichts anderes übrig, als geraden Wegs in Nacht und Sturm, in die unsichtbaren Fernen des Gewässers hinein zu fahren. Einige schöpften das eindringende Wasser aus, andere lösten sich am Ruder ab, doch nur mit Anstrengung vermochten sie sich einander zu sehen und zu hören. Die Finsterniß war greifbar und das Geheul des Sturmes wie das Anschlagen der Wellen am Kahn erstickten ihr Gespräch.

Nachdem sie fünf Stunden in der bewegten Nacht herumgeworfen worden waren, sagte Einer:

— Wir kommen nimmer heim.

— Wir kommen nimmer heim, antworteten die Anderen.

So ruderten sie hoffnungslos fort. Plötzlich wurde die Finsterniß dichter und das Rauschen gewaltiger. Mitten in der Dunkelheit sah man ein weißliches Flimmern. Das Schwanken wurde heftiger und die Nacht nahm um einen schwarzen Schatten zu.

— Das ist unser Wald! rief der Verwalter.

Es ist das derselbe Wald der Herreninsel, an dessen Südrand wir hier lagern.

Eine ungeheure Welle kam und warf das Fahrzeug mitten unter das Röhricht des Ostufers. Dort saß es im Schlamme fest und wurde von jedem nachkommenden Schwall überschüttet. Es war eine Strandung in aller Form. So mußten die Männer zuletzt hinausspringen und im Morast nach dem festeren Gestade, das sie nicht einmal sahen, sich forttasten, wobei mächtige Douchen von den aufspritzenden Wogen dafür sorgten, daß sie von oben nicht minder eingenetzt wurden, als von unten. Als ihnen das Laub wieder unter den Füßen raschelte, hatten sie allesammt Aehnlichkeit mit dem Helden Homers, den der nächtliche Meer-Sturm in Scherias Laubwald wirft.

Je größer der Alpensee, desto mehr Spielraum gewährt er dem Wind, desto mächtiger erheben sich seine Wellen. Das ist einfach und leicht begreiflich. Aber woher mag folgende Erfahrung kommen? Auf dem Meere ist auch bei mäßigem Wind die Bewegung für einen Nachen eine so heftige, wie auf einem Alpensee nur

bei gewaltigem Sturm. Trotzdem habe ich aber nie im Geringsten an Gefahr oder dergleichen gedacht, wenn ich auf einer Rhede, an einem Landungsplatz in der Barke nach dem Schiff gerudert wurde, während ich Bedenken trage, bei gleich hohem Wellengang mich in einen unserer Seen hinauszuwagen. Es mag vielleicht theilweise daher rühren, daß ein, wenn auch noch nicht lange Zeit geübtes Angewöhnen an die unsäglich mächtigere Umgebung des Meeresspiegels und seiner Scenen auch die Sinne kräftigt und ermuthigt. Wer das Meer im wirklichen Sturm gesehen hat, macht sich aus der Brise nichts. Allein für den Alpensee ist eben jener Wellenschlag schon die höchste Potenz seiner Bewegung und mit der Umgebung ist der Maßstab der Eindrücke ein anderer. Außerdem hilft noch allerlei dazu; die düstere Farbe dieser Gewässer, ihre unheimliche Tiefe, das Gröhlen der Winde über Berge und Felswände. Und vielleicht ist auch bei gleich hohem Wellenschlag auf dem Alpensee die Gefahr größer als auf dem Meere; denn auf jenen dringen oft verschiedene Windwirbel aus verschiedenen Thälern und Schluchten ein, und drehen sich im verderblichen Cyclon, während dort die steife Brise von einer Richtung des Himmels weht.

Stürme sind nicht die einzigen Gefahren oder Beschwerlichkeiten unserer Gewässer. Der Nebel führt die erfahrensten Schiffer Tage lang auf der bewegten Fläche herum. Darüber kann jeder Reisende die sonderbarsten Geschichten hören. Wer nicht Aehnliches erlebt hat, glaubt nicht, daß es für den Steuernden ein Ding der Unmöglichkeit ist, eine Richtung einzuhalten. Nach stundenlangem Fahren erreicht der Nachen zur höchsten Freude der erstarrten Schiffer das Ufer; aber, o Jammer, es ist das-

selbe, es ist derselbe Ort, den sie vor einem halben Tage verlassen haben. Die Kobolde des Untersberg sind lange nicht so muthwillig als die Nebelgeister des Chiemsees.

Darum ist es nothwendig, die Schiffer durch irgend ein Zeichen auf die Nähe des Ufers aufmerksam zu machen. Es wird deshalb an sehr nebeligen Tagen an verschiedenen Stellen des Strandes fortwährend geklopft, wie man an den Küsten der nordischen Meere läutet.

Von der „Paulsruhe“ bis zur südwestlichen Spitze der Herreninsel fällt das Ufer steil in die Wellen ab. Bei hohem Wasserstande schlägt der See unmittelbar an die Abhänge, aus denen manchmal Nagelfluh-Felsen hervorschauen; bei niedrigem aber ist der schmale Strand mit Muscheln, Holzsplittern und allerlei Anschwemmseln übersät, welche die zurücktretende Welle auf den Steinen liegen läßt. Hier schmilzt im Frühjahr der Schnee am ersten; wenn du heute einen Namen in die gefrorene Decke gräbst, hat ihn bis morgen die Sonne weg gelöscht. Die Nordspitze der Insel steckt aber noch tief in der weißen Hülle.

Am schönsten ist es, oben, am Rande des Abhangs zu gehn. Dort steht üppiger Wald und über den Boden breitet sich, statt der zerwaschenen Kiesel, tiefes, weiches Moos aus. Der See scheint durch die Lücken der Zweige und sein Rauschen ist mächtiger, als das der Baumwipfel. Hier begegnest du nicht selten dem alten Jäger der Insel; das Gebell seines Dachshundes und der Geruch seines Knasters verkünden seine Nähe. Er ist ein alter, etwas harthöriger Kauz; aber er weiß schöne Jagdgeschichten und es vernimmt sich nicht übel, wenn der im Wald Ergraute uns, auf der Bank der „Steinwand“ sitzend, von allerlei

Schwänken mit Füchsen und Dachsen erzählt. Diese sind, die Raubvögel ausgenommen, seine einzige Beute, denn mit den Dammhirschen, welche ziemlich zahlreich auf der Insel weiden, hat er nichts zu thun, als sie im Winter zu füttern und im Sommer zu überwachen. Hie und da ist es geschehen, daß einer seiner Schützlinge über das Eis entronnen ist; er mag dann wohl in den Aschauer und Grassauer Försten ein anderes, wenn auch nicht so behäbiges, Unterkommen gefunden haben.

Die Insel wird von unzähligen Vögeln besucht, deren nicht wenige in ihrem Röhricht, auf ihrem Moorgrund, auf ihren Bäumen nisten. Vom harmlosen Reiher und Säger bis zum krächzenden Adler, vom Blauhäher zur Seeschwalbe sind die zahlreichen Arten der Schwimm-, Kletter-, Schrei- und Raubvögel, Würger und Enten vertreten.

Wäre der Rücken des Eilandes kahl, es würde eine Art Guano-Insel sein. Vom Gebirg und vom Moor, vom fischreichen See und vom dunkeln Wald streichen die Fittichträger herüber.

Sautelet hatte einen Adler aus dem Nest genommen und ihn aufgezogen. Der wilde Vogel lernte seinen Erzieher kennen und verfehlte nie, sich ihm auf die Schulter oder auf den Kopf zu setzen, wenn er ihn von der Spitze eines Baumes herab irgendwo erblickte. Er verließ die Insel und kam wieder; er war scheu und gewaltthätig; nur von Sautelet, dem er zuflog, ließ er sich streicheln und liebkosen. Doch machte er mitunter sonderbare Possen. Einmal nahm er Sautelet die schwarze Pelzmütze vom Kopf, und begann, sie auf einem Baum zu zerzausen. Erst ein hingelegtes großes Stück Fleisch konnte ihn bewegen, die wollige Beute fahren zu lassen.

Im Frühjahr lassen sich oft die bekannten „Schnärrer“ *) mit ihrem seltsamen Geräusch hören; es gleicht dem Knarren einer schlecht eingeölten Thürangel oder dem langsamen Abbrechen saftiger Zweige. Das Gegenstück von ihm ist der unheimlich stille Ziegenmelker (caprimulgus europaeus) der, einer Fledermaus gleich, durch die abendliche Luft flattert, und nach versteckten Spinnen und Abendfaltern späht. Wir kennen ihn vom Achenthal unter dem Namen Habergais. Sein Flattern erinnert an das dunkle Flügelzucken der Eulen in den ersten Dämmerstunden. Von diesen siehst du auch viele auf den Zweigen sitzen oder den Vögeln der schattigen Insel nachjagen. Oft schwebt es ober dir hin auf deinem abendlichen Gang; es ist der unhörbare Flügelschlag der Schleier- oder Steineule.

Auf dem Westufer, welches Prien gegenüberliegt, reicht der Wald nicht so nahe an den Spiegel des Gewässers. Zwischen ihm und den freien Wellen hat sich eine Hecke von zischelndem Röhricht eingelagert, in welcher die Fluth sich feststellt und fault. Es ist ein trübes, zitterndes Kreiseln von Spinnen und Fröschen, die sich darauf bewegen, im Wasser. So ist es überall auf dem Flachen, wo sich nichts rührt und auch jeder Anstoß von außen, jeder Wind, jede Welle, durch die abgestandenen Halme abgewehrt wird.

Auf diesem Rückweg nach Norden ist nichts Erfreuliches und gern lassen wir uns wieder im feierlichen Halbdunkel des Saales nieder, in welchem Sautelet mit ächt französischer Liebenswürdigkeit den Wirth darstellt. Wir haben

*) Turdus viscivorus, ein Verwandter der Amsel und Singdrossel.

innerhalb der Mauern nun Gelegenheit, ein wenig über ihre Geschichte nachzudenken. Dazu hilft uns eine hübsche Zeichnung, welche an der Wand hängt, und die uns das große Gebäude in seiner Beschaffenheit als Kloster darstellt. Mit diesem Kloster hat es — in wenigen Worten gesagt — die Bewandtniß, daß es in ähnlichem Zustand seit dem zwölften Jahrhundert sich befand, im dreizehnten Jahrhundert der Sitz des Bischofs von Chiemsee wurde, und am Anfang des neunzehnten aufhörte zu existiren. Wir sind vorhin an einem hochgewölbten Raume vorüber gekommen, in welchem man laute Rufe und das Rauschen von Wasser und sonstigen Lärm vernimmt. Es ist dieß die Stiftskirche des bischöflichen Domes, welche nach dem Modell der Jesuiten-Kirche zu München 1710 vollendet wurde. Das Geräusch war kein Kyrie, kein Benedictus, kein Agnus dei; es bedeutete nicht die Verwandlung des Weizen-Mehles in den verklärten Leib und des Weines in das Blut eines Gottes, sondern die der Gerste in braunes Bier, mit einem Wort, aus dem Dome ist ein Bräuhaus geworden. Im Uebrigen muß man sich über diesen Vandalismus wundern. Die letzten Prälaten hatten ein herrliches Bräuhaus gebaut, der vortreffliche Herr Fleckinger aber fand es für gut, dieses als Stall einzurichten, dagegen die prächtige Kirche in ein solches umzuwandeln. Man sollte glauben, Speculanten könnten rechnen und verzeiht ihnen auch derbe Rücksichtslosigkeit mit Rücksicht auf jenes „Gemeine“, welches uns zwar alle, aber mit vorzüglicher Energie jene Herren „bändigt“. Die Kirchthürme, ein Schmuck des Chiemgaus, die weit über die nebelnden Wasser glänzten, verschwanden — denn das Kupfer ihrer Kuppeln gibt ein vortreffliches Material

für Bräupfannen und Malzdörren. Hier wurde eingerissen, um dort wieder aufzubauen — hier wurde gebaut, um dort einreißen zu können, mit einem Wort, statt der Fürstbischöfe herrschte Verwirrung und Blödsinn.

Manchmal ging es mit den neuen Speculationen besonders unglücklich.

Die kleine Kirche, da, vor unserm Fenster, war einst, wie wir aus dem alten Plane sehen, die Kirchhofcapelle der Väter vom heiligen Augustinus. Ihr entlang ruhten die Ueberreste der Brüder und Väter, welche in den sechs Jahrhunderten auf dem Eiland eines seligen Todes starben. Wer weiß, was der Herr von Fleckinger mit jenen Gebeinen zu gewinnen gedachte — denn eines Tages ließ er sie alle aus der Erde herauswühlen und dann lagen sie lange Zeit draußen zerstreut, kein Mensch wußte, wozu und warum. Vielleicht forschte man nach goldenen Kreuzen und dergleichen, wie weiland die Hunnen und später die k. k. Armee zu Vicenza und Brescia. Vielleicht wollte der Herr Fleckinger, oder wie man damals zu sagen pflegte, von Fleckinger, mit den Gebeinen der frommen Asceten gar Zauberei treiben, wie die Zigeuner, welche vor zwei Jahren drüben im Pittenhart beim Seeoner-See einen Geistlichen im vollen Ornat aus dem Grabe holten und damit spurlos verschwanden, vielleicht — doch welche Vielleicht gibt es da nicht! Genug, der Herr von Fleckinger warf die Gebeine der Brüder auf dem Boden der Insel herum. Aber die Geister der geschändeten Knochen rächten sich.

Man wird ohne Zweifel vermuthen, in den Gängen des alten Klosters sei nun ein unausstehlicher Spuck los-

gegangen und mitternächtliches Gewimmer, schwere Tritte und feurige Kutten hätten dem Herrn von Fleckinger und seinen Genossen das Leben sauer gemacht. Die Geister verachteten solche Misèren. Sie hatten von dem aufgeklärten Jahrhundert, welches ihre Nachkömmlinge im Kloster an die rauhe Luft setzte, etwas gelernt und wußten, daß die Schauer unserer fortgeschrittenen Epoche nicht in sonderbaren Visionen sondern in einem leeren Geldbeutel bestehen. Sie erregten deßhalb in den Gemüthern biertrinkender Bauern zornigen Mißmuth; bald wollte kein Wirth in weiter Umgebung mehr von einem Bräuhause Bier abnehmen, dessen Besitzer so frevelhaft mit der sterblichen Hülle geweihter Herren umging.

Auch später ging es dem Herrn Fleckinger schlecht; seine Felder, seine Baumschule, seine Bauten — Alles machte ihm Kummer und Verdruß und zuletzt gereichte es ihm zu hoher Befriedigung, durch Verkauf an den jetzigen Besitzer mit anderthalb blauen Augen aus der unheimlichen Klemme loszukommen.

Jetzt sieht das Schloß aus wie ein weitläufiges Gebäude, welches selten bewohnt wird, auszusehen pflegt. In den weiten Gängen hallt es laut, wenn sie der Schritt des Neugierigen durchwandert und der große viereckige Hof beim „Prälatenstock" erinnert sehr an die Hinfälligkeit alles Irdischen. Im Erdgeschoße ist die Bibliothek merkwürdig; sie besteht aus kahlen Wänden und leeren Schränken; ihr Gewölbe ist luftig und kühl. Die frommen Väter haben jenen Spruch des hebräischen Königs über die Thüre gesetzt, dessen literarische Blasirtheit mir unbegreiflich erscheint: „des Büchermachens ist kein Ende!" Was würde der Dichter des Hohen Liedes erst gesagt

haben, wenn er einen Leipziger Meßcatalog zu sehen bekommen hätte! Es muß sich da einst hübsch gelesen haben im schwülen Sommer, wenn die Lichtblitze vom See durch dichtes Laub in das dämmerige Museum drangen. Da konnten sie sich gemach in den dunkeln Streit der Scotisten und Thomisten und in die Geheimnisse des Großen Albertus vertiefen. Jetzt werden jene Lederbände zu München verwahrt.

Von den oberen Stockwerken sieht man frei, über die grünen Wipfel hin, auf den weiten See hinaus. Dort ist der Brennpunct der Chiemsee-Landschaft und vor diese Gläser muß man sich stellen, wenn man das große Panorama von Alpen und Wasser betrachten will.

In den ehemaligen Prunksälen sind Wandgemälde aus der biblischen und römischen Geschichte, Heiligen-Legenden und Schäferstücke im Rococostyl neben einander an einer Mauer, wie es die Laune einer wenig geschmackvollen Zeit mit sich brachte. Aus der Vermengung solcher Gestalten, die einander fliehen sollten, von den Tubabläsern und Eklogen-Hirten, von den Tragödien-Helden und Ordensstiftern, wendet sich das Auge gern ab und taucht sich in die wundersame Vermählung des Blau, welches aus Wellen, Bergen und Lüften draußen zusammentrieft.

Das Gasthaus auf der Fraueninsel drüben ist berühmter. Seit Jahrzehnten ist es die „Niederlage" jugendlicher Künstler, welche dort die Sommermonate über auf ihre Weise arbeiten.

Es steht mitten im Dorfe eine breitästige Linde; unter dieser pflegen die Maler zu sitzen und Wein oder Bier

zu trinken. An gemeinschaftlichen Spazierfahrten auf dem beweglichen See fehlt es nicht. Im Wirthshause sind sprechende Denkmäler von der Anwesenheit der Künstler. Da hängen Thierköpfe und Jagdkalender, Seestücke und Bergscenen. Besonders aber ist das Album anzusehen, welches eine illustrirte Chronik von mancherlei Thaten und Abenteuern jener Kunstjünger genannt werden kann.

Auch dieser Humor verraucht; die geniale Faullenzerei kommt allmählig aus der Mode. Es wird den jungen Leuten das Leben sauer gemacht, indem ihnen aus fortwährender Unterweisung oder durch eigene Erfahrung der Satz nahe gelegt wird, daß man viel, sehr viel arbeiten muß, um in den schönen Künsten etwas schaffen zu lernen. Die langen Haare, der schwarze Spitzhut und der katzenjämmerliche Teint genügen nicht mehr.

Im Uebrigen ist von der Fraueninsel nicht viel zu sagen. Das alte Kloster, in welchem jetzt noch junge Mädchen von frommen Schwestern erzogen werden, entstand im achten Jahrhundert. Derselbe Thassilo, welcher die Andachtsstätte drüben ins Leben rief, gründete hier den Benedictinerinnen ein Asyl, „um vom Abgrund der Verderbniß zu entrinnen in die Seligkeit des Himmels". Es war ein aristokratisches Kloster, unter dessen Aebtissinen Königs- und Fürstentöchter in nicht geringer Anzahl glänzen. Um ihre zerfallenen Gebeine brandet der See.

Hunnen und Feuersbrünste vernichteten die Gebäude. Sie entstanden immer wieder, aber dem Schicksal der Klosteraufhebung entrannen sie nicht. Doch sind sie jetzt wieder von Nonnen bevölkert und es gibt deßhalb hier kein Gespenst, wie drüben auf der Herreninsel, das

„Klostermandl“, welches herumgeht und tief verhüllt an die verschwundene Herrlichkeit erinnert.

Die Aussicht, welche diese Damen von ihrer Insel haben, welche für ein stilles Kloster wie geschaffen erscheint, ist schöner als drüben von dem andern Eiland — weil zwischen der Fraueninsel und den Bergen die Fläche des Sees eine gewaltigere ist. Doch wird dieser Vorzug verschwinden, wenn man den schönen Wald und die abwechslungsreiche Oberfläche der andern Insel betrachtet und sieht, wie sich kein Schatten über sie lagert und die Winde ungehindert über die Hütten des niedrigen Dorfes wehen. Man kann hier nicht lustwandeln; wer bewegungslustig ist, muß zum Ruder greifen.

Die Welle schlägt wieder an unsern Kahn. Lebt wohl, ihr Eilande im blauen See! Gerne denk ich an euch, wenn eine phantastische Siesta mir die schönsten Farben des Planeten, euer Grün, euer tiefes Blau, um die gebrochenen Augen spielt. Wie das zitternde Blatt der saftgrünen Birke in der Mailuft, so schwimmt ihr auf dem zauberischen Spiegel unserer Fluth. Lebt wohl und träumt fort — glücklich seien die Wohnstätten, an welche die verlorene Welle schlägt. Seid mir ein Sinnbild der Entfernung von der staubigen Straße, wo die Menschen gehen und die Lasten gewälzt werden. Wie mag der zu preisen sein, der euch gleicht, versunken, vergessen, nur in der beweglichen Welt des Gedankens ein selbstzufriedenes Dasein führend. Was euch umgibt ist erhaben aber unfruchtbar. So fluthe um uns, wenn wir zurückgezogen und versteckt sein wollen, der Kreis jener Gestalten, die nur im wunderbaren Reich der Einbildungskraft ihre Stätte haben. Aber sie netzt und erfrischt uns, die un-

fruchtbare Fluth; so ist es uns auch zu Muthe, wenn uns jene Gebilde umschweben, von denen Niemand sagen kann, daß sie so viel gelten, als ein Stück Eisen, Kohlen oder eine Aehre. Dann sind wir uns und der nahrhaften Wirklichkeit entrückt — der Kreis, in welchem unsere Gestalt, unsere Nerven uns gefangen halten, ist gesprengt und die noch nicht in Körper gezwängten Dinge thun sich vor uns auf, die Urbilder einer glänzenden Möglichkeit. Nicht mit Unrecht kannten die Hellenen nur selige Inseln, keine seligen Länder. Wie die Freiheit erst jenseits der Materie beginnt, so das Glück erst jenseits des Zusammenhanges mit den Menschen. Die herandrängenden Körper verjagen die Idee — diese herrscht nur im wesenlosen Reich deiner Vorstellung. Je mächtiger diese waltet — je reichlicher das Blut die Gehirnfaser nährt und zur gestaltenden Spannung reizt, desto weiter dehnen sich die Gränzen dieses Reiches, desto reicher bist du selbst. Phantasie erbitte dir von den Göttern; dann trägst du wie Atlas die schwere Erde. Du bist in die Seligkeit des nichtswollenden All übergegangen, von welchem alles Leben geträumt wird. Du spielst nicht mehr auf der Bühne mit, sondern sitzest unter den nickenden Zuschauern und gehst heiter nach Hause, wenn der Vorhang fällt.

Gegen Nordosten dehnt sich ein waldiges Ufer. Ueber diesen Forsten liegt oft vom See her der Nebel, und dann erscheint dir, statt Waldufer und grüne Seefläche, eine einzige graue Unendlichkeit. Besonders im Winter, wenn der See unter seiner weißen Decke liegt, ist die Ein=

förmigkeit groß. Dann unterscheidest du nichts mehr von den Elementen.

Ein verirrter Reisender kam einst im grimmen Nebelfrost, der warmen, sonnigen Tagen gefolgt war, auf die Fraueninsel. Schon seit einer Woche war das Eis morsch geworden und die Inselbewohner hatten sich genöthigt gesehen, eine Rinne nach dem „G'stadt" hinüber zu schlagen. Aber der Mann kam auf seinen Füßen hinüber. Entsetzt fragten ihn die Leute, wie er hinübergelangt sei. „Ich bin dem Bach nachgegangen," war die Antwort. So hatte der Nebel des ungeheuren Sees dem Arglosen die Gefahr versteckt. An dem gebrechlichen Rande der Rinne, oder des „Bachs" hatte er sich durch das Grau hindurch gefunden. Diese Nebel jagt besonders gern der Föhn gegen die Nordufer.

An dem Frühlingstage, an welchem ich zuletzt diesen Strand entlang schritt, dampfte die Welt. Auf dem See schwebte es hin und her, durch den Wald, um die Wipfel zogen feuchte Schleier. Vor der Sonne war viel Schnee geschmolzen, aber unter dem dichten Schatten der Fichten lag er noch, zur schlüpfrigen Eiskruste verhärtet. So ging es sich unter den Stämmen des Forstes nicht anders als auf der Dicke des Sees, in dem die Fische im verdunkelten Wasser den Frühling erwarteten. Unser Winter ist vielleicht im Allgemeinen für unsere Empfindung, was jene Decke den Fischen, die ihnen Licht und Luft nimmt.

In solchem Walde zu gehen, in welchem das wenige hervorgeleckte Grün unserer Hoffnungen spottet, weil wir neben ihm auf unsicherem Eis taumeln, während oben, wenige Fuß ober uns, dichte Wolkenbänke durch die Aeste ziehen und von unsichtbaren Orten Glockenton durch die

nasse Oede dringt, ist ein seltsames Gefühl. Es geht flach fort und die Trübe scheint kein Ende zu nehmen.

Endlich aber, wenn der Pfad die Wälder von Linzing erreicht, wendet er sich aufwärts. Die Ufer werden höher, die Luft hell und nun siehst du auf einen See über dem See. Ueber der gefrorenen und über der freien Fläche tummeln sich glitzernde Nebelwellen; ihr jenseitiges Ufer sind die glänzenden Zacken der Alpen. Der Anblick solcher Größe thut wohl auf die Beschränktheit im nebeligen Wald, in welchem der herabgesenkte Dunstkreis deinen Blick und beeiste Wurzeln deinen Fuß hemmten.

Kurz vor jener Stelle, an welcher unser Weg in die große München-Salzburger Straße mündet, ist die Fernsicht auf den See am schönsten. Die Sonne steigt weiter hinauf und gewinnt an Kraft; jetzt schwinden vor ihr die schwersten Dämpfe und das große Becken liegt unter dir, und zeigt seine uneingeschränkten Ufer. Nun erst, wo der ganze See offen sich ausbreitet, gewinnst du eine Vorstellung seiner Wassermenge. Vielleicht aber gewährt dir der Zufall an einem solchen Tage ein ebenso wunderbares Bild, wie das war, welches mich auf dieser Höhe täuschte.

Es ist bekannt, daß umgebende Ufer sich in einem klaren Gewässer spiegeln. Berge und Wälder erscheinen darin umgestürzt und oft zeigt dir die feuchte Fläche deren Umrisse nicht minder genau, als die klare Luft, durch welche hindurch du sie betrachtest. Stelle dir nun aber vor, der größte Theil des Sees sei mit Eis bedeckt, welches kein Bild zurückwirft, mitten im Eise aber sei eine offene Wasserfläche von der Größe wie die Fraueninsel drüben: was wird geschehen? Es wird geschehen, daß diese einzige Fläche die Formen und Gegenstände der Ufer

zurückwirft, und zwar um so klarer, je weniger sie der Wind kräuselt. Es entsteht daraus eine wunderbare Täuschung, daß du mitten im See eine neue Insel zu sehen vermeinst, von welcher deine Landkarte nichts weiß Du reibst dir die Augen — es scheint braun, gelb, grün aus dem See heraus — es ist eine Insel — nein, es ist ein Trugbild. Da, wo nichts ist, scheint etwas zu sein — ein gewöhnlicher Vorgang.

An einigen Stellen hat das Eis die Farbe des hineingewehten Schnees, mit dem es verkrustet ist, verloren und das Grün der Welle unter ihm blickt durch die dünner gewordene Schicht. Sie ist vor der Wärme geschwunden. Solche Flecke scheinen wie Chrom in seiner Verbindung mit Sauerstoff; aber malen kann sie der Künstler nicht, der seine Chromfarbe auf der Platte mischt.

Von derselben Farbe schillert die Alz, über welche uns jetzt eine breite Brücke führt. Ich habe früher gesagt, daß man durch die Reglung ihres Ausflußes den Stromfall beschleunigen und den See tiefer legen will. Dieß wird sicherlich geschehen, und dadurch ein Vorhaben theilweise zur Ausführung gebracht werden, mit dem man sich schon im vorigen Jahrhundert getragen hat. Wer sich darüber unterrchten will, der lasse sich auf der Staatsbibliothek zu München den Schrettinger'schen Realcatalog geben und schlage den Artikel „Chiemse" auf. Dort findet er eine Schrift aus den letzten Jahrzehnten jenes Säculums, in welcher ein umfassendes Project ausgearbeitet ist. Es wäre leicht, dieselbe zu excerpiren und dadurch meinem eigenen Buch zu höherer Würde, zu dem Glanze „historischen" Inhaltes zu verhelfen. Ein großer Theil meiner Leser liebt geschichtliche Ausführungen und

bewundert seinen Autor um so mehr wegen seiner Gelehrsamkeit, je mehr er deren aus anderen Büchern zusammenträgt oder abschreibt. Ich muß aber auch dießmal, auf die Gefahr hin, in den Augen dieser Verständigen für einen Erzeuger leichterer Waare zu gelten, auf solchen Ruhm verzichten und bleibe bei dem Wenigen, was ich aus mir selbst weiß oder aus mir selbst kann.

Das Ostufer des Sees bietet denselben Anblick, wie das westliche. Langgestreckte stumme Fichtenwälder, Moore, ausgewaschener Strand, Hügel. Aber es ist noch einsamer. Denn drüben zieht sich der Schienenweg hinauf und hier verkehrt nur der gebrechliche Einbaum. Doch landet auch an zwei Stellen das Dampfschiff, welches den Chiemsee befährt: bei Arlaching und Chieming. Aber dieses Fahrzeug hat nicht viel zu thun an den öden Ufern. Die Eisenbahn im Süden nimmt ihm seine Waaren und auch nicht wenige seiner Reisenden weg. Darum hat sich der Besitzer genöthigt gesehen, seine Arbeit zu theilen. Er ließ die Maschine so einrichten, daß sie eine Dampfsäge in Bewegung setzen kann. Im Sommer schaukelt sie sich auf der asurnen Fläche und im Winter schneidet sie in Stock bei Prien Bretter, wie ein Büreaukrat, der unter Tags Kanzleipapier voll schreibt und in rosiger Dämmerung lyrische Gedichte macht.

Das große Dorf Chieming, dessen erster Herr den ächt germanischen Namen Rohrwolf führte, zieht sich eine geraume Strecke am verlassenen Strand entlang. Hier ist eine Nagelfluhwand, welche den Schiffen beim Westwind gefährlich wird. Wie rasend thürmen sich an ihr die aufgepeitschten Gewässer, und nicht nur die Welle, sondern auch der ungebändigte Wind haben gewaltige Brocken von

ihr losgerissen und landeinwärts geworfen. In der Nähe schleppen sich braune Moorwasser träg zum See und von der kleinen Kapelle zum heiligen Johannes, die etwas nördlich zwischen dem See und einigen Pfützen liegt, kann man sagen, daß sie von einer traurigen Wüstenei umgeben wird. Das Summen der Nadelwälder, die braune Fläche der Moorgründe, das eintönige Rauschen des Sees und der Anblick der kahlen, schneebedeckten Felswände, die gerade südwärts gegenüber liegen, wirken, einander wechselseitig unterstützend, zu dem gelungenen Bilde einer öden Voralpennatur zusammen.

Das Volk in dieser Gegend, und insbesondere weiter nördlich, in der Richtung gegen Trostberg und Alzabwärts zeigt auch durch seine Sitten, daß ihm der Weltverkehr noch nicht zu Statten gekommen ist. Schon bemerkt man manche Spur der bösartigen Rohheit, jenes trotzigen verdrossenen Wesens, welches das Kernvolk der Niederbaiern auszeichnet. Die Wohnungen sind schmutziger, die Armuth und der Aberglaube größer, als dort, wo Reisende häufiger verkehren. Man sieht daraus, wie sehr die Species durch Reibung ihrer Individuen an einander gewinnt, und wie sehr sie verkümmert, wenn die Einzelnen an ihre harte Arbeit und an ihre harte Scholle geschmiedet bleiben.

Chieming ist ein großes Dorf, das sich bis auf den Gipfel eines Hügels zieht. Das „alte" Wirthshaus liegt unten am See. Daß man diesen aus seinen Fenstern nicht sieht, versteht sich von selbst, denn man weiß, daß in den Bauernhöfen und Gasthäusern unseres Landes jede Fernsicht mit bewunderungswürdiger Erfindungsgabe fern gehalten wird. Es ist oft schwer, das fertig zu bringen — aber es gelingt. Der Bauer liebt das Freie, Offene,

insbesondere die „Wetter"-Seite nicht, so schaut dann die Façade auf einen Misthaufen oder eine Pfütze und der hintere Theil, die Scheune, in ein anmuthiges Thal oder auf die blauen Gewässer eines großen Sees.

Heute ist ein ziemlich lauer Frühlingsabend und der Abend daher zum Froschfangen geeignet. Dazu braucht man Fackeln, welche im Dämmerlicht die Thiere locken. Es werden ihnen sodann die Füße ausgerissen, welche unter dem Namen „Froschschenkel" ein Lieblingsgericht altbaierischer Feinschmecker ausmachen. Im Zimmer werden „Kuttelfleck" geschnitten, eine willkommene Speise der Bauern.

Im Prunkzimmer des Gasthauses zu Chieming ruht sich's gut auf üppigem Pfuhl. Silbergeschirre und wächserne Christuskindlein, ausgestopfte Thiere und hochrothe Aepfel schauen von den Etagèren des „schönen" Gemaches, in welchem dein Fuß auf schweren Teppichen wandelt. Hier werden auch nur „schöne" Herren hereingelegt, während minder schöne, wie z. B. der pfälzische Besenhändler, der vorhin unten zechte, in eine Kammer gewiesen wird, in der mindestens „Zähneklappern" waltet. Freilich bezahlt der schöne Herr auch achtzehn, der nicht schöne dagegen nur sechs Kreuzer für sein Lager. —

Der nächste Morgen führt uns den Bergen zugewendet bald am See, bald durch Wald, bald durch tiefe Moore südwärts. Von überall durchrinnen fließende Wasser das stehende des Hochmoores. Bald erreichen wir die östliche Gabel des großen Deltas, in welchem die Achen hier in den See fällt, und an ihr das große Dorf Grabenstätt.

Noch zu Menschen Gedenken lag dieses Dorf hart am Seeufer; jetzt hat sich zwischen ihm und dem See durch

den aus der Ache niedergeschlämmten Schotter ein Netz von stehenden und stinkenden Wassern, von Schilfen, Letten, Humus, verkrüppelten Weiden eingeschoben, eine Brutstätte unzähliger Frösche und Salamander.

Seit jener Zeit ist also der See zurückgewichen; er wird noch weiter zurückweichen. Die Gebirgsströme füllen sein Bett auf; es siedeln sich Pflanzen an, die Moorbildung beginnt.

Der Wanderer, welche durch die schmutzigen Dörfer des Ostufers hergewandert ist, wird sich nicht wenig wundern, hier ein reinliches, fast städtisch aussehendes Dorf zu finden. Allerdings steckt hie und da zwischen weißgetünchten großen Häusern eine graue hölzerne Hütte, in deren Gemächern ein schlank gewachsener Mensch nicht aufrecht stehen kann, und deren Deckbalken dem Eintretenden drohen — aber das sind Ausnahmen.

Dem Orte ist nämlich das größte Glück widerfahren, das einem Gebirgsdorfe begegnen kann: es ist abgebrannt. Wenn ich sage Glück, so glaube ich das buchstäblich nehmen zu dürfen. Es mag freilich im ersten Augenblick viel Jammer und Elend mit einer solchen Katastrophe verknüpft sein, aber das wird sicherlich ausgeglichen. Die Mildthätigkeit ist groß und wenn auch in der Regel niemals Jemand in der Feuerassecuranz steht, so darf er doch gewiß sein, durch Bettel mehr als den Betrag seines Verlustes zu erschwingen. Nun intervenirt aber die königliche Baucommission; statt der früheren engen Dorfgasse wird ein breiter, schöner Platz hergestellt. Die Häuser werden aus Steinen ausgeführt, die Zimmer erhalten Licht und Luft. Man vergleiche unser Grabenstätt am Chiem- oder Schlehdorf am Kochel-See mit dem, was sie vor ihrem Brand waren,

und man wird nicht umhin können, den Leuten zu der Umwandelung Glück zu wünschen. Die Fenster glänzen und die weiße Mauer blendet; früher brodelte es in den hölzernen Cabinen mit den kleinen ringförmigen Guckfenstern, jetzt wird das moderne Fenster geöffnet und die Luft streicht ungehindert durch den grün getünchten Raum. Es ist unmöglich, den Bauern im Bauernhause an frische Luft zu gewöhnen; er läßt die Lucken seiner Hütte fest zu. „Ich bin draußen gnug in der Frischen,“ sagt er. Unter Umgebungen aber, die ihm ganz neu und fremd sind, ist es eher möglich, ihm solch eine nützliche Neuerung beizubringen: Die Mitwirkung des atmosphärischen Sauerstoffs bei der Blutbildung wird ihm nicht gelehrt. Er sieht alt und abgestanden aus. Er und seine Generation wäre eine andere, wenn er statt in die Kirche zu gehen, das Fenster aufmachen würde.

Im Winter gar ist die menschliche Wohnung fest gegen den Himmel verschlossen. In die Zwischenräume zwischen Fenster und Winterfenster wird Moos eingepfropft; in dieses werden hölzerne Menschenfiguren und Thiere, Darstellungen der heiligen Geschichte, „Krippenmandeln“, gestellt. Man sieht dort Ochsen und Esel, Schafe und Ziegen, die heiligen drei Könige, Mohren und Apostel. In den besseren Häusern benutzt man diesen Raum, um in ihm Blumenzwiebel zur Entfaltung zu bringen. Da blühen im Januar Hyacinthen und Tulpen in der kühlen Temperatur des leicht eingerichteten Fenstertreibhauses. Gerade Grabenstätt war in der Zucht solcher Samen und Zwiebel früher sehr bekannt; es trieb weitgehenden Handel damit und ein ziemlicher Theil der in Baiern angesessenen Handelsgärtner war in diesem Winkel des Chiemsees geboren. Hier am

Moorufer des öden Sees wurden die herrlichen Blüthen gepflegt, welche das Wiederaufleben des Lichtes bedeuten.

Draußen im See ist nahe an diesem Strande ein wunderbares Königsschloß versunken. In der Sage der Uferbewohner erscheint die Marmortreppe mit vergoldetem Geländer. Man sieht nur bei ruhigem, klaren Wetter in diese Tiefe. Dort hausen versunken glänzende Geschlechter; der kristallene Himmel des Sees fluthet über ihnen und trennt sie von den mühseligen Menschen. Vielleicht ist aber das Alles auch nur eine Täuschung. Die weißen Treppen mit ihrem Geländer können versenkte Föhrenstämme sein und auf dem unsichtbaren Grunde bewegen sich vielleicht nur Lachsforellen und Waller. Man hat nie etwas von den Begrabenen gehört, außer einem tiefen Summen, welches an bedeutungsvollen Tagen aus den flutherfüllten Schluchten heraufhallt.

Die Aussicht auf das Gebirge ist am ganzen Südufer des Chiemsees nirgends so schön, wie von der Eisenbahnbrücke aus, welche bei dem Dorfe Uebersee über die Achen führt. Die schön geschnittenen Höhen des Hochfelln und Hochgern, welche uns früher in der Fuchsau vor Ruhpolting entzückten, schauen in voller Glorie, wie dort nach Ost, hier nach Westen. Unter uns schäumt die Achen, mit vielen Kindern ihrer Thäler genährt, und schon im Rücken liegt uns die große Fluth. Auf diesem Damme, der die Schienen trägt, habe ich nach langer Winternacht die ersten Frühlingsblumen in der Sonne gesehen; darum habe ich euch dreimal gegrüßt ihr Berge und ihr dunklen Wasser!

Die Station Uebersee ist eine der belebtesten dieser Ufer. In sie mündet der Verkehr des Thales der Achen und seiner Verzweigungen; von Marquartstein, Grassau, Wessen, Schleching und Reit im Winkel kommen die Wagen und Menschen her. Wie die Wasser der Berge in die Thalströme, so fließen die kleinen Rinnen in den Fluß der Eisenbahn, welcher die Länder verbindet.

Im Uebrigen sind die Bewohner der Nord-Chiemsee-ufer mit der Richtung der Eisenbahn nicht zufrieden. Sie behaupten, man hätte den Schienenweg besser und mit weniger Kosten über Seebruck gebaut, daß er den See im Süden gelassen haben würde. Sicher ist, daß die Niederung des Inn dem Verkehr mehr Stoff gegeben hätte, als das menschenarme Gebirg. Ueber die technischen Schwierigkeiten kann ich nicht reden. Gewiß ist aber auch, daß auf beiden Seiten des Sees schwer zu überbrückende Moore sind und daß man es nicht allen Leuten recht machen kann.

Zwischen Uebersee und Bernau durchzieht die Bahn das Damberger und Grassauer Filz. Hier, wie überhaupt auf dem ganzen Seeufer, sieht der Reisende von der Eisenbahn aus nichts von der Fläche des nahen Sees. Für solche Touristen wäre die Bahn im Norden freilich angenehmer — dort erscheint, wie wir gesehen haben, der Chiemsee und sein Gebirg im allesumfassenden Bild. Hier aber sieht man gegen den See zu nur braune Flächen, von schwarzen Linien, aufgestochenem Torf, durchzogen, und von allerlei Weiden und niedrigen Schwarzerlen begränzt.

Bernau hat eine Merkwürdigkeit, seine berühmte dicke Wirthin, die „Bernauer Rosel". Von hier zieht sich der

Weg nach schönen Alpengegenden südwärts, nach Hohenaschau, der Ueberhängenden Wand und dem Hochthale von Sacharang. Für uns, die wir den wechselreicheren Glanzpuncten des Hochlandes zustreben, gibt es andere Reize.

Solche fesseln uns auch in Prien nicht. Dieses ist ein hübsch gebauter Ort mit zwei ansehnlichen Gasthäusern, aber das schönste an ihm ist doch wohl, daß man auf anmuthigen Wegen, sei es die vielgewundene Prien hinan oder in den schattigen Wäldern gegen Westen, leicht aus ihm fortgehen kann. Man sieht den See nicht, in der allernächsten Nähe ist nirgends ein besonders lohnender Spaziergang — Dinge, welche weder durch die Eisenbahn noch durch zahlreiche Honoratioren ersetzt werden.

So wenden wir uns denn nordwärts.

Zwischen Rimsting und Prien hat der einst bis hieher reichende See Spuren seiner Anwesenheit zurückgelassen. Auf dem Grunde trichterförmiger Gräben stehen klare Wasser.

Am Rande solcher Einsenkungen hat sich Wald angesiedelt und verworrenes Buschwerk bekleidet die Abhänge. Auf der dunkelklaren Fluth aber tummeln sich Drehkäfer und Wasserscorpione, und die langfüßige Spinne wirft, während sie über den Spiegel dahin klettert, auf den Schlammgrund ihren eiförmigen Schatten. Am Röhricht kleben unzählige Larven und jeder Tropfen bietet dem Mikroskop ein Museum. Es ist eine schrankenlose Welt des Kleinen, welche in diesen Tümpeln lebt.

Bald aber hinter Endorf ziehen uns wieder Bilder größerer Erscheinung von den Ueberresten des großen Sees ab.

Es ist hier prächtig auf dem Damm der Eisenbahn

zu gehen, welcher große Forste und massige Hügel durchschneidet. Schon ist der Frühling da. Von Zeit zu Zeit hallt der Ruf des Kukuks aus dem Walde und lehrt, daß der Lenz vergeht, wie der Tag, in dessen glänzendem Abend wir dahin schreiten. Von Norden schäumen Waldbäche herab, dem tiefen Becken des Sims-Sees zu; wegen eines jeden dieser kleiner Gewässer mußte ein Gewölbe in den hochaufgeschütteten Damm gebrochen werden. Jenseits winden sie sich rasch durch Wiesen hinab und die Stelle, wo sie in den schweigsamen See versickern, deckt wieder, wie ihren Ursprung, finsterer Wald.

Schon dämmert seine Fläche aus der Tiefe der Hügel herauf, die Fläche des Sims-Sees. Einsam liegt er da im wollustig-schwermüthigen Frühlingsabend, der einsamste aller unserer Seen. Wie sehr, o Leser, sehne ich mich, dir sein unvergleichliches Bild in jener dämmernden Stunde zu zeichnen! Goldfunkelnd schwebten winzige Wolken im höchsten Zenith: er schien sie wieder. Blaß und schüchtern schwankte der ungeheure Mond den Himmel aufwärts: er sah auch aus der tiefen Fluth. Im Schnee des Winters stand noch die Reihe der Alpen, aber die warme Abendsonne, die durch laue Dünste schien, hatte die tiefen Decken in funkelnde Ströme von Rosenquarz verwandelt, die, wie aus dem farbengrellen Aether herabgeflossen, hier zu übernatürlicher Zeit erstarrt schienen. Unten in den tieferen Schatten spritzten die Mühlen, in den Wäldern verhallten helle Stimmen, Vögel kreisten über den öden Wassern und auf den hohen Schneegiebeln wurde die Gluth dunkler. Farben und Töne loderten auf im gewaltigen Frühling.

Lieber Leser! Die Last und Hitze dieses schweren Lebens hindert uns Alle an der Ueberströmung des Ge-

fühls, und wir wissen, daß der Natur wie den Menschen unzählige Mittel zu Gebot stehen, um eine solche Fluth blitzschnell in Ebbe zu verwandeln. So ist, des Beispiels halber, mir vor fünf Minuten ein armes Weib begegnet, welches bitter klagte. Der obere Theil des Sees ist nämlich noch leicht zugefroren, obwohl es fast ein Ding der Unmöglichkeit ist, über die gebrechliche Decke zu gehen. Dem Weibe aber, welches von Pietzing nach Stephanskirchen gehen wollte, machten die Bauern doch weiß, es sei leicht über das Eis zu gehen. Sie ging, aber unter der größten Lebensgefahr; ihr Gesicht war noch todtenbleich, als sie mir sagte: sie haben mich auf's Eis g'stimmt! So machten es die Menschen, während sich hier aus unzähligen Schwingungen der Erscheinung in unserer Gefühlssphäre die Idee einer unsterblichen Schönheit zusammensetzt. Aber trotzdem — Leser — ist ein Gefühl der Rührung an einem solchen Abende nicht zurückzudämmern. Wie viele Augen sehen dieses wunderbare Schauspiel? Wenige. Der himmlische Glanz kümmert sich nicht um die Iris des hinfälligen Sehapfels. Du aber bist hochbeglückt, indem du einsam neben den einsamen Wassern hergehst, nach schlimmer Winternacht, im holden würzigen Luftstrom. Für dich scheinen jetzt die himmlischen Gestirne herabzuschauen und für dich, du Armer, schallt es freudetrunken von Wald und Hügel. Du hast sie doch wieder erlebt, die Sonnenzeit — der süße Traum in den langen Nächten, auf deinen Gängen im Schneesturm, ist verwirklicht — die Welt lacht wieder. Wie von vielen klingenden Silberfäden umschwirrt, die alle die geisterhafte Symphonie der Auferstehung läuten, schreitest du in der Luft dahin, deren Wellen von Lebensfülle und Lebensahnung triefen.

In dieser Fluth erinnerst du dich gern vergangener Mühsale und Leiden — du siehst aber vor dir, daß noch nicht alles Leben, oder was dasselbe, alle Liebe aus dem All gewichen ist — weil der geweihte Strom sich auf dich herabsenkt. Die Rinde berstet — wie wenn ein alter Freund, der seit lange gegrollt, dir plötzlich die Hand reicht und dich mit liebevollen Sternen betrachtet — so löst es sich auf einmal und du versöhnst dich mit dem was war und mit dem was kommen wird. –

Die langgestreckte Wand des Hochriß ist es, welche glüht. Unter ihr stehen waldige hohe Hügel mit wenigen Dörfern, dann ganz unten der See. Kein anderer ist so öde. Nirgends reicht der dicht geschlossene Wald überall an das Gestade. Nur an wenigen Stellen sind Lücken, durch welche der Eisenbahn-Reisende die todte Fläche überschauen kann. An seinem Strande wohnt Niemand. Die nächsten Niederlassungen sind auf den Uferbergen, die um vierhundert Fuß höher sind, als der Wasserspiegel. Kein menschlicher Ruf — kein Fischerboot — kein Geläute — nichts was an Menschen erinnert, dringt in deine Wahrnehmung. An diesem Gewässer kann man lernen, wie es an den meisten unserer Vorlandseen in längst vergangenen Jahrhunderten ausgesehen haben mag. Grün lag die Fluth zwischen den schwarzen Wäldern — kein Uferrand hielt sie auseinander, die Welle schlug gegen hervorragende Wurzeln. Oben auf den Hügeln, im Forst versteckt, waren die Wohnungen der Fischer, die ein steiler dichtbeschatteter Weg zu den versteckten Winkeln unter den Föhrenbäumen hinabführte, wo ihre Nachen, die ausgehöhlten Stämme, lagen. Die Einsamkeit des Sims-Sees ist so groß, daß sie selbst unter den Bauern fast sprichwörtlich geworden ist.

So hörte ich einmal, mehr als fünfzehn Meilen von seinen Ufern entfernt, einen Floßknecht sagen:

— Du, woaßt es schon, am Ammersee bauens jetzt a a Dampfschiff.

— Warum nit glei gar auf'm Sims-See? erwiderte kopfschüttelnd der Andere.

Für diejenigen meiner Leser, welche die Natur verstehen, habe ich über die stille Fläche nichts weiter hinzuzufügen. Seine Schatten, die kühlenden Wasserfälle seiner Bergwälder und die ungestörte Fläche seines Spiegels können Manchem, der wirkliche Einsamkeit sucht, eine willkommene Zufluchtsstätte sein. Ein beliebter Landaufenthalt werden diese Ufer nie werden. In der angeführten Zusammenstellung des Ammer- und Sims-Sees liegt etwas Wahres. An beiden Gewässern bemerkt der Ankömmling zuerst nichts als dichtgedrängte Waldbäume. Doch wird ihm ein Unterschied bald klar, wenn sich die Sonne zeigt; dann treten dort Straßen zu Tag, die um das ganze Ufer sich herumziehen, während hier das hellere Licht nur die nackten Felsen der nahen Alpen aufdeckt. Dafür erscheinen diese am stillen Ammersee im grauen Lichte der Entfernung. Am Sims-See gibt es keine Straße, außer den Schienenweg, der aber keine Haltstelle hat. Rasch führt der Dampf den Reisenden an dem verborgenen Gewässer vorüber. Auch liegen in nächster Nähe des Sees, welchen die Amp r durchströmt, neun große Dörfer und an seinem Ufer ein bedeutender Marktflecken, während hinter den Wäldern der östlichen Uferberge unseres Sims-Sees nur zwei Dörfchen, Pietzing und Hirnsberg, genannt werden können. Auch ist für den Ammersee der heilige Berg Andechs nicht zu vergessen, dessen Gnadenschätze viel an-

dächtiges Volk auf die Einbäume lockt. Dagegen sieht man auf dem Sims-See viele Regenpfeifer und Schnatterenten.

Das menschenscheue Wesen dieses wundersamen Sees geht noch eine gute Strecke jenseits seiner Ufer fort. Ich habe in Stephanskirchen, dem verhältnißmäßig bedeutendsten Orte in seiner Nähe, übernachten wollen, konnte es aber nur mit Mühe dahinbringen, daß ich ein Bett erhielt, wie ich seit meiner Reise an der bosnischen Militärgränze keines mehr zu Gesicht bekommen habe. Die guten Leute haben kein „Tafern"- sondern nur ein einfaches Wirthshausrecht, und dürfen Niemanden über Nacht behalten. Wenn Einer so etwas im halbwilden Ungarn sagen würde, lachte ihn Jeder aus, aber im freien Baiern, wo der nächste Beste, ehe er seine Hände bewegen will, an hundert Stricken zerren muß, findet das der constitutionelle Staatsbürger vollständig in der „Ordnung".

— Was geit's dann ge?*) wird einem Wanderer um sieben Uhr Abends von Schlaftrunkenen zugerufen, wenn er an der verschlossenen Thüre des Gasthauses dieser Eisenbahnstation pocht.

Ich habe auch während meines Aufenthaltes dort nicht viel Schönes gehört. Ein Ehepaar der Umgegend hatte den Vater des Mannes, einen Austrägler, so lange hungern lassen, bis dieser sich aufhängte. Dagegen machte ich die Bekanntschaft eines Ehrenmannes, von dem mir ein Bauer sagte: dös war a rechta Boar. Dieser ächte Baier war ein unübertrefflicher „Eisschießer", ein noch besserer Wildschütz und Raufer. Bier trank er wenig, dagegen konnte

*) Was gibts denn?

er dreißig Paar Bratwürste auf einen Sitz verzehren. Aus drei, vier Halbmaß Schnaps machte er sich nichts. Es ist überhaupt ein Vorurtheil, wenn Manche meinen, das Landvolk sei stark im Biertrinken. Das Bier ist ihnen z'war, das heißt, zu theuer, nämlich um einen Rausch davon zu bekommen. Aber im Essen sind sie außerordentlich.

Sonst fand ich oft in dieser Gegend weiter von der Eisenbahn ab ein gedrücktes, scheues Wesen unter den Leuten. Der Fremde ist, was sonst in Oberbaiern zu den größten Seltenheiten gehört, vor Rohheiten nicht ganz sicher und das Schnapstrinken, die harte Arbeit und im Verhältniß dazu nicht entsprechende Nahrung helfen zusammen, um im Verein mit der ohnehin nicht ausgezeichnet angelegten Organisation des Schlages sehr unangenehme Gesellen aus diesen Menschen zu machen. Wer sie stundenlang in Wirthshäusern beobachtet, kann sich des Gedankens nicht erwehren, ein wie großer Segen das Bier genannt werden muß. Ich glaube, daß die Sitte des Schnapstrinkens, welche nur hier um den Inn zu Hause ist, diesen breitesten aller Verkehrswege aus Tirol nach Baiern entlang einwanderte. Ein noch größerer Segen wäre freilich gar manches Andere, aber man muß nicht zu viel auf einmal wünschen. —

Die Sims, welche im Thalgrunde, von Wäldern versteckt, dem Inn entgegen rauscht, geleitet uns in anmuthig abwechselnder Landschaft an die Gestade des rhätischen Stroms. In gewaltiger Größe fluthet er gegen die Joche der weitgespannten Brücke; aber unsere Gedanken folgen nicht der Welle, welche nach Norden zieht. Sie fliegen leicht, wie wirbelnde Wasser, aufwärts, bis dahin, wo

im hohen Glanz der Sonne und des Eises der Strom aus dem krystallenen Becken seines heimathlichen Felsens zur Tiefe stürzt.

Ich bitte nun den Leser, mir an das Ufer eines anderen Gewässers zu folgen. Es ist grün und klar wie ein Alpensee, aber seine Welle jagt rastlos an kiesigen Ufern dahin. Es ist ein Strom, aber die drei der schönsten Seen des Hochlandes, die ihm ihre Wasser senden, der Achen-, Kochel- und Walchen-See, zeigen keine Farbe, die das Auge durch ihren Schmelz mehr überrascht. Er ist von Seen auferzogen und es mag deßhalb in diesem Buche wohl einen Blick auf seinen Strand Raum gegönnt werden.

Unsere Alpenströme tragen die Wildniß, in welcher sie zusammenrinnen, weit in das bewohnte fruchtbare Flachland hinaus. Krummholz und Alpenrosen siedeln sich auf Kiesbänken in Mitten des Stromes an, dessen Uferbewohner die Alpen nur mehr in der Ferne erblicken. Rosenrothe Primeln mit mehligem Thau, purpurrother Dianthus und grellfarbige Arten von Senecio stehen im Schatten der Silberweiden und Weißerlen, die den kühlen Strom lieben. Unbekannte Blüthen schauen den Wanderer an, der aus der Ebene den Bergen entgegen pilgert. Sie alle haben stärkere, heftigere Farben, als die andern Kinder der Chloris, die in der schwereren Luft der Niederungen athmen. Das hellere Licht schafft größere Reinheit und Menge der färbenden Zellen. So erkennt, auch wer die Berge nicht sieht, an der raschen Flucht der grünen Wasser

und an den Uferblüthen, daß der Strom aus einer hohen Welt herabkommt.

Jemehr man sich München nähert, desto störender hat die Hand des Menschen in dies reizvolle Stillleben eingegriffen. Man hat einträgliche Wiesen und schön abgezirkelte Pflanzungen angelegt, und an der Stelle der Haiden im grünen Wasser sind ein wohlgepflegter Park oder corrigirte Ufer getreten. Der Ammoniak der städtischen Latrinen hat nicht wenige der schönen Fremdlinge verjagt. Nach des verdienstvollen Sendtner Angabe sind aus 121 Arten jener Flora seit den dreißiger Jahren, in welchen man zu verschönern begann, 57 Arten verschwunden. Es werden wohl noch mehr verschwinden und dann wird man haben, was das aufgeklärte Jahrhundert verlangt, Heuwiesen, Kleeäcker, Kartoffelfelder und Dunghaufen.

Doch ist der Strom, trotz aller Faschinen, Schleusen und Quaderquai's nicht gebändigt. Zornig zischt er an den einen hinauf oder stäubt über die andern mit Getös hinab, wobei seine Smaragdfluth in Opalsplitter zerschlagen wird. Die Uferbauten hindern ihn, über die Wiesen und verheerten Haiden mit den schönen Alpenpflanzen hinüber zu schäumen, aber dafür rollt er sich um so wilder in dem beengten Bette. Ehe er das Gebiet der großen Stadt erreicht, hat er noch einen letzten Anfall seiner Wildheit; bei den „Ueberfällen" ober Harlaching wirbelt die vielgespaltene Bergfluth über jähes Gefäll und umschlingt weite Kiesinseln, als ob der Strom noch einmal sich recken wollte, ehe die Faust der Wasserbaumeister ihn so zahm macht, wie ein deutscher Flußgott sein muß, wenn er eine Viertelstunde von einer Residenz, einer Kaserne und einem Polizeigebäude vorüber eilt.

Schon mit Hinblick auf diese ungestümen Wellen, ihre Uferblüthen und ihre zerrissenen Ufer selbst, kann man sich nicht genug wundern, wenn man in vielen Büchern liest, daß die ausgedehnte Hauptstadt des jetzigen Königreiches Baiern keine „Gegend" besitze. Einige sind sogar soweit gegangen, ihre Lage mit der von Berlin zu vergleichen, welches in nordischer Trübe auf einer Wüste aufgebaut ist. Die waldigen Isarufer, eine Stunde südlich von München, das Thal der Würm und die gewaltigen Umrisse schneetragender Berge sind bei solchen Commis-Voyageur-Schilderungen außer Acht gelassen. Es gibt nicht eine einzige Hauptstadt in Deutschland, deren Umgegend durch Wildheit und Seltsamkeit dem Freunde der Natur so durchweg originelle Genüsse darböte. Besagtes Gerede aber ist ein Stück jener Tausende von irrthümlichen Meinungen und allgemein geglaubten Fabeln, welche das Publicum, welches fast nie eine eigene Anschauung hat, gedankenlos nachspricht. Ich glaube, diese Sage ist zu der Zeit entstanden, in welcher die von Norden kommenden Reisenden, welche ja in Deutschland sowohl die Literatur als die öffentliche Meinung machen, Tagelang in schlechten Kutschen die Steppen durchziehen mußten, welche sich von der Donau gegen München hin ausdehnen. Da vergeht Einem allerdings Lust und Geschmack. Aber München liegt gerade an der Gränze, welche diese Steppe von den ansteigenden Wellenlinien einer bunteren Landschaft trennt, welche allmählich, den brausenden Strom entlang, zu den luftigen Terrassen der Alpen führt. Es ist kaum denkbar, in einer Ebene einen stärkeren Contrast zu finden, als den, welchen z. B. die Lage des Dorfes Thalkirchen an der Isar mit der nördlichsten Vorstadt Münchens, Schwabing, darbietet.

Hier hohe Felsufer, schäumende Wasser, Wald, hereinblinkende Schneeflecken blauer Berge, dort eine unendliche Wüste, ohne Strauch, Baum, nur kümmerliche Aecker und Moorgräser. Beide trennt keine ganze deutsche Meile. Ein solcher Markstein ist der große Ziegelsteinhaufe, die Stadt München.

Aus genannter Zeit stammen die ersten Bücher über München, Reiseskizzen u. dergl., die ich von Norddeutschen gelesen habe. Weil sie durch eine baumlose Steppe hereinkamen, liegt München auf einer solchen und ist weit und breit nichts zu sehen, als Sumpf und Kies. Das versieht sich bei der herkömmlichen Gründlichkeit nordischer Reiseliteratur von selbst und so weiß noch heute vom großen Bädeker bis zum Schulknaben jeder Mensch in Deutschland, daß München in einer wüsten Ebene liegt, obwohl sich in der Stadt selbst der Gasteigberg befindet, von dessen Rand man ihre letzten Häuser, wie die Kette der Alpen von Salzburg bis an den Bodensee überschauen und auf den Strom hinabblicken kann, dessen grüne Wellen laut hallend an ihren Häuserreihen vorüberrauschen.

Ich führe dich heute auf die Isar in München, lieber Leser.

Es ist dir bekannt, daß in den Wäldern des Hochgebirges Tausende von Klaftern Holz gefällt und in unsern Strom geworfen werden, welcher die Scheiter nach der Stadt bringt. Diese ursprüngliche Art der Beförderung, bei welcher das Holz ganz dem Spiel der Wellen und dem Ungefähr der Hochwasser preisgegeben wird, nennt man Trift. Es geht viel dabei zu Grund; Wasser dringt in die Poren und „versenkt“ es, oder es wird vom mitgerollten Kies überschüttet, andere Zufälle ganz abgerechnet.

Aber es bleibt bei dem großen Holzreichthum der königlichen Forste in den Gebirgen immerhin noch die wohlfeilste Art, einen Theil des städtischen Holzbedürfnisses zu befriedigen, und so hat man die „Trift" trotz verschiedener dagegen laut gewordener Stimmen immer noch beibehalten.

In München gilt es, die herabschwimmenden Scheiter aufzufangen. Zu diesem Zwecke wird ein Theil des Flusses abgeleitet und nach einem großen Bassin, dem „Holzgarten" geführt. Damit im Hauptarme kein Scheit weiter schwimmt und statt den Weg nach dem Holzgarten eine Donaureise antritt, werden in diesem eine Menge Pfähle, die einen „Rechen" bilden, eingeschlagen. Dieser Rechen ist an der hölzernen Brücke angebracht, welche nach der Insel des „Prater" führt. An ihm bleiben die Holzscheiter, welche der Strömung entkommen sind, die sie nach dem Bassin zieht, hängen. Dann kommen die Knechte und stoßen sie mit langen Stangen zurück in die Fluthung. An diesen Stangen sind scharfe eiserne Spitzen befestigt, mit welchen die weichen Hölzer, meist Fichtenscheiter, gespießt werden. Mit solchen Stangen sind auch viele andere Wärter bewaffnet, welche den ganzen Stromlauf, bis in das Gebirg, entlang an wenigen Puncten aufgestellt sind und ihre Strecken abgehen müssen, um manche festgefahrenen Scheiter wieder flott zu machen. An jenem großen Rechen zu München an der Praterbrücke nun haben diese Männer zu gewöhnlichen Zeiten nicht viel zu thun, denn große Balken, welche in einer gewissen Diagonale in den Strom hineingehängt sind und auf ihm befestigt schwimmen, geben der Strömung, welche dem Bassin zustrebt, eine solche Gewalt, daß die allermeisten Hölzer sich von ihr forttragen

lassen. Andererseits hindern sie auch schon durch ihre Masse das Herankommen derselben an den Rechen.

Anders gestaltet sich aber die Sache, wenn plötzlich Hochwasser eintritt.

Dieses bringt nicht selten eine unübersehbare Masse von Holz mit sich. Denn alle Scheiter, die während des niedrigeren Wasserstandes an Büschen, an Wurzeln, an Landzungen festgehalten oder auf Kiesbänke hinausgeschwemmt, oder auch von der gesunkenen Fluth in Tümpeln, auf dem Festlande, auf dem grasigen Ufer zurückgelassen worden waren, werden nun mit einem Mal gehoben und in übereinander gethürmten Haufen der Stadt zugewälzt. Man denke sich einen großen Eisgang, in welchem die einzelnen Trümmer sich wechselseitig aufstauen — das ist das nächstliegende Bild. Dann hilft natürlich jener diagonale Balken, welcher wie ein Balken vor einem Mühlsturz der Strömung ihre Richtung anweisen soll, nichts mehr. Die Scheiter werden von der brüllenden Fluth, die sich empört unter der ungewohnten Last einen Ausweg sucht, in Bergen gegen den Rechen geworfen. Dieser, obwohl aus mächtigen, viereckig zugehauenen Stämmen bestehend, zittert und bebt unter dem ungeheueren Druck. Wird der Andrang des Holzes, das sich, von den Wellen getrieben, viele Fuß hoch über einander aufgeschichtet, ein so gewaltiger, daß er durchbricht, so ist der Verlust groß, denn die Tausende von Klaftern rasen mit der befreiten Fluth die Isar hinab und kein Mensch ist mehr im Stande, auch nur einen kleinen Bruchtheil der Flüchtlinge wieder aufzufangen. Es handelt sich also darum, den Druck zu vermindern. Dieses kann nur dadurch geschehen, daß man möglichst viele Scheiter oben wegnimmt und heraushebt oder in die Strömung des

Bassin=Kanals wirft. Nun beginnt für die Holzknechte die Zeit des Ernstes und der Gefahr: denn sie müssen sich auf die Scheiter hinauswagen und von der hölzernen schwimmenden Dicke, welche sie trägt, so viel demoliren, als nur immer in ihren Kräften steht. Es ist das fast eine Aufgabe wie die, daß man einem zumuthet, Löcher in den Boden des Schiffes zu schlagen, in dem er fährt. Sind die Scheiter unter seinen Füßen vom Zufall so geschichtet, daß sie seine Last gut tragen können — dann wohl; aber jeden Augenblick kann die unten tosende Fluth das verschieben. Dann wird er durchfallen und dann ist der, welcher in der Sturmnacht in die gefrorene Decke des weiten Chiemsees einbricht, im Vergleich zu ihm, wie ein Mensch, der auf einer Fregatte fährt, gegen den, der sich an einem schwimmenden Rohr festhalten muß. Mit einem Wort, er ist rettungslos verloren. Die Scheiter zerschmettern ihm das Hirn oder die Brandung ersäuft ihn.

Doch gehört das Anschwellen der Gefahr zu solcher Höhe — Dank der vortrefflichen Wachsamkeit des Herrn Hochholzer — immerhin glücklicher Weise zu den Seltenheiten.

Man unterscheidet Trift und Nachtrift. In ersterer kommen die Scheiter herabgeschwommen, welche unterwegs in ihrem Laufe durch keinen Zufall gehindert worden sind. Sehr viele aber können aus oben angeführten und andern Gründen an bestimmten Orten nicht von der Stelle. So sieht man zum Beispiel da, wo der Fluß über ein Wehr hinabstürzt, nicht selten unzählige Scheiter neben dem herabfallenden Schwall sich im Kreise herumtreiben. Die Wucht des blitzschnell auf sie zuschießenden Wassers greift in den wirbelnden Kreis, wie in die Zähne des Kammrades.

Viele Scheiter schwimmen in Buchten gegen den Strom, denn von der jähen Gewalt des Wassers werden Anstauungen und rückläufige Bewegungen erzeugt. Andere hocken unbeweglich, an die Pfeiler von Brücken oder Stegen hingepreßt. Um nun alle diese Verirrten und Verschlagenen ihrer Bestimmung zuzuwenden, geht die Nachtrift. Ein großer Floß, von Sachkundigen bemannt, geht aus dem Oberland ab; er muß jeden Augenblick sich quer über den Strom legen oder landen, um alle Marodeurs, die von ihm aus erblickt werden, vor sich herjagen zu können. Es ist ein langwieriges, mühsames Geschäft. Während dieses Floß auf der Reise — und das kann sehr lange dauern — darf kein anderes Floß Isarabwärts fahren, denn jedes nachkommende würde von diesem, welches zu seinen Handthierungen oft die ganze Strombreite braucht, am Weitergehen gehindert oder auch in Gefahr gebracht werden. Darüber sind die Holzhändler sehr aufgebracht und auch in den liberalen Zeitungen, von welchen die Interessen der Spekulanten mit Vorliebe vertreten werden, haben sich schon laute Stimmen gegen solche Störung des Geschäftsbetriebes erhoben.

Das Wichtigste bei der ganzen Sache bleibt aber, wie sich von selbst versteht, das Auffangen der Scheiter in München. Hiebei kommt nichts mehr in Frage, als die Festigkeit des Rechens und die Wachsamkeit der dazu aufgestellten Leute. Diese müssen deßhalb Tag und Nacht am Ufer sein. Dazu ist eine Wohnung nöthig; diese hat man ihnen auf der kühlen Insel aufgeschlagen, von welcher aus sonst in schönen Sommernächten Feuerräder und Sonnen zwischen den Weiden glühen oder in deren schaumigem Wasserfall bengalische Säulen und blitzende Kugeln zischen.

Jeder Münchener kennt das Knallen und Krachen in der Dämmerung der Sommerabende und oft hat er von entfernten Stadttheilen aus buntfarbige Feuerschirme in den östlichen Himmel schwirren sehen, welche sich von diesem anmuthigen Eiland in seiner Vaterstadt aus erhoben. Hier nun wird eine Hütte aufgerichtet, in welche ich diejenigen meiner Leser schicken will, welche die Wohnung der Sennen und Hirten auf den Alpen kennen lernen wollen, ohne sich die Mühe zu nehmen, auf die luftigen Abhänge zu klimmen. Es ist die „Trifthütte“, deren Aufschlagen den Münchener Frühling bedeutet. Die Männer, welche das Herabfließen des Holzes abwarten, haben da ihre Station. Der Rauch vom Feuer, welches ihre Speisen kocht, entweicht durch eine Lücke in der Bedachung. Diejenigen Stunden der Nacht, in welchen der eine oder andere von seinem Dienste am Rande der rastlosen Fluth frei ist, verbringt er hier, von einer leichten Decke geschützt, in der gebrechlichen Hütte.

Einen nicht geringen Theil des Reizes, den München auf viele Fremde hervorbringt, verdankt es der Ursprünglichkeit, welche aus Land und Gebirg in manche seiner stolzesten Straßen hineinragt. Hier haben wir wieder ein Beispiel davon.

Der Mond liegt auf dem jähen Gasteig und wirft seine grünen Lichter durch die klare Frühlingsnacht. Unzählige Male fackelt sein Bild von den Wellenkämmen des Alpenstroms. Dieser rauscht und tost wie zwischen den Felswänden des Karwendel, aus dessen Kalkgestein er die Blüthen der schroffen Höhen entwurzelt. Doch weht hier der Wind nicht über Legföhren und das Mondlicht wird nicht von den Schneelagen der grauen Felszacken zurück-

geworfen. Draußen säuselt es zwischen schlanken Pappeln und bleifarbigen Weiden und im wunderbaren Licht ragen hohe Paläste, glänzende Thurmspitzen und Kuppeln in den Nachthimmel. Röthliche fahle Lichter, wie ein schwacher Wiederschein fernen Feuers, sind in die Wölbung verwoben — sie kommen nicht vom Himmel, es ist der Abglanz der Laternen, bei welchen die Menschen ihrem nächtlichen Treiben nachgehen. Während wir plaudernd beisammen stehen, oder in Beschaulichkeit dem Rauschen des Stroms und der Bäume nachhorchen, fällt aus der halbgeöffneten Thür der Hütte ein greller Schein auf uns von der Flamme des Wachfeuers. Einige Knechte schlafen, andere spähen am Ufer des aufschäumenden Stroms. Von fernher klingt Musik über das Wasser; von den Thürmen hallen langweilige Glockenschläge, Stunden bedeutend. Draußen rasseln Wagen; manchmal dringen menschliche Stimmen an unser Ohr. Noch lacht das Vergnügen in tausend Gestalten einer großen und lebensvollen Stadt, deren Bewegung verräth, daß sie noch nicht schläft; uns aber erquickt, mitten in ihr, auf der umbrandeten Insel, ein reineres Licht und die Stimme urkräftiger Elemente.

Je weiter man an der Isar südwärts, den Bergen zu, schreitet, desto wilder, zerrissener und waldreicher werden ihre Ufer. Im Schatten weitästiger Buchen erreicht derjenige, welcher die sommerlichen Dünste der Stadt fliehen will, das im Wald versteckte Schäftlarn und das blühende Ebenhausen.

Ich habe in meinen „Voralpen" die freundlichen Begleiter dorthin geführt; jetzt erübrigt mir, von jenem

Strande aus die blaue Fluth des Würmsees zu erreichen.

Von Ebenhausen nach dem See zieht sich der Weg durch dichte Forste; der Unkundige kann leicht die vielfach getheilten Wege verfehlen und im Wald in der Irre gehen. Er wird deßhalb gut thun, auf große und kleine Steine Obacht zu geben, die in angemessenen Zwischenräumen augenfällig, um den Weg zu bezeichnen, an den moosigen Pfad gelegt sind. Bald sieht er einen solchen auf einem Baumstumpf liegen, bald ist es eine aufgehäufte Pyramide, die ihn zurecht weist. Sonst kann er Stunden lang zwischen den Fichten jenen Ausweg suchen. Vielleicht geräth er auch in eine langgestreckte Einsenkung, welche mit dem früher besprochenen Teufelsgraben viele Aehnlichkeit hat. Es sind dieß die „Wadlhauser Gräben". In ihnen, einer tiefen Furche, welche die Forste durchläuft, wuchert üppiges Unterholz; manchmal steht auch ein einzelner hoher Baum dazwischen. In diesen Wadlhauser Gräben soll ein Schwamm vorkommen, von dem die Leute behaupten, daß sich ihn der Cäsar Augustus auf seine Tafel habe kommen lassen. Es hängt dieser Volksglaube einestheils mit der römischen Antiquitätensucht, anderentheils mit der ausgesprochenen Vorliebe unserer Leute für „Schwammerling" zusammen. Wiewohl in Altbaiern wenige römische, sondern viel mehr keltische und mit dem früheren Mittelalter zusammenhängende Funde gemacht werden, so herrscht doch ein entschiedener Hang, braune Steine, verschwommene Legenden, unkenntliche Schriftzüge den Römern zuzuschreiben, die doch hier weiter nichts thaten, als daß sie von Zeit zu Zeit ihre Soldaten durchmarschieren ließen. Ich habe im obenerwähnten Buche bei dem Ortsnamen

Hadern, woraus sich die bojuwarische Weisheit ein Hadrianum zurechtlegte, ein schlagendes Beispiel dieser Begriffsverwirrung gegeben. Dann ist auch der Geschmack an den schwer-verdaulichen, Schuhleder ähnlich schmeckenden, Pilzen und Waldschwämmen so verbreitet, daß im Zusammenhalt mit obiger Meinung es ganz erklärlich erscheint, wenn geglaubt wird, der Kaiser Augustus habe seine Soldaten in die Wadlhauser Gräben geschickt, um dort für ihn „Schwammer-ling" zu sammeln. —

Nach einer guten Stunde Wegs durch den dichten Wald erreichen wir freies Feld und sehen die Hügelkette vor uns, welche auf der anderen Seite gegen den Starn-berger See abfällt. Wir sind auf einmal dem Gebirg wieder recht nahe gerückt. Die Benedictenwand, oder, wie das Volk sagt, die „Beurerwand" zeigt deutlich ihre schroffen Felsen und das freie Auge kann die Schneeflecke auf dem Karwendel zählen. Man erkennt den Ausbruch der Isar, den Kessel des Walchensees, das Loisachthal, und das Alles gewinnt an Deutlichkeit, je mehr wir uns dem Gipfel des Hügels nähern, auf dem die weithin sichtbare Kirche von Aufkirchen steht.

Dieses Aufkirchen besteht aus einem Wirthshaus, einem Schulhaus, einem Kramladen und einer Kirche. Sonst wohnt Niemand da. Da es aber an der Kreuzung der Straßen liegt, welche von Starnberg nach Wolfrathshausen und von dem Norduser des Starnberger Sees nach dessen Südufer führen, außerdem auch der Pfarrort einer weit zerstreuten Gemeinde ist, so gehört dieses winzige Dorf zu den Besuchtesten in weiter Umgegend. Für uns, welchen die Erforschung der Schönheit einer vielgestalteten Natur über Anderes geht, hat ein längerer Aufenthalt auf dieser Höhe noch einen besonderen

Sinn. Während man nämlich fünf Schritte vor dem Schulhaus auf die weite Fläche des lieblichsten unserer Seen schaut, dehnt sich — dreißig Schritte davon entfernt — auf der Veranda des Gasthauses vor uns die Landkarte des oberbaierischen Gebirges aus. Wir sehen hier einen Denkstein von jeder Gegend, welche wir bis jetzt noch besucht haben und besuchen werden: der Staufen und der Watzmann im Osten, die Kampenwand, die Brecherspitz, der Wallberg, der Unnütz erinnern uns an das Berchtesgadener Land, an den Chiem-, Schlier-, Tegern- und Achensee, während gerade vor uns der Karwendel, der Herzogstand und die Zugspitz unsere letzten Ziele bezeichnen. In einer Viertelstunde Entfernung lockt uns die laue Seewelle und von unserm Fenster aus die gewaltige Gebirgswelt zum Niederlassen. An wenigen Puncten kann man den Alpenrand und das Vorland so studieren wie hier. Ein weiter See, unabsehbare Wälder, ausgedehnte Moorstrecken bieten vor unserer Schwelle die Möglichkeit der genußreichsten Erfahrungen. Die Landschaft von Aufkirchen ist doppelseitig; während sie hier an der Scenerie der belebten Seeufer Theil nimmt, trägt sie andererseits den Character eines Dörfchens, welches in den weiten Mooren und Wäldern versteckt liegt, an denen Oberbaiern so reich ist, und deren Frieden selten ein durchziehender Wanderer oder ein rasselndes Fuhrwerk stört. Aber hier ist Alles vereint; unten wogt der See im tiefen Bette, dort schauen die Alpen über unendliche Hügel und Wälder, oder dehnt sich ein bräunliches Moor hin — vor unsern Augen aber geht und wandelt es vorüber von Bauern und Städtern und wohl nicht so leicht sind an andern Orten soviele Typen des oberbaierischen Volkes vom See, aus dem Wald,

aus dem Hochmoor zu beobachten, als an diesem Orte, der, scheinbar versteckt und den Einsamkeit Suchenden auch Einsamkeit bietend, dennoch ein „Wirthshaus an der Heerstraße“ genannt werden kann.

Außer diesen Annehmlichkeiten, mit denen hier eine noch zu wenig bekannte und gewürdigte farbenreiche Landschaft lockt, kann der Reisende von seinem Aufenthalt hier noch andere Früchte erwarten, deren Bedingung in persönlichen Verhältnissen liegt. Die Bewohner der paar Häuser führen zusammen ein patriarchalisches Stillleben. Der Wirth hat es verstanden, allen Anforderungen städtischer Gäste in Küche und Keller gerecht zu werden, ohne aus dem ländlichen Wirthshaus ein Schweizerhotel zu machen. Wie in der Landschaft dieses Hügels der zur Mode gewordene Starnbergersee und die seltsame, wunderbare Natur öder Voralpen in einander übergehen, so wird sich an seiner gastlichen Stätte der Städter wie der Bauer gleich heimlich fühlen. Dieß ist ein Punct, den wenige treffen, indem sie meist in die Extreme einer wüsten Bauernwirthschaft oder in die geldgierige Windbeutelei eines Etablissements verfallen, das vom städtischen Gasthof überspannte Rechnungen, glatte Oberkellner und stocksteife Prätentionen, vom Dorf dagegen faule Bedienung und schlechte Pflege angenommen hat. Jenes aber vermag ein tüchtiger Mann, den das Leben in seine lehrreiche Schule genommen hat und dessen Thätigkeit und Einsicht es vergönnt war, ihn von unten auf zum vermöglichen Besitzer eines hübschen Anwesens hinaufzuarbeiten. Wenige mag es geben, welche Land und Leute so kennen, wie der vortreffliche Fink, und schon deßwegen ist sein Verkehr ein anregender und belehrender. Auch die Bauern wissen das und man kann

behaupten, daß er durch Beispiel und Rath eine Wohlthat der ganzen Gegend geworden ist. Ein baierischer Immermann würde aus ihm das Modell seines „Dorfschulzen" machen. Es gibt unter unsern Bauern wenige solche „selbstgemachte" Leute, wie die Amerikaner sagen. Und wer die trüben Verhältnisse kennt, weiß die intensive Kraft, die man zu solcher Autodidaktik des Lebens bei uns nothwendig hat, doppelt zu würdigen. Ich bin manche Abende durch mit diesem Mann, dem das Gemeinwesen keinen anderen Unterricht bot, als die jämmerliche Dorfschule seiner Jugend, allein gesessen und habe von ihm gelernt, und bin froh, ihm diese Zeilen freundlicher Erinnerung widmen zu können. —

Setzen wir uns auf seine Veranda, vor der sich das tiefe Grün der dunkeln Wildrebe rankt und die sibirische Diclytra in wohlgepflegten Beeten blüht. Vor uns liegt ein Hügelland, auf welchem die Alpen aufzuliegen scheinen. Es ist aber eine Täuschung. Wir sehen hier auf den breiten Rücken eines Berges, der im Westen gegen den Starnbergersee, im Osten gegen die Loisach abfällt. Gegen diese senkt er sich tiefer, als gegen den großen See. Denn Wolfrathshausen an der Loisach, die alte Welfenfeste, liegt hundert Fuß unter seinem Spiegel. So nimmt uns dieser Bergrücken allerlei Aussicht vom Fuß der Alpen weg und läßt uns nur ihre mittleren und höheren Lagen erkennen. Doch läßt sich das leicht verschmerzen, denn das Gebirge liegt so nahe da, daß ein mittelmäßiges Auge z. B. auf dem Blomberg zwischen Benedictbeuern und Tölz leicht die hohen Fichten des Grates unterscheiden kann. Den schönsten Anblick gewähren die zerklüfteten Wände des Wilden Kaiser und des Karwendel. Jene, uns schon vom Walchsee

her wohlbekannt, liegen in duftiger Entfernung hinter dem Wendelstein; aber eben diese Entfernung bewirkt, daß der Purpur, in welchem jetzt der Fels dem Abend entgegen glüht, für uns zum sanften Rosa abgeschwächt erscheint. In diesen dagegen flammt das Eis des Karwendels — wilde Blöcke, tausend Fuß hohe Spitzen, Schneelager, Firn, Schrofen und winzige Nebelbänke, die an den Palfen hängen — alles dieß ist von gleichem, grellen Feuer übergossen — der zurückgeworfenen Abendröthe, deren Lichter am Himmel hinter uns, jenseits des Sees lodern, in dessen tief gelegene Mulde schon leichte Schatten sich einsenken. Jetzt ist die Gluth am höchsten — auf der verklärten Zugspitze schienen Geister ein wunderbares Lichterfest zu feiern — aber wenige Secunden später ist sie verblaßt und die lange Reihe läßt sich, grau geworden, schwer durch die wässerige Luft hindurch erkennen, die von den südlichen Mooren aufsteigt.

Cilli, das anmuthige Wirthstöchterchen, kredenzt uns vortreffliches Bier, welches seine Heimath, das Kloster Schäftlarn, berühmter zu machen berufen wäre, als dessen wunderthätige Mineralwasser. Eine städtische Gesellschaft ist da und singt, wozu des Wirthes Bruder, der freundliche Franzl, auf dem Klavier seine Musik macht. Franzl hat es freilich nicht so weit gebracht, wie jener — aber seine Universalität beweist, daß er kein Stiefkind der Fink'schen Familie ist. Er versteht den Feldbau, die Bäckerei, den Torfstich, den Kirchendienst und ist nebenbei ein annehmbarer Klavierspieler, der seine Aufgabe bei Vergnügungen und heiteren Tagen vortrefflich begreift. Während sich so die junge Welt ergötzt, sitzen die Männer auf der duftigen Terrasse und pflegen vertrauliches Gespräch oder

sehen den Bergen zu, wie auch sie in die Nacht der Ebene versinken. Nur wenige Zinken flimmern noch im Dämmerlicht, — die höchsten Giebel des Heimgarten, der Benedictenwand, des Wendelstein. Lisi, eine gute Sängerin, singt unter der Laube den melodischen Ländler, der diese weithin sichtbare Höhe jauchzend verherrlicht; dann wird es ruhiger, und mit den Sternen, welche in immer dichteren Haufen aus der Tiefe treten, scheint das Stillschweigen über die verdunkelte Erde zu sinken. Vor Jahren sah man da noch etwas Anderes zu solcher Stunde; die Wiesen und Aecker, welche vor uns liegen, waren damals Moore. Diese hauchten warme Dünste in die kühle Abendluft; in ihr verdichteten sie sich und dann lagen dichte Nebelschleier vor dir, daß du hättest glauben mögen, das ganze Becken bis zum Calvarienberge von Wolfratshausen sei von einem wallenden See ausgefüllt. Dieser See stand in der Mulde bis zur Morgenröthe. Die Strahlen der Sonne brachten seine Wellen in Verwirrung und endlich flüchteten diese in die bewegte Luft. Dieses Phantasma zeigt, was der Landschaft abgeht, es sollte, um ein wunderbares Bild aus ihr zu machen, auf der Hochfläche bis an den Rand der südlichen Hügel hin ein See fluthen. Doch ein solcher streckt sich ja unten durch ein gewaltig langes Thal hin, und ihm gelte unser erster Besuch.

Der Starnbergersee, ein drei deutsche Meilen langes tiefgrünes Gewässer, liegt zwischen Hügeln, von denen bald grasige Matten, bald Buchenwald, bald Nadelforste an seinen Strand herabreichen. Vom Kahne, der in seiner

Mitte schwimmt, aus betrachtet, bietet er eine wimmelnde Wellenfläche, die gegen Süden in das Blau der Berge zu zerfließen scheint.

Für seinen Ruf ist es Schade, daß er so nahe an München liegt. Ein rüstiger Fußgänger kann ihn in vier Stunden erreichen. Was man so nahe hat, schätzt man nicht so hoch und es ist kein Zweifel, daß dieser reizvolle See berühmter sein würde, wenn er in einer entfernteren Gegend des Gebirges oder des Hochlandes läge. An keinem unserer Seeen bieten die Ufer solche Annehmlichkeit: dichten Waldschatten, schön angelegte Wege, Haine und Gärten. Die Massen des ausgedehnten Gebirges und der duftigen Fluth erscheinen in wohl erwogenem Verhältniß und von den großen Fernblicken kann das Auge immer wieder in der idyllischen Niedlichkeit des grünen Strandes ausruhen.

Das östliche Ufer ist schöner, denn es ist das Ufer der Abendröthe. Zwischen ihm und der sinkenden Sonne wallt der breite See, der von dem niedrigen Gestirn zu einer einzigen Flamme von unzähligen Farben und Feuern angefacht wird. Ich sage dir, ein Untergang am Strande von Leoni, wenn die Maisonne die frisch grünenden Ufer bescheint, in den letzten rothen Lichtern die Abendvögel singen, und es durch den See zieht, wie ungeheure Streifen feuerflüßigen Kupfers, ist einer jener Anblicke, vor denen die Schilderung verstummt. Dann löse einen Kahn, treibe ihn hinaus in die leise athmende Fluth, welche die Fülle des in sie ausgegossenen Lichtes durch keine Wellenbewegung zu stören wagt, und labe dich an dem mitgenommenen Maitrank. Denke es sei die Nepenthe, jener wundersame Trank, welchen die troische Helena ihren Gästen reichte:

Siehe, sie warf in den Wein, wovon sie tranken, ein Mittel
Gegen Kummer und Groll und aller Leiden Gedächtniß.
Kostet Einer des Weins, mit dieser Würze gemischt,
Dann benetzet den Tag ihm keine Thräne die Wangen.

Die Röthe zuckt immer weiter an den Wolken im Zenith hinauf, wie sie gestern auf die Giebel der Berge fluthete. Aber sie scheint auch von den Wellen wieder, zwischen denen sich dunkles Grün ausbreitet. Wenn die Fluth den Himmel nicht mehr spiegelt, so schaut die Erde aus unheimlicher Tiefe durch den weit durchsichtbaren Krystall. Im wollustigen Wellendunst treibst du dahin — Blüthen, die schwimmen, scheinen an dir vorüber zu eilen und das Jauchzen der Vögel kann vom Plätschern deiner Ruder dir nicht unhörbar werden. Dort durchfurcht die Fluth ein dunkler Gegenstand — es ist ein Brett, das sich wohl von einem Floße losgemacht haben mag. Auf ihm sitzt eine ermüdete Möve, die eilig aufflattert, wie sie das Herannahen unseres Kahnes verspürt. Von anderen Schiffen, die als schwarze Linien den Glanz durchbrechen, hallt Jubelruf oder die einfache Musik der Ziehharmonica und der Guitarre. Auf dem Nachen, der uns vom weißen Schaum umspritzt entgegen kommt, rudert eine muthige Dame in leichtem Sommergewand. So schaukeln Wellen, Schiffe und Menschen im Licht des Abends. Jemehr dieser ergraut, desto einsamer wird die weite Fläche und von überall her laufen die Kähne knirschend auf den Strand, dessen gastliche Lichter in die Wellen hinaus zu leuchten beginnen.

Glaube aber nicht, daß die anderen Zeiten des Tages auch dieser Fläche solchen Zaubers baar seien. Sieh den träumerischen Mittag. In der Sonnengluth schläft

das tiefe Wasser; die Wälder der Ufer duften stärker, die Berge aber hüllen sich in einen blendenden Schleier. Es ist eine große feierliche Ruhe. Nur die Schneelager der höchsten Firste wirken in dieser Trägheit, indem sie Blitze durch die dunstige Hülle senden. Auf ihnen, hinter ihnen, scheint das Land der Helle und der Sonne zu sein. Ich habe oft darüber nachgedacht, ob nicht ein Theil jener Sehnsucht, welchen die Völker des Nordens nach dem Süden, und der Abneigung, welche die Völker des Südens gegen den Norden empfinden, darauf beruhen mag, daß jene über der hohen Alpengränze das gewaltigste Licht, diese dagegen die dem Mittag entgegengesetzte Trübung sehen. Von Italiens Ebenen aus schauen die Alpen finster und schwarz in die Welt, hier glänzen sie, von tausendfach zurückgeworfenen Strahlen übergossen. Der Mensch ist das Gewebe seiner Sinne und diese sind feinfühliger, als Viele meinen.

Vom Himmel nimmt der See die Farbe an — aber nur aus der Ferne betrachtet. Wenn du auf ihm fährst, schlägt dein Ruder in tiefes Grün. Die Erregung durch Wellen schadet dieser Wiederspiegelung nichts — auch diese erscheinen in kräftigem Lasur, von weißen Schaumstreifen durchschnitten, die sich manchmal überstürzen und, aneinander rennend, ihre schillernden Tropfen hoch in die Luft werfen. Gerade bei hellem, heißem Wetter jagt ein solcher Wind am liebsten über den See — dann ist es schön, von den Uferhügeln aus die Segelgondeln zu betrachten, die in gekreuzten Pfaden auf dem unschädlichen Wellenschlag herumtanzen.

Dort schwimmen Tauchenten, mit den spitzen Schnäbeln nach Fischen haschend. Sie ziehen ein langes Dreieck

leichter Wellen hinter sich her, an dessen Spitze sie rasch die Fluth durchziehen. Sie haben ein mühseliges Leben; der Hunger ist ihre unaufhörlich drohende Gefahr. In dem tiefen Wasserbecken vertheilt sich ihr Raub in unabsehbare Räume; nur selten siehst du, wie es einem der armen Vögel gelingt, eine Beute aus der Fluth zu ziehen. In den Eingeweiden mancher derselben, die erschossen wurden, fand man keine Spur von Nahrung und du findest nicht selten einen, todt auf den Wellen treibend, der im Kampf mit dem Dasein sein Ende gefunden hat.

Glücklicher sind vielleicht die Fischer dort, die ihr Netz zwischen zwei Nachen ausgespannt halten. Doch auch diese klagen. Sie haben sich den ganzen Tag umsonst abgemüht. Die Renken*) halten sich heute im kühlen Grunde. Ein anderes Mal drängen sie sich wieder in dichten Haufen gegen eine seichte Uferstelle — das Glück der Fischer ist launig wie ihr Element.

Die Fischer haben aber den handwerksmäßigen Gebrauch auch dann zu klagen, wenn sie gar keinen Grund dazu haben, sondern sich ihrer unverhofften Beute freuen sollten. Sie thun das, um vor den Stadtleuten die Preise zu rechtfertigen, welche diese für ihre Fische bezahlen müssen. Diese sind dreimal so hoch, wie z. B. in Tirol, welches freilich nicht von einer großen Stadt in diesen seinen Erzeugnissen ausgezehrt wird. Dafür ist aber ein Unterschied zwischen einer Forelle aus jenen Bergen und einer aus diesem See. Letztere sind viel wohlschmeckender, denn sie werden, wenn sie gefangen sind, in einen Teich mit laufendem Wasser gesetzt und dort gemästet. Tausende von

*) Coregonus fera und Coregonus Wartmanni.

zerschnittenen Weißfischen, Koppen und Gründlingen werden dem gefräßigen Raubfisch vorgeworfen, bis er zum Absieden für tauglich erachtet wird.

Hechte werden meist mit Angeln, besonders im Winter, gefangen, welche auf den Grund gerathen sind. Doch zappelt nicht selten einer auch in Mitten vieler Aeschen, Renken und Rutten, welche das Netz heraus zieht. Er wird trotz der unsystematischen Fangart dann doch nicht weggeworfen.

Eine auffallende Beobachtung ist die, daß das Sprüchwort vom Propheten im Vaterland, in gewisser Beziehung, wie bei den zweifüßigen Wirbelthieren, so auch bei den Weichflossern gilt. Jeder Fischer weiß, daß ein Fisch, welcher aus einem fremden Gewässer in das seinige gesetzt wird, von den Einheimischen vielmehr Beachtung geschenkt bekommt, als einer seiner engeren Landsleute, bezüglich, Wassergenossen. Ein Fisch z. B., welcher aus dem Starnbergersee in den Ostersee versetzt wird — nehmen wir eine Steinschmerle oder einen Schwarznörfling, hat dort viel mehr Aussicht von dem nächsten besten Hecht aufgefressen zu werden, als eine Steinschmerle oder ein Schwarznörfling des Ostersees. Es wird ihm gleich der Fremdling angemerkt. Der Mensch aber, welcher noch schlauer, benutzt diese bojuwarische Vorliebe für die „Neuberufenen"; er läßt sich solche Fische aus anderen Seen kommen, hängt sie als Köder an seine Angel oder an sein Netz und macht dabei erklecklichen Gewinn. Es wird wohl wenige geben, die einem Hecht soviel Kritik zugetraut hätten.

Am Ostufer stehen prächtige Wälder. Dank einigen großen Grundbesitzern, wie dem hochverdienten Grafen Rambaldi und anderen, hat der Bauer noch nicht die letzte Stange zu Geld gemacht.

Vor Allem die Waldungen des Grafen stehen in üppiger Kraft da und es ist keiner der geringsten Vorzüge dieses Ufers, daß man auf ihm unter dem Schatten mächtiger Bäume wandeln kann, deren grüner Hag auf mehreren Vorgebirgen in den See hineinzieht.

In diesen Wäldern wimmelte es früher von Wild. Wenn ich sage früher, so versteht sich von selbst, daß dieß vor dem Jahr 1848 war, wo die Bauern den Hirschen und Rehen mit einem Schlag ein schreckliches Ende machten. Sechszehnender waren um den ganzen See herum keine Seltenheit; Rehe durchzogen die Wälder und Saaten in Heerden. Der Naturfreund, der manchmal auf seiner Excursion gern die Abwechslung hätte, einem flüchtigen Rudel dieser hübschen Thiere zu begegnen, mag die Ausrottungswuth beklagen — aber man findet sie durchaus begreiflich, wenn man die Bauern hört. Ein blühendes Saatfeld abzufressen war diesen Wildlingen ein leichtes Souper. Gesetzmäßig waren den Besitzern allerdings Entschädigungen dafür zugestanden, aber man weiß, wieviel Geltung seit den Zeiten des Herrn Ritters von Lang in Altbaiern der Buchstaben des Gesetzes hatte. Nicht wenige Beamte hielten es für ein großes Verdienst und für eine einschmeichelnde Empfehlung nach oben, auf eine beliebige Weise dem Bauern seine Entschädigung vorzuenthalten und die Summe für den Staat zu retten. Die Chicanen der Forstleute, bei denen die Interessen des Bauern ohnehin erst lang nach der Rehdecke und dem Hirschunschlitt kamen, waren

mitunter unglaublich. In einer Zeit, in welcher es fast unmöglich war, durch eine Ortschaft zu gehen, welche der Sitz eines königlich baierischen Landgerichtes war, ohne das Gewinsel amtlich Geprügelter zu hören, kann folgende Thatsache nicht auffallen. Einem Bauer wurde sein Weizenacker von Hirschen und Rehen abgeweidet. Er hatte schon oft argen Schaden gelitten, aber als ächter deutscher Bauer aus Furcht vor Amt und Oeffentlichkeit das Uebel über sich ergehen lassen, wenn ihn nicht noch Aergeres — die Drohungen der Forstleute — davon abhielt. Dießmal aber war es ihm zu stark. Er beklagte sich und es wurde ein Tag angesetzt, an welchem eine Commission den Schaden abschätzen sollte. Wahrscheinlich hätte der öffentliche Schatz eine hübsche Summe blechen müssen — aber die Gewissenhaftigkeit eines Beamten wußte ein Mittel zu ersinnen, welches den Staat in die Lage versetzte, diese Summe auf andere nützlichere Zwecke zu verwenden. Er setzte sich mit einem Bauern ins Einvernehmen, welcher der Feind des Beschädigten war. Dieser ließ in der Nacht vor dem Commissionstage eine Schweineheerde auf den verwüsteten Acker treiben. Nichts war daher natürlicher, als daß die Commission die Erklärung in ihr Protocoll aufnahm, die fragliche Beschädigung sei nicht durch Wild, sondern durch Schweine entstanden. Der Bauer bekam nichts.

Bei einer anderen Gelegenheit ließ er unter denselben Umständen das Feld vorher von Pferden zerstampfen. Der Bauer bekam wieder nichts.

Aehnliche Cujonaden ließen sich viele erzählen. Es wird daher Niemanden verwundern, daß die Leute die ganze Angelegenheit gründlich zu bereinigen suchten, als einmal ein anderer Wind ins Land kam.

Jetzt wird das Alles viel rechtlicher und strenger genommen und es könnte kaum behauptet werden, daß heut zu Tage Einer in dieser Sache geflissentlich beeinträchtigt wird. Doch ein Wildschaden kommt vor, für den zwar das Forstamt keine Entschädigung leidet, gegen den sich aber doch der Kluge leicht schützen kann. Es ereignet sich nämlich oft, daß sich Uebelthäter in der Nacht der Sommersonnenwende nackt rücklings auf einen schwarzen Esel setzen, sich eine Sichel an den Fuß binden und so durch das Getreidefeld eines Anderen reiten. Der Uebelgesinnte schneidet dadurch Furchen in die Saat, welche man den Bilwitzschnitt nennt. Das so abgeschnittene Getreide wächst durch des Teufels Hülfe in seinen eigenen Acker hinein, so daß dieser am Gehalt der Aehren gewinnt, was der andere an abgeschnittenen Halmen verloren hat. Andere, Ungläubigere dagegen behaupten, es sei eine leidige Gewohnheit des Dachses, sich auf diese Weise während seiner mitternächtigen Spaziergänge Vorräthe zu sammeln. Dem mag nun sein, wie immer, einem so Beschädigten helfen die Kapuziner in Altötting. Diese verkaufen „geweihtes" Samengetreid, dem der Bilwitzschnitt nichts anhaben kann.

Eine sehr merkwürdige Landstrecke am Ostufer ist diejenige, welche das Bachhauser Hochmoor einnimmt, welches, nur von wenigen Zügen trockenen Landes unterbrochen, sich bis in die Moore von Beuerberg, Königsdorf und das ganze südliche Moorgebiet hinein fortsetzt.

Man weiß, worauf das Dasein eines solchen Hochmoores, von den Leuten Filz*) genannt, beruht. Es ist

*) Filz ist ein treffender Ausdruck. Die verworrenen Modermassen der Torfbildungen, die auf allen Hochmooren vorkommen,

ein kalkarmer Thonboden da, welcher die Niederschläge aus der Luft und andere Feuchtigkeit nicht durchläßt. Deßhalb steht das Wasser zwischen den Pflanzen und hält diejenige Menge des atmosphärischen Sauerstoffs ab, die zur vollständigen Verwesung der Pflanzenleichen nothwendig ist. Auch werden in diesem Moorwasser Säuren frei, welche nicht weniger zur Verhinderung der Humusbildung beitragen. So bildet sich statt der Humusdecke eine kohlige Schicht. Auf dieser wachsen wieder neue Pflanzen und derselbe Proceß wiederholt sich so lang bis die abgestorbenen Massen so dicht sind, daß die neue Generation keine Nahrung mehr durch sie hindurch aus dem Thonboden ziehen kann. Dann ist die Torfbildung vollendet.

Es gibt aber auch andere Stellen des Moores, wo das Wasser so tief steht, daß man im Zweifel wäre, welchen Namen man einer solchen Fläche geben sollte, wenn es eben den Namen Moor nicht gäbe. Es ist kein See, es ist kein Land. Winzige — einen halben Fuß hohe Hügel — mit üppigen Grasbüscheln bewachsen — stehen zu Tausenden in einer Fläche von braunem Wasser. Wenn sie nicht so weich sind, daß sie unter dem Tritt nachgeben, kann man sich auf ihnen in die schlammige Wüste hineinwagen. Aber es „quatscht" unter den Füßen und, wie auf dem Gebirge, ist auch hier ein Versteigen möglich, welches den Rückweg bedenklich machen kann. Denn neben an findet der Stock oft erst bei fünf bis sechs Fuß festeren Grund.

An dem etwas festeren Rande haben sich „Filzkoppen" *)

---

haben in ihren zähen, zusammengepreßten Verästelungen die größte Aehnlichkeit mit den zu Filz verarbeiteten Thierhaaren.

*) Pinus Pumilio Hink.

angesiedelt. Es ist ein Baum, der auf dem Boden liegt, wie die Latsche und sich von ihr durch nichts weiter unterscheidet, als daß er auf den Mooren der Hochebene sein kümmerliches Dasein fristet. Ein anderes Kennzeichen wissen ihm die Botaniker gegenüber der Legföhre nicht beizulegen. Die Filzkoppe gedeiht auf Torf; ob sie, wie Manche meinen, ihre Nahrung aus dem unter der Torfschicht liegenden Thon heraufholt, möge auf sich beruhen. Für uns ist es genügend, zu wissen, daß die armen „Filzler" gute Kohle aus dem harzigen Holz brennen. Jetzt liegt sie da und hängt ihre schwefelgelben Blüthen in den Graben. Sie ist mürrisch und niedergeschlagen, wie ein Thier, dem es an Nahrung gebricht.

Hier und da siehst du Birken, welche in abgemessenen Zwischenräumen reihenweise sich durch das Moor ziehen. Diese helfen, den Boden ein wenig auszutrocknen, das Lockere mit ihren Wurzeln zu befestigen und geben den Ansiedlern im Herbste Reiser, aus denen sie sich Besen zusammen binden. Aber es siedeln sich auch freiwillig Birkenarten auf dem Filz an, von denen aber manche nicht höher als einen Fuß werden. Wenn man an einer solchen Reihe hinabschreitet, ist es nicht, als ob man an einem Waldrand ginge; man tritt nicht auf üppiges Gras und vernimmt die Stimmen der Vögel aus dem schattigen Innern. Hier mußt du dich vor dem Versinken hüten und dein Tritt scheucht die Lurche, daß sie platschend ins Wasser eilen.

Für die Kümmerlichkeit der Bäume und Sträucher entschädigt die wunderbare Blüthenpracht niedriger Stengelpflanzen auf dem Moor. Dieses ist für den Freund der „lieblichen Wissenschaft" eine weite, weite Fundgrube. Man

kann zehnmal, hundertmal den schwanken Boden durchwandern, und stets die Botanisirbüchse mit neuem Raub heim bringen. Die meisten Blüthen sind grell — denn sie gehören zur Flora des Alpenrandes.

Man schaue sich eine solche Landschaft an: braune Fläche, im fernen Hintergrund finstere hohe Fichtenwälder. Ueber ihre Wipfel oder durch die zahlreichen Lücken erblickst du in überraschender Nähe das Blau unserer Berge. Ein leichter Wind säuselt über die hohen Gräser, und wirft Ringel in die trägen Flächen der Tümpel. Die gelben Stengel rothfrüchtiger Moose nicken und silberblüthige Gräser mit blinkendem Flaum beugen sich zur feuchten Erde. Alles brütet in unheimlichem Schweigen — in die gedrückte Welt schaut die Ewigkeit jener schneeglänzenden Höhen.

Die Colonisten, die Filzler, führen ein schweres Dasein. Wäre es dem Staat möglich, Geld herzugeben, daß ihnen der Boden getrocknet und fruchtbar gemacht werden kann, so wären sie auch wie andere Leute. Mit tausend Gulden kann viel gerichtet werden. Es sind aber nur Bettelbrocken, die für sie abfallen und diese verdanken sie den unausgesetzten Mühen edelgesinnter Männer, vor Allem des oben genannten Grafen. Aber solcher Tausend Gulden, welche den Bewohnern der Moore die Bedingungen eines anderen Daseins geben könnten, fließen nicht viele. Der christliche Staat braucht zu viel Kanonen, Gewehre, Spieße und Commißbrod, um an solches Gesindel zu denken.

Armuth ist das größte Laster. Dieses liebenswürdige Postulat der „sittlichen" Weltordnung läßt sich auch hier, wie überall, in seinen Wirkungen überschauen. Früher, wo im Filz noch gar kein Boden ausgetrocknet war, kannte

man die Gegend als den Wohnort schlimmer und verkommener Leute. Jetzt ist durch den Grafen und andere Wohlthäter Viel geschehen; es wird Getreid gebaut, es wird manchmal ein guter Rock angezogen, sie sind auf dem Wege, „anständige" Leute zu werden. Manche bauen statt der alten Hütten neue Häuser — sie werden am Sonntag in den Wirthshäusern nicht mehr als Parias betrachtet, und das Hundefleischessen ist zur Ausnahme geworden. Früher brauchte der Wirth von Aufkirchen täglich zwei Laib Brot für Bettler aus dem Filz — jetzt nicht so viel in einem Monat.

Doch bleibt noch Viel, Viel zu thun übrig!

Manche Gestalten sind schmutzig gelb und fahl; ihr Wuchs ist verkümmert, ihr Gesicht zeigt hundert Falten, ihr Blick ist stumpf und der Zug um den Mund verräth brutale Instincte. Das kommt, wie der einfachste Verstand sieht, in letzter Instanz doch nur von der unzureichenden Nahrung. Leute, denen es gut geht, haben schöne Kinder. Statt aber aus allen Kräften dahin zu arbeiten, solches Volk materiell und was dasselbe ist, auch geistig zu heben, statt ihnen eine andere Möglichkeit zuzuführen — läßt man die Gensdarmerie recht fleißig auf dem Filz patroulliren. Es ist klar, wie solche Vernachlässigungen aus der beklagenswerthen Thatsache entspringen, daß der Sieg des Materialismus in den Köpfen der gebildeten Welt noch kein vollkommener ist. Man unterlegt der Nahrung, den thierischen Bedürfnissen noch immer zu wenig Bedeutung und man verschließt sich der Wahrheit, daß namentlich der Bauer durch entsprechende Nahrung und nach seinen Begriffen schöne Kleidung zu einem radical andern Wesen umgestaltet werden kann.

Wer sich einen Begriff davon machen will, wie es in den älteren Filzwohnungen aussieht, der gehe in die Hütte zum „Wastl", zwischen dem Weiler Biberkor und dem Dorf Höhenrain. Um zu ihr zu gelangen hat der Reisende einen Moosgraben zu überschreiten, in dessen Tiefe die bekannte braune Flüssigkeit des Filzes sickert. Die Brücke über diesen Graben ist ein Prügel. Wie auf diesem die Leute mit ihren Holzschuhen hinüberkommen, bleibt ein äquilibristisches Räthsel. Es thut Einem die Wahl weh zwischen einem solchen Communicationsmittel und den andern Steigen über die Moorbäche, die oft nur zur Hälfte in den Bach hineingeleitet sind und von da an den Wanderer auf das germanische Princip der Selbsthülfe verweisen.

Nehmen wir an, wir hätten ihn überschritten, so sehen wir eine aus Balken zusammengesetzte Hütte vor uns. Die Zwischenräume sind mit Lehm verstopft und der Bewurf, roher Kalk, hat sich fast überall losgeschält. Die Hütte ist fünfzehn Grad gegen den Boden geneigt; das Dach ist durchlöchert und braune Sparren stechen in die freie Luft. Es gibt kein Schloß, wie zu der Zeit, als Saturnus Ausonien beherrschte. Eine hölzerne Klappe wird geöffnet und eine „Weibete" empfängt uns. Sie sortirt eben „Anten- und Hendel"-Federn, die zum Auffüllen des „Bettgewand" gehören, welches zwei unförmliche Bettstellen überlagert. Ein paar zerfetzte Fenstervorhänge, deren Farbe mit der des Moorgrundes draußen vergleichbar ist. Es ist unmöglich zu stehen und wer den Himmel sehen will, muß sich entweder platt auf eine vor dem niedrigen Fenster angebrachte Bank legen, oder nach oben schauen, wo durch die Ritzen unangetünchter Bretter das Blau scheint.

— Sie brauchent Ihna nit z'fürchten, es fallt nix zamm, beschwichtigt die Weibete.

In einem Winkel hängt ein sonderbares Christusbild, eine Aquarelle, in der es nur zwei Farben: Roth und Schwarz gibt. Auch ist zwischen das Bild und das Glas eine glänzende Blechmedaille vom heiligen Berg Andechs eingeschoben. Braune Holzfiguren, Heilige darstellend, sind an das Bild angelehnt.

Auf einem andern Brett über der Lagerstatt stehen allerlei alte Töpfe und Tegel mit heilkräftigem Fett und Salben. Ein bemalter modriger Kasten enthält die „Sach".

— Dös kriagt alles omal mei Tochter, bald i dahin bin.

Daß bei der großen Hitze des Maitags draußen doch eingeheitzt ist, versteht sich von selbst. Die Weibete beklag sich sehr; der Taglohn beim Torfstechen ist ihre einzige Nahrung.

— Bald regnet kannst nit arbeten, nacha verfrißt dassell wieder, was dir z'erscht verdiant hast.

Draußen steht ein Mauerwerk halb unter freiem Himmel: ein Heerd ohne Kamin. Auf ihm kocht eben über dem „zammaklabten" Holz die Suppe. Ein anderer Theil der Hütte besteht aus Finsterniß, Steinen und Balken, die wirr unter einander liegen.

So sahen noch vor wenigen Jahren die meisten Filzerhütten aus. Auch jetzt gibt es noch solche, die nur **einen** Raum für Thiere und Menschen enthalten.

Unter solchen Umständen kann es Niemanden wundern, wenn er hört, daß es der Filzler sehr liebt, an Feiertagen sich für ein paar übrig gebliebene Kreuzer einen möglichst

großen Rausch anzutrinken. Das ist die Lethe eines solchen Lebens. Schmutz, Elend und Jammer fordern die ephemere Seligkeit des Schnapses heraus.

Der Meßner des benachbarten Dorfes erzählte mir, daß er mit dem Herrn Cooperator einen alten Filzler zu providiren (Sterbsakramente reichen) ging. Der Greis lag in den letzten Zügen, war aber beim Bewußtsein. Von den anwesenden Kindern kümmerte sich fast keines um ihn. Doch fragten sie nach der Schuldigkeit. Die betrug dreißig Kreuzer, der Herr Cooperator sagte aber gleich, es solle ihnen geschenkt sein. Da richtete sich der Sterbende im Bett auf und sagte:

— Herr Cooperator, i kann mer jetzt um die dreißig Kreuzer koan Rausch mehr antrinka, weil i glei hin bin, aber g'freua thuats mi do, daß mer's g'schenkt habts.

Es reute den Wackeren noch da, von dem Geschenk nicht den richtigen Gebrauch machen zu können.

Ein anderer verzehrte im Gasthause zu Ammerland für eine Maß Bier, die man ihm bot, einen Nußheher mit Federn und eine Eichkatze sammt dem Pelz.

Die jüngeren, kräftigeren darunter stehen sich freilich besser. Sie können in einem der zahlreichen Torfstiche arbeiten, wo sie für ein Tausend herausgestochener Torfstücke, welche die Form eines Parallelopipedon haben — ein und zwanzig Kreuzer erhalten. Sie leben stets mit wenig reizenden Frauenzimmern, ihren Concubinen. Diese heißen, wie bei den Eisenbahnarbeitern, Schicksen. Beide arbeiten zusammen, wodurch das Geld, welches er sonst von seinen 21 Kreuzern für das Wegführen des ausgestochenen Torfes zahlen müßte — per Tausend 9 Kreuzer — für die gemeinschaftliche Menage erhalten bleibt.

Die Stücke werden in „Kasteln" aufgespeichert. Ein solches Kastel hat fünfzehn Stücke, welche kreuzweise, oft um eine Stange herum, über einander geschichtet werden. Es geschieht dieß, damit sie trocknen und auch um das Abzählen zu erleichtern.

Ein guter Torfstecher kann täglich zehn tausend Stück zu Tage fördern; er verdient sich deßhalb, die Arbeit seiner „Schicks" mit eingerechnet, 3 fl. 30 kr. Dafür arbeitet er von drei Uhr Morgens bis ihm die sinkende Nacht Halt gebietet.

Dem Besitzer kosten vierzig Tausend Quadratfuß Torfgrund ungefähr achtzig Gulden. Zwölfhundert Stück oder ungefähr 100 Kubikfuß Torf bilden einen Schacht, der um drei bis vier Gulden verkauft werden kann. Doch ist der Absatz nur an Eisenbahnen, in der Nähe von Fabriken u. s. w ein leichter und überhaupt die ganze Industrie nicht überall eine einträgliche oder auch nur die Kosten lohnende. Mancher, der Torf zum Selbstgebrauch bedarf, würde sich ihn eben so wohlfeil kaufen, als er ihn aus seinem eigenen Grund und Boden ausheben läßt.

Eifersüchteleien wegen der „Schicksen" kommen unter diesen Leuten nicht vor. Die Schicksen sind keine Dirnen mehr, die „'s G'riß haben" (um die man sich reißt), sondern wettergebräunte Weiber in reiferen Jahren, den berühmten „Bachurscheln", welche die Münchener Kanäle ausräumen, nicht unähnlich. —

Manche Strecken sind wie gesagt, für den Ackerbau gewonnen worden und zwar durch Entwässerung. Dann werden Mergel, Kalk und andere mineralische Nahrungsmittel dem Boden beigemischt und er ist so kein ganz schlechter Getreidboden. Auf dem Filz steht jetzt an

manchen Orten das Korn besser, als in ganz guten Gegenden. Besonders eignet sich der mit Torf vermischte neue Humus für Gemüs, Kraut, Rüben, „Erdtotschen", Salat u. dergl. Fleißigere haben ganze Beete davon angebaut.

Es macht einen eigenthümlichen Eindruck, gleich neben dem wallenden Getreidfeld oder dem grünen Gemüsgarten eine schwarze Fläche zu sehen, auf der sich die rothe Erica in großen Büschen hinzieht, und an deren kleinen Tümpeln die blaue Myosotis wuchert. Dann kommt wieder ganz unwegsamer nasser Grund, von unheimlichem, dunkeln Aussehen, in dessen Mitte, wie um die Schwärze grell zu beleuchten, ein blendend weißer Blüthenbüschel herausschaut.

Die rothe Farbe herrscht unter den Blüthen vor. Mit verschwenderischer Pracht entfalten sich unbekannte Kelche. Das Nützliche und Schöne sind feindliche Gewalten. Das eine schließt das andere aus. Der Kartoffelacker steht im einförmigen Grün, das Getreidfeld, je nach der Reife der Halme, in seinen eintönigen Farben — aber im Moore keimt ein wunderbarer Garten seltsamer Wildlinge.

Wo auf einem Grunde der Torf schon bis zur Lehmschicht abgehoben ist, erscheint ein tiefer Graben, an dessen schwarzen Wänden man die Spuren der Schaufel sieht. Drinnen steht smaragdenes Gras in hohen, spitzigen Büscheln, weit von einander gesondert. Wenn man sich in einen solchen Graben hineinstellt und so die Augen nur wenig über die Oberfläche des Moores erhaben hat, sieht man in eine ungeheure grüne Welt von purpurnen Blüthen, schwarzem Moder und dem Blau der Alpen

unterbrochen. Es ist ein mächtiges, unendliches Naturleben in dieser Wildniß.

Die Menschen aber, die in ihr wohnen, bezeichnet am besten jene niedrige Thuja, der „Lebensbaum", wie ihn unsere Leute nennen, der an einem der Häuser bei der Höhenrainer Straße steht. Sie ist auf diesem Boden verkrüppelt. —

Eine andere Moorstrecke liegt zwischen dem Weiler Siebichhausen und dem Dorfe Weippertshausen. Die Straße, welche in sie hineinführt, ist Torf; die blinkenden Seen, welche man in der Entfernung zu sehen glaubt, sind fluthende Blüthen von Graspflanzen. In dieses Filz ragen Waldspitzen hinein, wie Vorgebirge in einen See; aber mitten im Walde setzt sich oft das bodenlose Moor wieder fort. Es ist deßhalb trügerisch, Fußwege einzuschlagen, welche den Verirrten aus der nassen Wüste zu leiten scheinen.

Auf dem waldumgebenen Filz stehen Häuser, deren Wände aus Stangen bestehen. In diesen luftigen Behausungen wird der Torf aufgehäuft, daß ihn die Luft durchstreicht. Sein eigenes Moorwasser, das in ihm steckt, schadet seiner Brennbarkeit nichts, aber das Wasser vom Himmel verdirbt ihn. Gestalten mit bloßen Füßen und Händen, die vom Filz schwarz geworden sind — denn das Wasser der Moore wirkt als beitzende Säure — hauen und stechen dort, mühen sich in der brütenden Sonnenhitze ab und fahren Schubkarren auf Brettern, die über den bodenlosen Grund gelegt sind. Ein Anderer lagert mit seiner Geliebten unter dem spärlichen Schatten einer Legföhre. Sie essen lavaähnliches Brod und zähen Käs.

Auch ein Wirthshaus steht in dieser Einöde. Dort versammeln sich nach, oft auch während, des Tages Last und Hitze die Leute, um sich gütlich zu thun. Sie schreien grobe Lieder, und es ist dann seltsam, unter den schwarzen lärmenden Gesellen sitzend, den melancholischen Kukuk aus dem Walde zu hören — und zwischen den Zweigen den Frühling zu sehen, die Zeit der Liebe.

Das Ostufer des Starnbergersees zeigt einen Anblick, dem man auf keinem anderen See begegnet. Oft ist der Strand durch niedrige Pflöcke und zerzauste Faschinen gegen das unablässige Heranreichen der Welle geschützt, die über blinkende Kiesel rauscht. Oft ragt ein solcher alternder schmaler Faschinenbau in die seichte Fluth hinein, den Schiffen, welche auf dem flachen Grunde nicht weiter können, als Anlandungsplatz eingerichtet.

Dort spritzt die Welle an einer morschen Schiffhütte hinauf, deren schwanke Bretter unter dem Druck des Windes zittern. So liegt viel graues, verwittertes Holz, als armseliger Uferbau, als Schiffhütte, am Strand umher. Dazwischen stehen glänzende Weiden und Erlen. Aber fast überall verfolgst du die Spur des Menschen.

Draußen im See sehen wir einen Fischer, der über den Rand seines „Einbaums" gebeugt, mühsam etwas heraufzieht. Es ist gewiß ein seltener Fang. Doch nein — eine Flasche taucht über den Wellen auf, er setzt sie an den Mund. Warum hat er das Wasser nicht oben weggenommen? Weil es oben zu warm ist. So hat er sie umgedreht, und mit dem offenen Hals, vor den ein Stein gebunden war, zu unterst versenkt; wenn sie auf

dem Grunde ankommt, legt sie sich auf die Seite und füllt sich mit dem Wasser, das dort unten kaum mehr als ein Grad Wärme haben mag. So spart er sich das Mitnehmen seines Trunkes, den ihm die Sonne im getheerten Einbaum verderben würde.

Nicht nur Menschen besuchen die Oberfläche des Wassers. Weit draußen, eine halbe Meile von der nächsten Blume entfernt, flattert ein himmelblauer Schmetterling und die Hände der Ruderer wissen von den Stichen der Insekten zu erzählen, welche rastlos über das Wasser schwirren. Am ärgsten tummelt sich dieß Leben, wenn über den südlichen Bergen Gewitter drohen. Die Zugspitze überzieht sich mit bräunlicher Farbe, gleißende Wolkenbänke sind auf ihre halbe Höhe herabgesenkt. Wie Windhosen stehen Dunstsäulen über den dunkeln Alpen; sie sind nahe gerückt, daß sie sich aus der Fluth zu erheben scheinen. Ein klagender Wind weht herüber und auf dem Land dort beugen sich unter ihm die rothen Kornrosen, die zwischen Schwaden stehen. In solchen Augenblicken scheint das Land und das Wasser um viele Grade weiter in die Welt des Nordens gerückt; die grellen Abstürze der jäh beleuchteten Alpen und die dunkel aufkochende Fluth erinnern dich an die Fjällen des scandinavischen Landes und du meinst in den Lichtern zu wandern, wie sie in der nordischen Sommernacht um die Götha-Elf oder den Wettersee schweben. Statt des lasurnen Duftes, der im Glanze der Sonne über ihm sich hinzieht, und uns die in himmlische Farben getauchten Wasserbecken vergegenwärtigt, welche auf der andern Seite dieser hohen Berge liegen, um welche Lorbeer und Granaten blühen — statt jenes Duftes vom warmen Himmel erscheinen dann seltsame und schreckliche Farben, wilde

Lichter und schwarz, als ob sie eben erst der aufgeborstenen Rinde entstiegen wären, schauen die Höhen über die schäumende Fläche. Aber schon blickt im äußersten Südwest wieder ein schmaler gelber Lichtbogen unter den schwarzblauen Dünsten vor und bald wird das Dunkel im Himmel und seinem Bild, dem Wasserspiegel, wieder von anmuthigeren Färbungen verjagt sein.

Doch ist die Durchsichtigkeit der Luft bei solch drohendem Sturm, wenn im Jagen der Wolken so grelles Licht vom Himmel herabfällt, wunderbar Während es von einzelnen Theilen des Himmels regnete und der volle Mond dazwischen schien, sah man den Minutenzeiger einer fast eine Meile entfernten Thurmuhr, in der Mitternacht mit freiem Auge. Solche Nächte versetzen dich nicht in die sonderbare verschwimmende Welt des Nordens, sondern ganz und gar in ein Zauberland. Alles ist starr und stumm und doch überirdisch glänzend, wie der unendliche Tod, der vor der Welt war. Keine Stimme, kein Menschenlaut — nur Schwärze und unbegreifliches Licht. Da magst du meinen, ein wundersames Geschick habe dir die Vision des Urmeers gegönnt. Der fahle Schaum, der vor deinem Kiel aufspritzt, wird von den Knorpeln eines Theratosauren gepeitscht, der seine Jahrhunderte in schilfigen Finsternissen verträumt, und am Ufer das Rabenschwarze, was dort steht, ist eine Gruppe hochstämmiger Yucca, unter deren Schäften du landest. Im Schlamm dieser Wasser aber brüten die Atome des Ungeborenen: die Bibel und der Koran, Mord und Jammer, Hunger und unendliche Pracht. Die schlimmen Dämonen rollen und ballen und jagen unten, daß sich dieß Alles bald gestalte. Doch sind hier keine Dämonen. Was du etwa auf dem Grund

Merkwürdiges findest, sind höchstens ein paar Bierfässer, die einmal auf ihrem Weg vom Bräuhaus in Tutzing nach Ammerland im Winter durchs Eis gebrochen sind und deren Bier vielleicht noch genießbar ist, wenn die eisernen Reifen gut gehalten haben und unter dem Druck des vielen Wassers die Endosmose nicht übermäßig verderblich gewirkt hat. Klage, klage lieber Leser — es liegen viele solche Fässer, im See! Die in Bücher gedruckten Sagen wissen zwar von mancherlei schaurigen Geheimnissen zu erzählen, welche die Fluth deckt. Ein Fischer in Possenhofen hielt seine Geliebte für untreu und ertränkte sich. Sie sah ihn unten als Leiche aufrecht stehen und ertränkte sich auch. Ueberhaupt müssen alle Ertrunkenen aufrecht neben einander stehen. Auch eine Geschichte, die mit der berühmten von der Priesterin zu Sestos und dem Knaben von Abydos viele Aehnlichkeit hat, soll hier einmal sich zugetragen haben. Doch kann ich das Alles nicht glauben, wenn ich die Gesichter dieser vortrefflichen Strandbewohner betrachte. An Werktagen muß schwer gearbeitet werden — am Sonntag Kirche, Vesper, Gang mit der Kreuzpartikel und Prügelei; wo soll der Mensch die Zeit zur Poesie des Eros hernehmen?

— „Am Sonntag habens in da ganzen Welt g'raft: z'Münsing, z'Ammerland, z'Ambach, z'Wolfratshausen," das ist eine Legende, die man häufig von den Lippen Sterblicher vernimmt und die nach meiner Meinung mehr innere Wahrscheinlichkeit für sich hat, als die Erzählung vom Leander zu Possenhofen und der Hero zu Assenhausen. —

Wenn der See eine stille unbewegliche Fläche ist, nur an wenigen Stellen vom Wind leicht gekräuselt, wenn er

einem ungeheuren Stück Stahl gleicht, welches blank polirt eine Mulde ausfüllt und bloß strichweise matt geschliffen erscheint — dann setze dich an das kiesige Ufer vor dem Gasthause der berühmten „Leonirosel“ und schaue schweigend hinaus. Die Zugspitze stürzt jäh gegen die niedrigen Wände ab, auf welchen eine natürliche Säule, das „Ettaler Manndl“ weit ins Land hinaus schaut. Es ist ein Wahrzeichen des baierischen Hochlandes, dieses Manndl. Nicht weit von ihm zieht sich das Thal von Oberammergau durch die Berge; dort wird alle zehn Jahre die Passionsgeschichte von Bauern auf einer Bühne dargestellt. Dieses zieht wie alle ungewöhnlicheren Schauspiele eine Menge Neugieriger an. Auch Bauern aus anderen Gegenden reisen viele dahin; denn es ist ein religiöses Schauspiel und sein Nutzen für das Seelenheil wird kaum geringer anzuschlagen sein, als der einer gewöhnlichen Wallfahrt. Solcher Wallfahrten sieht man hier am Seeufer viele; sie kommen und gehen von und nach Andechs und Aufkirchen. Der Bauer, der reisen möchte, ist eben practischer als der Städter. Dieser reist schlechthin und ausgesprochener Maßen zum Vergnügen — jener aber will das nicht thun, ohne auch einen mehr oder minder langen Ablaß mit nach Haus zu bringen. Auch ist bei Wallfahrten, wo meist Viele mit einander gehen, das Bier frischer, weil es schneller weggetrunken wird. Der Weg an den waldigen Ufern ist gewiß unter allen Umständen schön; doppelt schön aber, wenn der wandernde Pilger weiß, daß man im Wirthshaus zu Aufkirchen mit Bratwürsten auf das „Kreuz“ wartet.

In Aufkirchen befindet sich, wie erwähnt, ein wunderthätiges Marienbild, welches freilich in neuerer Zeit von dem kräftigeren Idol zu Andechs etwas in den Schatten gestellt wurde. Doch erzählen von den Thaten des Bildes Fresken an der Kirche. Ueberschwemmung und Brand, gefährlicher Sturz und Mordanfall, allerlei Elend und menschliche Noth sind an diese Wand gemalt, zum bedeutungsvollen Zeichen, daß die Königin des Himmels den Bedrängten aus eben diesem Jammer geholfen hat — aber die Farben der Bilder sind verwittert, wie es bei Manchen der Glaube ist.

Indessen sieht man noch oft Bauern und Städter heraufkommen und ihre Andacht verrichten, und erst im Sommer des Jahres 1865 wurde das berühmte Bild dieser Madonna von einem der bekanntesten Bürger Münchens frisch „g'wandt", d. h. mit einem reichen neuen Kleide beschenkt.

Die andächtigen Wallfahrer „beten den Kreuzweg ab", das heißt, sie bleiben vor jeder der „Stationen" stehen. Diese Stationen sind in schön gemauerten kleinen Kapellen durch Reliefs versinnbildlicht. Auch die Fronleichnamsprocession bewegt sich diesen Kreuzweg, der sich über aufsteigende und abfallende Hügel hinzieht, entlang. Für kleinere Sünden wird gern die Buße aufgegeben, ihn abzubeten. Links stehen grüne Halme, rechts das weiße Gebäude des Pfarrhofes, einst das Hospiz der Augustiner, welche zur Bedienung des vielbesuchten Bildes hieher versetzt waren. Dann kommt kühler Laubwald, der uns vom Kreuzweg abzieht. Dieser Kreuzweg läuft bis an den Rand des letzten Hügels fort, der jäh sich zum blauen See hinabsenkt; von jenem Rande überschaust du die weite Fläche,

aber die gastlichen Stätten dieses Ufers sind in blühenden Büschen, im unendlichen Grün versteckt.

Wir lassen den Pilger, der eben vor der Station „Jesus wird gegeißelt" kniet, durch unsere Schritte ungestört und flüchten uns nach dem Laubwald. Vielverschlungene Wege führen nach der „Rottmannshöhe".

Rottmann ist der magische Maler. In seinen Landschaften denkt die Natur der Dinge einen großen Gedanken. Im Glanz der Lichter und Farben tritt eine Erscheinung zu Tag, welche vom Körperlichen nur mehr die Form hat, in der Wirklichkeit aber eine wunderbare Melodie oder ein nervenschwingendes Gedicht ist. Er ist ein Tondichter oder Lyriker mit Farben. Die große Isis spricht mit dir, sie offenbart dir eine ihrer Launen. Aus wessen Gehirn solche Schöpfungen hervorgehen, auf dessen Lieblingsplatz darfst du gespannt sein. Solche Menschen haben nicht den Lieblingsplatz, wie eine Kammerjungfer oder ein Kanzleimensch. Bei diesen macht ihn die Gewohnheit, der Zufall, bei jenen das Bedürfniß der Harmonie. Wo ihre Sinne rasten und schwelgen, um neues Licht zu saugen, das von den Händen ausstrahlen soll, dort muß ein Ort sein, an welchem die Natur durch hundert leblose Dinge dasselbe darstellen will, was ihr bei der Schöpfung dieses einen Menschen vorgeschwebt hat. Sehen wir zu.

Der Hügel ist bis zum Gipfel auf der einen Hälfte mit Gras, auf der andern mit Wald bewachsen. Wo auf seinem Scheitel Baumschatten und nackter Rasen sich begränzen, dort steht die Säule, welche die Lieblingsstätte des Meisters anzeigt. Auf ihr ist sein Name eingegraben und ein Schmetterling, das Sinnbild der Unsterblichkeit. Der angenehme Trug, der einem solchen Symbol zu Grund

liegt, wirkt an solcher Stelle mit überraschender Täuschung. Soweit im Süden der blaue Himmel seine Wölbung spannt, gleißt es von schneetragenden Bergen. Der See und die Spitzen dunkler Forste drängen sich von unten in diesen Schimmer, in diesen Duft hinein. Es ist, als ob der Dämon, aus dessen Händen die Lustwelt Hesperiens hervorging, auch hier am Nordrande der Berge habe zeigen wollen, wie wundersam der Farbenstrom ist, den er auf die Erde auszugießen vormocht hat. Eine weite und hohe Welt liegt im unbeschreiblichen Licht vor dir da. In den Wipfeln der Buchen rauscht der Seewind; die wechselnden Schatten spielen auf dem Moos. In der Kühlung lagert eine Gesellschaft von Männern und Frauen; es ist ein anmuthiger Kreis und im Angesicht dieses glanzvollen Bildes, das vor uns aufgerollt ist, kann sich die bewegliche Einbildungskraft in jenen Kranz von Jugend und Schönheit versetzt denken, in welchem die zierlichen Damen Boccaccios ihre hundert Geschichten erzählen. Eben flötet eine Stimme. Horchen wir.

— Dös ärgert mi aber scho so, daß i den Briaf heut früah nimma kriagt hab!

Was denn für einen Brief, mein Fräulein?

Nu, i hör g'rad, daß mi d'Cilli zu der Hochzeit mit ihren Melber eing'laden hat.

Nein, es ist nicht das Reich der liebereichen Fiammetta. Die Damen sind nicht aus dem Florenz am Arno sondern aus dem an der Isar. Sie sind reizend, so lange sie den schönen Mund nicht öffnen. Die Aussicht ist schön, sehr schön, aber man kann sich nicht viel damit beschäftigen, denn die gebackenen Renken, die man aus dem Aufkirchener Wirthshause mitgenommen hat, haben Gräten, die man

nicht unvorsichtig verschlucken darf. Die „Henndln“ sind noch nicht ganz kalt — schade, sonst kämen sie auch daran.

Der Schmetterling der Unsterblichkeit schaut von der Säule in die weite Welt, aber nur wenige Augen der Menschen, welche an ihrem Fuß stehen, wissen, was sie da suchen sollen. Einige Kunstjünger, einige Touristen, welche der Anweisung ihres Reisehandbuches folgen, sind die wenigen verständigen Pilgrime zu diesem schlichten Heiligthum. Was ists mit jenem Namen der Unsterblichkeit, Meister? Er ist ein Klang. Deine Farben werden verwittern, deine Gestalten verlöschen und dein Andenken verwehen. Vielleicht bist du so wenig unsterblich, als die braune Kapsel der Buchennuß, die vom vorigen Jahr noch am Boden klebt, als die tiefblauen Blumenglocken, die in diesem Schatten stehen, als die Ameise, die im Gräserwald rennt, als es das Insect war, von dem ein Schenkel auf dem schwarzen Humus liegt.

Der Lebende hat Recht! Vor uns, die wir im Grase lagern, zieht sich die schneeweiße Winde durch das Grün, und weiter draußen am Rain ihre Genossin, die rosig angehaucht ist, als ob sie die Sonne spürte. Eine unzählige Menge von Blüthen nickt aus den Halmen; die Nelken glühen, wie dort im Abendstrahl die Benedictenwand über den grünen Vorbergen. Ihre Gestalt erinnert uns an den sagenreichen Kampen des Chiemsees. Auch dort im Osten hüllt sich ein Bekannter in den verklärenden Strahl; es ist der Wallberg am grünen Tegernsee. Unten aber, von der Allmannshauser Kirche, zieht sich ein schwarzer Zug durch die Saatfelder. Es sind arme Bauern

und ihre Weiber, welche laut für das Gedeihen der Früchte beten.

Am Strand von Assenbuch oder Leoni wohnen Fischer, die, wie an allen Uferorten zugleich das Gewerbe von Fährleuten betreiben. Einer von ihnen obliegt in den Stunden, welche er auf dem Trockenen zubringt, sogar der wunderbaren Kunst der Poesei. Das ist in den Bergen und weit in die Fläche hinaus keine Seltenheit. Die „Marterln", Votivtafeln, Leichenbretter, Schießscheiben verlangen Verse. So hat sich auch unser Dichter, der Fischer Schropp, durch Nänien auf dem Aufkirchener Friedhofe verewigt. Eines seiner Epigramme, auf den Tod zweier Kinder, welches dort zu lesen ist, heißt:

Es sei jedem Menschen Kunde,
Gerad um die Mitternachtsstunde
War der Todesengel schrecklich keck,
Er nahm den Kleinen den Vater weg.
Und rieß auch noch ohne all Erbarmen
Die Kleine der Mutter aus den Armen.

Gleichviel — sein Schiff wird nicht so ungefüg mit uns umspringen, wie das goldgezügelte Roß Pegasus mit dem Dichter. Vertrauen wir uns ihm an und steuern einmal nach Norden hinab, dem vielgenannten Orte zu, welcher den Würm- in den Starnbergersee verwandelt hat.

Der See ist hier enger; seine Ufer sind belebter. Während oben, auf der breiten Fluth, die sich von Ambach und Bernried an gegen Süden ausbuchtet, selten ein Nachen zu sehen ist, schwimmen hier so viele Gondeln, als Lusthäuser

in den anmuthigen Hainen der Ufer versteckt sind. Oft werden sie von Damen in der bekannten weißen Sommerblouse gerudert, und wenn es unter ihnen auch nicht viele zu der Fertigkeit gebracht haben, wie die eleganten Canotières der Seine, so will es doch immer schon etwas heißen, wenn eine weiche Hand die Ruder rasch zu führen versteht. Auf dem Wasser, in der Entfernung, nehmen sich die Münchener Frauenzimmer nicht übel aus.

Rechts, am Ostufer, bedeckt der Park des königlichen Lustschlosses Berg den Abhang. Gelb schaut das schmächtige Gebäude aus dem tiefen Grün. Erst in neuester Zeit hat es einen mehr schloßähnlichen Character dadurch erhalten, daß man ihm einen Thurm auf, oder zur Seite, gesetzt hat, von dem aus vielleicht über die Wipfel der umgebenden Bäume hinweggeschaut werden kann. Die Anwesenheit einer bescheidenen Hofhaltung bringt keine Abwechslung in das Stillleben des idyllischen Strandes. Es wird eine blauweiße Fahne aufgesteckt, Niemand darf mehr durch den Park gehen, man sieht einige Gensdarmen in dem Hof stehen und der Pfarrer von Aufkirchen erhält für seine tägliche Messe in der kleinen Kirche fünf Gulden. Sonst ist nichts verändert.

Hinter dem Schlosse steht ein Gasthaus, dessen Schild die einladende Inschrift trägt: Gasthaus ganz gemüthlich zum Wismayer. Die Psychologen verneinen, daß eine Naivetät, die sich selbst zum Bewußtsein gekommen ist, noch Naivetät sei. Ob es sich mit der nah verwandten Tugend der „Gemüthlichkeit“ ebenso verhalte, mag als Problem der Wissenschaft vorbehalten bleiben. Die behäbige Korpulenz des Wirthes scheint für das Vorhandensein dieser berühmten unerklärbaren Eigenschaft zu sprechen, auf welche

sich unter den Süddeutschen unser Volk so besonders viel zu gut thut.

Im Uebrigen ist beim „Gemüthlichen“ die Aussicht auf den See prächtig, und seine Küche unterstützt die Beschaulichkeit. Es ist dort ein traulicher und zu wenig besuchter Ort.

Schwimmen wir auf dem Wasser. Der „Grönländer“, ein flaches Boot, folgt leicht den Bewegungen der Welle, welche der Nordost uns an die Breitseite jagt. Zwischen den Uferwäldern ziehen sich breite Rasenflächen den Abhang herab. Bald haben diese am östlichen Ufer den Wald ganz verdrängt, und nun geht die Wiese bis an den Strand, wo sie zum Sumpf wird. Nasses Gras, Schlamm und Röhricht werden vom seichten Wasser bespült, in welchem die Steine nicht mehr ihre natürliche Farbe haben, sondern von weißgrauem Kalkschleim bedeckt sind. In einem solchen Sumpf steht die Pellet'sche Villa, worin der große Componist Richard Wagner einen Sommer zu brachte. Das Schwirren des Röhrichts und die Responsorien unzähliger Frösche mögen ihm manch brauchbares Motiv geliefert haben. Schatten ist keiner dort, die Fliegen stechen und den Gesang der Waldvögel, wie ihn sonst der ganze Strand bietet, ersetzt der abgebrochene Ruf der unsichtbaren Unken. Dort mag Einem sumpfig, schwül und wirr im Kopfe werden.

Steuern wir über die blaue Welle nach Westen. Hier ist eine Kolonie von Landhäusern angesiedelt. Man stelle sich aber darunter ja keine Häuser oder auch nur Häuschen vor. Die meisten dieser Niederlassungen im Grünen sind so klein, daß es nicht wenig unbequem sein muß, sich darin aufzuhalten. Man will eben eine Villa haben, hat aber das Geld nicht dazu — Anspruch ohne Mittel,

überhaupt ein Zug des Münchnerischen Wesens. So behilft man sich mit solchem Miniaturwerk. Aber ungeschickt ist es doch — denn wer sich so etwas erbaut, bleibt der Sclave des immerhin zu kostspieligen Chalets. Er muß ihm zu lieb alle Jahre auf derselben Stelle seine Sommerferien zubringen — denn es zu verkaufen ist schwer. Weil er nun doch einmal eine „Villa" hat und nicht mehr losbringt, so nagelt er sich an diese Scholle fest, während er mit demselben Gelde vielleicht, so lang er lebt, seine Sommerreisen nach beliebigen Orten hätte machen können. Das ist die Strafe für ein Gebahren, welches in gar vielen Fällen aus kleinlichem Stolze, der bekannten morgue, entspringt.

Dieses Ufer sieht aus wie das Schaufenster eines Oberammergauer Holz-Spielwaarenhändlers. Wie aus Cigarrenkistchen zusammengeschnitzt stehen die winzigen Wohnungen zwischen farbig angestreuten Wegen, Moos, künstlich daher gezerrten Bäumchen und den unvermeidlichen Kapellen und Einsiedeleien. Am wohlgepflegten Saume des Wassers stehen Damen mit ungarischen Hüten, gelben Crinolinen mit rothen Streifen und lorgnettiren die vorübereilenden Nachen. Das Touristenvolk versäumt nicht, vom Dampfschiff aus nach dieser Stelle die Hälse zu strecken und zu bewundern, wo nichts zu bewundern ist. Sie haben gehört, es sei schön hier.

Bald nehmen uns die Schiffhütten Starnbergs auf. Wir verlassen die plätschernde Welle und stehen auf dem staubigen Kies, über den die Eisenbahn nach dem Süden des Sees führt. So weiß und staubig wie diese Aufschüttungen ist der ganze Ort. Es ist bezeichnend für den Natursinn des verehrlichen Publicums, daß dieses schattenlose

stadtähnliche Dorf sein Lieblingsaufenthalt am See ist. In Starnberg wohnen mehr Städter, als an beiden Ufern des Sees zusammengenommen.

Es ist wahr, daß man nur an wenigen Stellen auf den See sieht; es ist wahr, daß einladende Spaziergänge nur in gemessener Entfernung zu finden sind — aber für Klatsch, Toilettensucht und Fraubaserei dürfte kein mehr geeigneter Punct aufzutreiben sein. Wer die Conversation städtischer Elegants und der promenirenden Weiblichkeit mit anhört, über die Töchter des Appellationsraths X., die eben angekommene Frau des Fabrikanten Y., den Logenplatz der Fräulein Z., wird sich vielleicht noch eher zu denen flüchten, welche darüber streiten, welcher Fisch mehr Gräten hat oder welches von den Bieren am See den Vorzug verdiene. Nehme man zu diesen Universalthemen des Gesprächs noch eine belästigende Neugierde und eine wahrhaft lächerliche Gespreiztheit und Wichtigthuerei, so hat man einen annähernden Begriff von den Reizen dieses „Landaufenthalts". Jeder scheint sich dort in die Positur zu legen, als ob er der erstaunten Welt zeigen wollte, daß „er's auch machen kann". Dazwischen kommen dann ganze Karavanen von ephemeren Ausflüglern: alten Jungfern, Schneidergesellen, Ladenschwengeln und Kindsmägden.

In den Gärten der Gasthäuser ist es nicht besser. An Sonntagen hat man nicht selten das Vergnügen, in die Mitte einer kneipenden ländlichen Sänger- oder Turnergesellschaft zu gerathen, von welchen die schwarzroth-goldenen Bänder meist zur dringend nothwendigen Ausbildung kernhafter germanischer Lümmelei benutzt werden. Das Vaterland braucht starke Söhne, das Vaterland braucht Männer, vor allem solche mit gutem Baß und Vollbart. Wo

„Muth und Kraft in deutscher Seele flammen", da kommts nicht drauf an, ob der eine oder der andere unter den Tisch fällt oder die einen Recken die andern von der langen Bank hinunterschieben. Uebrigens haben solche Genossenschaften das Gute, daß sie durch weithin vernehmbare wundersame Laute harmlosen Wanderern das Signal zum Ausweichen geben.

Daß in einer Vorstadt Münchens, wie es Starnberg thatsächlich ist, sich auch jene Art, die Gäste zu bedienen, eingeschlichen hat, wie sie in der Stadt München bei vollen Häusern beliebt wird, begreift sich leicht. Auf „einen paßt man nicht auf". Die neu-atheniensischen Großstädter sind aber nicht sonderlich empfindlich — die Gewohnheit lehrt den Menschen Alles und zuletzt auch das, daß er sich als den Hergelaufenen und den Wirth als den Gnadenspender betrachtet. Dieses, sowie die christliche Sitte, jede Grobheit eines dienstbaren Geistes demüthig einzustecken oder durch besänftigende Schmeichelworte zu erwiedern, versteht sich im altbaierischen Comment ganz von selbst. Unnütz ist es übrigens darüber etwas zu sagen, denn auch hier, wie überall gilt der wohlbegründete Satz: dem Wollenden geschieht kein Unrecht.

Aber nicht nur von Städtern, sondern auch von Bauern wimmelt der Hauptort des Würmsees. Diese strömen nach dem Ausgangspuncte einer Eisenbahn, welche sie schnell in die Stadt bringt oder versammeln sich aus den Ansiedelungen der Umgegend, um einmal frisches Bier zu trinken, statt des abgestandenen in den Dorfschenken. Die Zahl der Helden ist groß. Oft hört der Fremdling, der sich eben der süßen nächtlichen Ruhe hingeben will, die gewaltigen Chöre der Zecher beim teutonischen Oel. Erhebend dringt

es durch die Nacht und zittert an den Fensterläden, jener Musik nicht unähnlich, welche das Entzücken unserer Enkel sein wird. Der Tod und die Begeisterung des Gerstensaftes „treiben um", und so ereignet es sich nicht selten, daß Stundenlang an deiner Thür gerüttelt wird, bis du öffnest und um das freundliche Begehren fragst. Das Licht der Kerze zeigt dir eine plattstirnige Gestalt mit winzigen Augen aber desto größeren Backenknochen und weitgeschlitztem Maul. Das edle Haupt ist sinnend auf die Brust geneigt und endlich entfliehen die nichts weniger als geflügelten Worte dem Zaun der fauligen Zähne:

— I bin ja do dahoam, laßt's mi eini!

In solchen Fällen sind weniger die sanften Mittel der Homiletik als andere angerathen, welche man nicht gerade in der Turnschule zu erlernen braucht. Bei der mangelhaften äquilibristischen Basis, durch welche sich solche Wandelnde auszuzeichnen pflegen, wird es dir leicht, sie in eine Lage zu versetzen, in welcher sie sich wirklich „dahoam" fühlen.

Deine Erzählung oder Beschwerde über die unerwünschte nächtliche Kurzweil wird dann im Hause mit jenem Lächeln aufgenommen, wie man es oft an erhabenen Geistern über die Hinfälligkeit der Menschen bemerkt. Damit ist diese Angelegenheit geschlichtet.

Viele Leute besuchen Starnberg von München aus um den Tag in Pellets Garten zu schmausen. In diesem Garten sieht man aber nicht mehr als in jedem Wirthsgarten Münchens. Sie könnten also ein solches Vergnügen ohne Zweifel wohlfeiler haben, aber eine „Landpartie" geht eben doch über Alles. Doch ist gerade das Wesentliche einer solchen Landpartie, nämlich Bier, Braten und Brat-

würste, in den schattigen Gärten der Münchener Vorstädte besser. Den See wie das Gebirg muß er sich dort gerade so wie hier denken, denn zu sehen bekommt er nichts, wenn man von der halben Viertelstunde absieht, die er von da an den Starnberger Bahnhof hat, die aber von ihm gewiß nicht unter die „Genüsse" gerechnet werden wird.

Es ist nur bei unserem Schlendrian denkbar, daß für einen der beliebtesten Touristenorte gar nichts geschieht. Keine Anpflanzung, kein neuer Weg, keine Spur von einer Promenade für die unzähligen Leute, welche das Geld haufenweise hereintragen. Und wenn etwas Neues angelegt wird — so sieht es der eben aufgeführten Straße gleich, die vom Bahnhof in das Dorf führt. So etwas ist werth, daß man die Mühe nicht scheut, hieher zu reisen, um sich einen Begriff von dem zu machen, was man zum Frommen des verehrlichen Reisepublicums anzulegen für möglich und nothwendig findet. Dafür zahlt auch jede Familie, die sich dort einige Tage aufhält, zwei Gulden für „Verschönerung".

Derartig ist die menschliche Staffage an diesem Orte des Gebirgssees. Wer wirklich der Natur zu Lieb die Stadt verläßt, wird deßhalb wohl thun, ihn nur als Durchgangspunct zu berühren. Hoffentlich sorgt auch die Verlängerung der Eisenbahn gegen Süden dafür, daß dieser ungewaschene Fleck immer mehr und mehr von der Liste der Touristen-Standorte verschwindet. Die herrlichen Wälder den weiten See entlang und der Reiz der nah gerückten Vorberge mit ihren schönen Gewässern werden den Wanderer locken, wie denjenigen, welcher einen ständigen Wohnsitz sucht, festhalten. Das überstaubte, zwischen Moor und Wasser eingekeilte Dorf, dessen Bewohner jetzt die Köpfe gewaltig

hoch tragen, wird dann eine gewöhnliche Eisenbahnstation werden, wie es deren hunderte gibt. Man kann indessen nicht skeptisch genug sein. Es ist auch das Gegentheil möglich, und der brutale Zug der Gewohnheit und das Nachlaufen nach dem Leithammel des Herkommens, wird vielleicht gewisse Theile der königlich baierischen Unterthanen nach wie vor hier seine Festtage vertrinken sehen.

Am Strand ist der Anblick des Sees herrlich, wie überall. Weit, fast unabsehbar weit, liegt das tiefe Blau zwischen den Hügeln. Aber dieser Strand ist kahl; nirgends wölbt sich über dir der Schatten der Eiche oder Buche, nirgends bietet sich die Moosdecke zum erwünschten Lager. Es fehlt der Gegensatz der Farben für den Beobachter. Die Welle wirft ihren Schaum nicht über Blüthen oder aufstrebende Keime, du athmest am Ufer die Frische des Sees aber nicht den mit ihm vermischten wonnigen Hauch des Waldes. Und gerade in diesem liegt der Zauber des lieblichen Sees.

Von der ziemlich entfernten Terrasse des „Tutzinger Hofes" aus siehst du wohl ein Stück Wasser; auch umsteht dich hundertfältig die brennende Malve, die wollüstige Rose. Aber es ist eben fern und das blühende Ufer drüben ist doch weit schöner.

Wer nicht südlich, den See hinauf oder den Bergen entgegen, strebt, kann von hier im Nordwesten noch anmuthige Wanderungen unternehmen. Die eine führt ihn nach Seefeld am schlammigen Pilsen- und nach den dunkeln Gestaden des vielgerühmten Ammersees. Auf der anderen kommt er gegen Hanfeld, wo Wiedertäufer wohnen, die wie ihre Glaubensverwandten, die Juden, arbeitsam und wohlhäbig sind. Ob sie noch, wie einer ihrer Glaubens-

helden, Judas und die Hohenpriester selig sprechen, weil diese durch Verrath und ungerechtes Urtheil Jesum ans Kreuz brachten und so Gott die Erreichung seiner Absicht erleichterten, weiß ich nicht -- wohl aber, daß sie hübsche Geschäfte machen. Weiters erreicht man Pfaffenhofen, auf dem Baierischen Parnaß durch den unsterblichen Bacherl hochberühmt und endlich Weßling, aus dessen See man im dortigen Wirthshaus rühmenswerthe Fische verspeist.

Wir aber lassen das Alles liegen und freuen uns, den hohen Bergen zugewendet, der Staubsäule zu entrinnen, welche von der Hauptstadt an diesen See hergewirbelt wird.

Der „Darbaumbarometer" *) zeigt auf gut Wetter. In den Bergen ist frischer Schnee gefallen, der weit in das Flachland hinaus blinkt. Die Luft ist klar. Ein scharfer Nordwind fegt über die Wellen und treibt dem Süden des Sees breite Schaumstreifen zu, daß der „Foam" in blasigen Bänken sich an die Ufer legt. Der Kahn steigt auf und ab wie eine Schaukel und der Rücken des Rudernden wird vom anschlagenden Gischt durchnäßt. Die Fläche der Fluth ist tief zerwühlt und das einzige ruhige Licht in diesem Wehen kommt von der Frosthülle der Berge.

So jagt uns das Drängen der Luft und der Wasser unter die niedrigen Mauern von Possenhofen. Es ist der blüthenreichste Ort an diesen Gestaden. Weinrebe und

---

*) Man holt eine kleine abgestorbene Fichte aus dem Wald und steckt sie im Freien in den Boden. Das dürre Holz ist hygroskopisch. Ist viel Feuchtigkeit in der Atmosphäre, so senken sich die (schwerer gewordenen) Zweige.

Epheu rankt sich um Wohnungen; Springbrunnen plätschern und in den davon eilenden feuchten Dunst mengt sich süßer Blumenhauch. Dazwischen ist Alles grün; der Wald reicht vom Wasser bis auf die Höhe der Hügel.

Ehe das hochgelegene Feldafing entdeckt war — und das ist noch gar nicht so lange her — besuchte das Münchener Volk mit Vorliebe den Fischmeister von Possenhofen. Jetzt ist dieses in freundlichen Schatten versteckte Dorf weniger von der unvergleichlichen Gegend jenes Dorfes als von dessen Gasthaus überflügelt. Dorthin führen Pfade, welche der Laubwald umwölbt. Wo dieser sich lichtet, ist die Höhe erreicht und da mit einem Male jene Aussicht ausgebreitet — eine der wenigen unter den berühmten Landschaftsbildern, welche ihren Ruhm und ihre Beliebtheit unbestreitbar vor manchen weniger berühmten verdienen. Ueber einen Garten gleitet der Blick in das Blau des Sees, der unten sich weit und gewaltig ausspannt und erst dort seine Grenze zu haben scheint, wo die festen Berge mit der Farbe des Himmels wetteifern. Diese Farbe fluthet als See und zieht sich als weißumrändertes Gebirg gegen den Aether. Das Wasser und die Alpen wirken zusammen. Das Bewegliche und das Starre verbinden sich zu zauberischem Glanze. Hier vereinigen sich bewußtlose Dinge zum dichterischen Zusammenklang. Aber es ist eine südliche Symphonie. Seltsam fügt sich dazu der Campanile — weit und breit der einzige — welcher sich statt des gewöhnlichen Kirchthurmes von dieser prangenden Höhe erhebt. Es gibt keine zweite solche Scene in den seereichen Voralpen. Der Gedanke ihrer Landschaften, das Zusammenwirken blauer Seespiegel, dunkler Wälder und duftverklärter Berge ist hier zur höchsten

Schönheit vollendet worden. Darüber aber lagert noch der Lasurdunst des Südens.

Und dennoch kennt der die Terasse von Feldafing nicht, welcher von ihr aus keinem Gewitter zugesehen hat. Im Südwesten ist die Schneewelt der Garmischer Alpen; von dorther kommen die finstern Stürme. Der fernere Westen ist schon verhüllt; zwischen den Zinken des Zugspitzstockes zucken die elektrischen Feuer. Ungeheure Phantasmen ziehen als Wolken über den Himmel, der unheimlich zu werden anfängt. Aus den kleinen Funken werden große; aus den fernen nahe: es blitzt über dem See. Die Dunkelheit drängt heran, sie ist rasch. Jetzt rasen die Schläge am Himmel; die Fluth rauscht gewaltig auf. Sie rollt ans Waldufer und zurück und es donnert so laut, daß es dir scheint, als gröhle es aus den Schluchten der Alpen nach. Die Wasser und die Berge sind nicht theilnahmslos im Aufruhr der Wolken.

Bald dunkel, wie der Gewitterhimmel, bald grell funkelnd wie seine Blitze, schaut der Schnee über den Walchensee nach unserer Höhe herüber. Die Finsterniß und der Glanz wechseln schnell und oft. Endlich wird es lichter; das Gewölk ist nach Osten geeilt und zieht mit seinen zerrissenen, grauen Gestalten der raschen Isar nach. Auf dem See flimmern in den ersten Strahlen des wiederkehrenden Lichtes die sieben Farben des Prismas. Ein ungeheurer Regenbogen hat sich auf die wellige Fläche gestützt, die jetzt das neue Blau aus ihren tiefsten Tiefen wiederzustrahlen scheint. Da wo der eine Bogen in die lasurne Woge fällt, tanzen Schiffe im bunten Farbenschimmer, im Orange und Purpur des Meteors. Sie scheinen selige Geister zu tragen in dieser Lichtfülle. Aber

es ist ein Schein. Die, welche auf dem Schiffe sind, empfinden nichts von der siebenfältigen Strahlenbrechung, in der sie fahren. Es ist ein Trug für unsere Augen. Jene aber schimpfen darüber, daß sie naß geworden sind. Es sind Bauern, die von einer Wallfahrt zurückkehren. —

Manche stellen das Panorama der Rottmannshöhe über die Rundschau von diesem Hügel. Es ist ein solcher Geschmack nur erklärlich, wenn man die herkömmliche Unterwürfigkeit unter Autorität und Namen bedenkt. Von den Elementen, welche einer Landschaft Bedeutung und Leben geben, tritt dort das Wasser viel zu viel zurück, ohne daß es durch die braunen Moorflächen ersetzt werden kann. Der Meister hat sicherlich diesen Hügel nicht gekannt — oder es haben andere Ursachen mitgewirkt, durch welche der Waldsaum drüben sein erklärter Lieblingsplatz geworden ist. Er wäre gewiß der letzte gewesen, der unserer Terrasse den Preis der Ufer des Würmsees streitig gemacht hätte. Denn dieser gebührt ihr, trotz einiger Bergspitzen, die man von drüben besser sieht und trotz des berühmten Nußbaums, der hier eine Lücke ins schöne Bild reißt.

Nächst Starnberg ist daher diese Terrasse der besuchteste Ort des Sees — ausnahmsweise, daß das Schöne auch vom großen Haufen gewürdigt wird. Von zwanzig Personen, die in der Mittagsstunde auf dem Dampfschiff fahren, verlassen es fünfzehn am Strande von Possenhofen, um nach Feldafing zu pilgern. Ganze Karawanen eleganter Herren und Damen bevölkern die Waldpfade. In die Waldluft zieht der nervenreizende Geruch des Patchouli, die seidenen Roben rauschen und die Buchen rauschen und die Stimmen der Finken und Drosseln werden von den Lauten der Menschen überhallt. Bald sehen wir diese Gesellschaft auf

der Terrasse; Schlinggewächse und ein großes weißes Tuch schützen sie dort vor der unbequemen Sonne. Teller klirren und in Gläsern perlt der Wein oder perlt auch nicht. Die Damen ordnen ihre Coiffüre oder ihre Toilette, an welcher das Eine oder Andere sich durch das Heraufsteigen ein wenig verschoben hat. Man verzehrt die theure Lachsforelle oder den wohlfeilen Karpfen; man ist neugierig und wird neugierig betrachtet. Diejenigen, welche theure Bracelettes oder schöne Ringe tragen, wissen Stellungen einzunehmen, daß sie leicht gesehen werden können. Die Männer sind galant, wenn sie Junggesellen, einsilbig, wenn sie verheirathet sind. Den einen wird es zu warm — sie nehmen den Hut ab; andere haben Glatzen, sie behalten ihn auf. Heirathsfähige Töchter schlagen die Augen nieder — liebende Paare sprechen leise und bedeutungsvoll. Die einen machen hinter dem Perspectiv, welches der gefällige Wirth herleiht, Queue; die anderen besteigen den Balkon, und verkünden durch jubelnde Rufe hinab, daß man oben noch besser sieht. Ueber das Civilregister neuer Ankömmlinge wird das Gedächtniß der Anwesenden befragt und nicht selten manch gediegene Personalbemerkung gemacht, welche dem Betreffenden einen richtigen aber übel gemeinten Beitrag zur Selbstkenntniß liefern könnte. Die Norddeutsche fragt, wie tief die „Jeschichte da unten“ wohl sein mag, und der Süddeutsche bedauert, daß es nicht überall Felsenkeller von solcher Vortrefflichkeit gibt, wie die schneebedeckte Zugspitz dort ohne Zweifel einer wäre. Damen, die eine Loge im Theater haben, lassen oft ihre Uhr glänzen und verkünden laut, daß sie um sieben Uhr in München sein müssen. Ungezogene Kinder reißen Blumen im Garten ab, Offiziere lassen ihre Säbel

klirren, Ungeduldige klopfen. Von ihnen allen unbeirrt aber geht der Besitzer des schönen Hauses ab und zu, das Getümmel der Küche lenkend.

Hinter Feldafing ist die Eisenbahn tief in die Waldhügel eingeschnitten. Wer mit ihr fährt, sieht nichts als nackte Kieshaufen, oben von Rasen und Bäumen überzogen. Dafür wird ihm aber, wenn er an einer der Südstationen aussteigt, die Ueberraschung zu Theil, daß die Berge mit einem Mal ihr Blau verloren haben, daß sie plötzlich in handgreiflicher Nähe vor ihm liegen, ohne daß er durch einen vermittelnden Uebergang darauf vorbereitet worden ist. Wir überschreiten die künstliche Einsenkung und verlassen das Seeufer. Daß wir nicht lange zu gehen haben, um wieder auf weichen Moorgrund zu treten, läßt sich nach den Ergebnissen unserer bisherigen Wanderungen voraussetzen.

Wo in Oberbaiern Wald oder See aufhört, ist das Moor nicht mehr weit. Schon befestigen wieder dichte Lagen von Fichtennadeln den nachgiebigen Pfad; Wetter und Nässe haben sie gebleicht und die Schritte der Menschen zertreten, daß sie einer kleiigen Masse gleichen. Leichenbretter liegen auf dem nassen Grund; die Sonne hängt trüb über den westlichen Baumwipfeln. Und dort überwallt die Gräser wieder ein Alpensee im Kleinen — einer jener Weiher, welche sich im auftrocknenden Land noch an den tieferen Stellen der Moor-Mulden erhalten haben. Es ist das trübe Wasser des Traubinger Tümpels, an dem wir vorübergehen. In gewaltigen Sprüngen setzen die

Frösche hinein, von unserer Nähe verscheucht. Diese Wasser führen ein zweifelhaftes Dasein. In der Sonne des August werden sie fast aufgezehrt; dann steht das Röhricht im grauen Schlamm, den erst die nächsten Regen wieder zum See verdünnen. —

Ueber den Wiesenpfad tastet sich ein Blinder fort. Ich kenne ihn, er gehört einer benachbarten Gemeinde an, in deren Häusern er nach der Reihe erhalten wird. Er ist doppelt unglücklich — denn er hat sein Schicksal verschuldet. Einst wollte er einen Vorübergehenden auf der Straße ausrauben; es gelang ihm. Der Vergewaltigte aber warf ihm noch fliehend einen Klumpen Erde ins Gesicht, daß die Augen von dem Anprall erblindeten. Er wünscht uns: Guten Abend! und wandelt in seiner Nacht fort.

Der Thau legt sich auf die Erde und von der Sonne ist nichts mehr zu sehen, als die funkelnden Streifen über den Wäldern. In der Entfernung knarrt es hie und da über den Straßenkies; es sind müde Bauern, welche heimfahren. Es ist ein schläfriger, langsamer Ton, dieses Knarren. Mit den bleichen Dünsten, die auf dem Moore schwimmen, legt sich eine quälende unheimliche Ahnung auf dich selbst. Es will Abend werden in der Einöde. Willkommen sind dir die Lichter des Dorfes; noch willkommener die Ruhestätte. Wenn die letzte Glocke das späte Ende des Sommertages verkündet, versinkst du in die Betäubung des Traumes. Dein letzter Gedanke bei diesem Ton des Friedens ist dann vielleicht noch die Erinnerung an den Bauern, der vorhin in der Wirthsschenke jammerte, daß ihm seine letzte Kuh „doctormaßi einklagt worden is.“ —

Auf jenen Abend folgte ein Vormittag, den ich in den Wäldern zubrachte, die von hier an den Ammersee hinüber ziehen. Ich lade dich nicht ein, lieber Leser, mir dahin zu folgen. Ich ziehe es vor, dich von nun an auf guter Straße nach Süden zu begleiten.

Bald vor Traubing senkt sich mit dem Hirschberg die Straße. Das Dorf Monetshausen, welches an dieser Abdachung liegt, hat durch den Hirschberg in den Reisehandbüchern einen gewissen Ruf erlangt. Von der Höhe ist ein schönes Landschaftsbild der Vorberge offen vor dem überraschten Wanderer entfaltet. Dieser hat bis jetzt von der Straße aus nur die halbe Höhe der Alpen gesehen, weil ihm die andere Hälfte bis zur Sohle hinab von den umliegenden Hügeln verdeckt war. Bei jenem Abhang aber dringt der Blick mit einem Mal in die grünen Niederungen, die sich allmählig in bewaldeten Absätzen bis zum unfruchtbaren Gestein hinaufziehen. Rechts steht die sanfte Kuppe des Peißenberges; eine Erhöhung von deren Rücken, welcher noch Getreide trägt, viele Bergspitzen und Seen gesehen werden. Links, in die Mulde, die bis an das Hochgebirg reicht, sind viele Dörfer als weiße Puncte verstreut. Noch weißer aber sind die Höhen des Karwendel, ein großer Hintergrund. Grün, zauberhaft grün, wie der Schein der Nacht auf der Bühne, liegen unermeßliche Wiesen da. Die Wolle der Pappeln von der staubigen Straße fliegt in der Sommerluft; dazwischen fallen die schwarzen Krähen mit leisem Flügelzucken in die Niederung, die tief scheint, weil ihre Gränze, das schneetragende Gebirg, so gewaltig erhaben ist. Auch die, denen Schwingen gegeben sind, sind wieder zur Tiefe hinab gezwungen, und müssen über das Flache hinstreichen, weil dort ihre Nahrung liegt.

Nach dem Würmsee und nach der Amper rinnen die Wasser aus diesen Wäldern. Ehe sie diese erreichen, sollen sie durch grasreiche Moore tröpfeln. Die Amper drüben ist ganz in tiefgrüne Schilfe gebettet; von ihnen nimmt der Fluß einen fauligen Calmusgeschmack an. Eine braune Fluth zieht über Algen hin, die auf dem Boden festgewachsen sind und auf ihm liegend in der Strömung nicken. Doch das Trübe fällt zu Boden, wenn es in die Welle des Ammersees treibt, aus dessen weitem Becken der Fluß hervorquillt.

Es ist ein grünes Land mit Wäldern und vielgewundenen Bächen. So müssen sich die Eklogendichter ein triftenreiches Hirtenland vorstellen. So dachte ich mir unwillkürlich, als ich im nächsten Dorfe, Wilzhofen, auf dem Bierkrugdeckel eine Heerde und einen Knaben sah, der die Schalmei bläst. Sie waren in dem Kunstgeschmack, wie ähnliche idyllische Darstellungen auf den deutschen Spielkarten. Aber wir sind nicht in Arkadien. Das Vieh steht im Stall oder auf den Alpen, und auf den Wiesen wächst Gras, welches als einträgliches Heu gesammelt wird, oder Getreide, das der Reife entgegen geht. Zwischen den Halmen, an denen eben die gelbliche-Blüthe hängt, tönt auch der Ruf der Wachtel und auf den Mooren wandelt der Reiher. Nirgends sieht man eine Flöte, einen Hirtenstab, einen Becher — kein Evander oder Tityrus liegt unter dem Säuseln (dem Psithyrisma) der Buche — wir sind nicht in Arkadien, sondern in einem Lande, in dem die Schrannenpreise höher beachtet werden, als die zwanglose Liebe hingebender Schäferinnen.

Im Wirthshause klagen die Ingenieure, welche die Eisenbahn auf Dämmen über den Moorgrund führen. Es

ist ihnen zu langweilig da. Sie fühlen sich als Verbannte. Das einzige angenehme Geräusch in der pastoralen Landschaft ist ihnen das Rasseln des Post-Omnibus, der Zeitungen oder Briefe bringt. Am Abend spielen sie oder zählen die Regentropfen an den Fenstern oder klimpern auf einer verstimmten Guitarre. Das Kanapee wird unentbehrlich; man streichelt die Hunde, politisirt und trinkt ein Glas abgestandenes Bier nach dem andern. Aber ihre Qual ist nur mehr von kurzer Dauer. Bald kommt der Dampfwagen auf festen Schienen heran und dann ist ihre mühselige Aufgabe gelöst.

Zwei Stundensäulen stehen noch zwischen hier und Weilheim auf der staubigen Straße.

Es wird finster und ein langweiliges Schwirren der Abendluft geht durch die langweiligen Chausseebäume. Vor uns sind dunklere Stellen am Himmel, es ist das Gebirge, dessen Farben erlöschen. Der süßliche Hauch der Getreidfelder tränkt die Luft. Ihre Schichten fließen rasch über einander hin; die warmen rinnen über die kalten, bis sie sich in der Kühle der Nacht ausgeglichen haben. Am Alpenrand ist dies Wallen der abendlichen Lüfte empfindlicher. Wer es noch nicht empfunden hat, wird sich wundern, wenn es ihn bald kalt, bald lau, bald warm anweht. Es wird ihm das eine Weile vielleicht Gelegenheit geben, sich mit dem Wechsel der lautlosen Dunkelheit zu unterhalten.

Doch sieh! dort strahlt ein heller Stern. Er dreht sich, er stürzt. Ein zweiter erhebt sich von der Erde in die dunkle Luft, Farben sprühen — ein leises Krachen, auch er verlöscht. Undeutliche Klänge bringt der Wind mit — es ist eine Stadt, der wir uns nähern, und in

dieser Stadt wird ein Feuerwerk abgebrannt. Wem zu Ehren? Vielleicht wird einer der königlichen Beamten versetzt, dem die dankbaren Bürger ein Abschiedsfest feiern. Vielleicht gibt es einen neuen Landwehrmajor — aber welche Möglichkeiten schließt unser bewegtes Leben nicht alle ein! Glücklich fürwahr sind wir zu preisen, das wir einem großen Volke angehören, das über die Thaten seiner Söhne unendliche Feste feiern darf. Die Böller, die Flaggen, die rothen Sonnen, die Feuerigel, die Blechmusik und das vaterländische Lied aus sonorer Mannesbrust, bedeuten sie etwa nichts? Welche Nation dieses Erdballs wird vom Schicksal zu solch vielfacher Feier herausgefordert?

In dieser gehobenen patriotischen Stimmung erreichte ich das Thor, welches noch zwischen braune alte Mauern eingezwängt ist. Aus einem benachbarten Bräuhaus fiel der bleiche Schein einer Lampe auf die Mauer, an welcher ein rother Zettel angeklebt war. „Allen Antoni zu Ehren veranstalte ich heute in meinem Sommerkeller ein brillantes Gartenfest mit Blechmusik und Feuerwerk“. Es war der Collectivnamenstag aller derjenigen, welche ihre Mutter, die Kirche, nach dem ehrwürdigen Asceten von Padua getauft hat. Eben begann die Musik wieder: „Was blasen die Trompeten? Husaren heraus!“ schmetterte es durch Weilheims schlecht gepflasterte Straßen. Bald ging die Melodie in das Lützow'sche Reiterlied über, und man hörte unter den Fanfaren die Stimmen gewaltiger Degen, welche den Refrain von der „verwegenen Jagd“ begleiteten.

Die Musik und die Chöre dauerten fort, als ich das Gasthaus erreichte. Vor ihm rieselt ein mit Quadern eingefaßter Bach über die Straße, ein erfreuliches Geräusch für den, welcher müd von einer bestaubten Straße ankommt.

Es rauscht, es plätschert — es liegt im Ton schon eine Erfrischung. Laute Brunnen sollten vor jedem Hause sein, in welchem nach heißen Sommertagen ein Fremder rastet. Aus diesem Murmeln weht ein sänftigendes Kühlen, ein wohlwollendes Einschläfern.

Die Bauern, die in der „gemeinen" Stube saßen oder lagen, brauchten diesen sublimen Nervenreiz nicht. Es war qualmig heiß und manche schnarchten. Der eine sprach für sich hin — es war der Schnaps, der einen Monolog hielt; der andere schmierte wunde Stellen an seinen Füßen mit Unschlitt. Im Honoratiorenzimmer waren die Spitzen der officiellen Welt und der Municipalität mit bläulichem Rauch umhüllt, der sie den Blicken des heraußen kauernden Pöbels entzog. Ich zog es vor unter diesem zu bleiben. Der Eintritt eines Fremden ist ein Ereigniß, welches sogar den Tarok unterbricht und bald lehrt ihm die scheue Mißmuth unbeweglicher Gestalten, daß er sich hier so ruhig verhalten muß, wie der jammervolle hölzerne Christus, der aus einem Glasschrank unter der Uhr schaut.

Kellnerinnen kichern und erzählen sich, an einander vorüber huschend, abgerissene Geschichten, die krampfhaft lächerlich sein müssen. Der Hausknecht kommt, stellt seine Laterne auf den Tisch und gähnt und gähnt wieder. Die Handwerksburschen bezahlen ihr Schlafgeld im Voraus; der älteste unter den dienstbaren Geistern sitzt vor einem ungeheuern Haufen Scheidemünze, den er mit schlaftrunkenem Kopfnicken zählt. Die Bauern gehen und segnen sich mit Bespritzung aus dem Weihwasserkessel, der neben der Thüre hängt. Es ist aber schon seit Jahren keine Flüssigkeit mehr darin, sondern nur ein gelber Staub. Dieser Staub ist der Niederschlag aus dem längst verdunsteten Wasser, in das

einst schmutzige Hände tauchten. Schlüssel klirren und Thüren gehen — legen wir uns nieder.

Weilheim ist ein altes Städtchen. Es wird von Mauern und einem Stadtgraben umgeben, in dem jetzt blühende Gewächse stehen. Die Steine sind vom Grün überwuchert. Die friedliche Periode des neunzehnten Jahrhunderts, in welchem nicht mehr so viel geplündert, verbrannt und gemordet wird, fördert nicht nur die Thätigkeit der Hirnfaser, sondern auch das Gedeihen der Gewächse. In diesen Gräben stand früher Wasser — damit Schweden, Kroaten, Franzosen und andere Völker nicht darüber konnten; auf den Mauern oder hinter ihnen sah man walzenförmige Karthaunen. Jetzt schimmert unten die hochstämmige Rose und statt des Mordgeschützes lauert irgend ein Dachkater zwischen dem Epheu versteckt auf Vögel.

Den Gräueln vergangener Zeiten setzten die Weilheimer ein Denkmal. Es ist das eine Säule, welche zum Andenken an die Krieger errichtet ist, die in den vielfachen Händeln der baierischen Herzöge, Churfürsten und Könige ihr Leben verloren. Der Obelisk, den ein griechischer Helm bedeckt, trägt eine Inschrift. Ein solches Denkmal ist eine patriotische That. Die Weilheimer sind patriotisch, und wen sollte das wundern? Zeigen ja doch alle oberbaierischen Städtchen und Märkte denselben unverkennbaren Zug und eine, wenn auch nicht opferbereite, doch derb ausgesprochene Vorliebe für die Vorzüge der Dinge innerhalb der blauweißen Grenzpfähle. Hier ist der Heerd dessen, was man im übrigen Deutschland den baierischen Particularismus

nennt. Die kleinen Bürger sind loyal, die eigentlichen Bauern sind es minder. Und diese Thatsache ist leicht zu erklären. Wir haben in Deutschland keine Regierung, keine anderen Zustände, welcher dieser Kaste gegenüber den Massen bis jetzt soviel Schutz verliehen, als die baierischen. Seit langer Zeit wurde sie durch Privilegien und Zwangsmaßregeln der verschiedensten Art gegen die strebenden Kräfte armer Teufel vertheidigt. Altbaiern war ein Land halbbürgerlichen Bauernthums. Das kräftigt die Vaterlandsliebe derjenigen, welche Vortheil davon haben. Drohen dagegen, wie in unseren Tagen, gefährliche Neuerungen, welche der böse Weltgeist auch in diese Marken dringen läßt, so ereignet sich manchmal das Gegentheil.

Die bevorstehende Einführung der Gewerbefreiheit z. B. hat einige der gesinnungstüchtigsten Orte so weit gebracht, daß sie offen von der Aufkündigung ihrer altbewährten „Baierntreue“ sprachen.

Die braven Leute werden wohl noch belehrt werden. Doch dürfte die Zeit jener Säule, sowie der unvermeidlichen Mariensäule, welche Weilheim wie viele Städtchen, Baierns besitzt, für immer vorüber sein. Ihre Grundsteine werden unterwühlt und in späteren Jahrhunderten mögen sie den Vorübergehenden so unerklärlich vorkommen, wie die rothen Syenite von Arsinoe oder Heliopolis dem Moslem, der an ihnen staunend vorbeipilgert. Alles hat seine zugemessene Zeit; warum nicht auch die Einfalt und der selbstzufriedene Glaube? —

Schon öffnet sich uns wieder die große Welt, die freie Natur. Wir stehen den Bergen näher; doch hemmen noch waldige Hügel den Blick. Die Straße zieht durch einen Gau, den man früher den Pfaffenwinkel nannte. Von

Benedictbeuern und Schlehdorf zog sich eine Kette reicher Klöster bis in die Gegend der Amper. Dort, gerade vor uns, liegt auf fetten Wiesen ein ansehnliches Gebäude. Wir dürfen gleich annehmen, daß hier ein Convent war. In der That wohnten Augustinermönche achthundert Jahre zu Polling. Sie waren reich und hatten viele Unterthanen, welche für sie arbeiten mußten. Ihre Gerichtsbarkeit war willkührlich und grausam. Unser Geschlecht glaubt es nicht mehr, was jenen zu thun erlaubt war.

Lassen wir sie in Ruhe; sie sind Asche — ihre Abtei aber ein Bräuhaus.

Zwischen den Hügeln rauscht es von Wassern. Sie suchen sich durch die Gehölze einen Ausweg. Sie werden schon lebendiger, weil ein Boden beginnt, der bald steigt, bald fällt. Da siedeln sich gern Mühlen an; in jedem Thalgrund plätschern triefende Räder. Ein solches Mühlenbild, wie es auf jeder Gemäldeausstellung zu sehen ist, zeigt das Dorf Etting. Die Idylle eignet sich besonders zum Bild. Eidyllion heißt auch weiter nichts als „kleines Bild". Vor einem solchen stehen wir. Ueber dem quirlenden Mühlenbach erheben sich Hügel; zwischen ihre Fichtenwipfel hat sich das tiefe Blau der Berge eingeschoben. Weiße Müllerburschen mit mehligen Gesichtern und verschränkten Armen stehen unter der massiven Thür. Die Räder pochen und der bretterne Boden zittert. Sie schauen in die Höhe nach den Wagen, die auf der Landstraße vorüberrollen oder stechen mit Stangen vor den Rechen, um das Röhricht wegzuziehen, welches der Bach aus den moorigen Schluchten heranschwemmt. —

Vom weiteren Lauf dieser Straße ist nicht mehr viel zu sagen; denn sie läuft eintönig auf und ab.

Endlich stehen wir vor Murnau — dem Eingang zum Hochgebirg.

Betrachten wir uns die Landschaft. Dazu ist es nothwendig, eine kleine Anhöhe zu besteigen, welche einen Steinwurf östlich vom Markt liegt. Die Stätte heißt: Am Eichholz und sieht aus, als ob dort einmal ein Galgen gestanden wäre. Die Klosterherren ließen ihn selten feiern und unzählige Mal loderten die Scheiterhaufen mit alten Weibern, den sogenannten Hexen. Dort stehen vier große Bäume und in ihrer Nähe ein Gartenhaus, auf dessen Dach der freundliche Besitzer den Zutritt erlaubt.

Das erste, was uns auffällt, ist: die Alpen sind nicht mehr blau, sie sind grün, grau, braun geworden, je nachdem sie von Pflanzen bedeckt sind oder das Gestein nackt daliegt. Die duftige Verklärung des Fernen ist verloren — wonach wir gestrebt haben, das greifen wir mit den Händen. Das himmlische Blau, in welches sie sich für die Weite kleiden, hat Farben Platz gemacht, die wir an allen Dingen zu sehen gewohnt sind. Es verhält sich zu diesen, wie die Sehnsucht zur nüchternen Erfüllung. Der wackere Mann unten hat uns verheißen, daß wir von hier drei und zwanzig Kirchen sehen würden. Aber wir zählen sie nicht — wir schauen nach den Bergen. Die Kalkwände, deren größte Erhöhung Zugspitze heißt, sind selten von schwerem Gewölk frei, welches der Anziehungskraft der schweren Steinmasse folgt. Diese Wolken, die in der Luft schwimmen und sich an ein solches Gebirge lagern, gleichen dem Kork, der sich an den Rand einer Wanne bald anschmiegt, wenn man ihn auf deren kleine Wasser-

fläche setzt. Sie nisten gar zu gern zwischen den unwirthlichen Zacken, die dichten Nebel. Der inselreiche Staffelsee blinkt im Westen; vor uns kräuselt sich der kleinere Riegsee, eine Pfütze zwischen feuchten Gräsern — ohne Waldufer, ohne Zu- oder Abfluß, ein Tümpel, von Quellen genährt, die Niemand sieht.

Hier muß man stehen, wenn sich die Wolken langer Regentage mit einem Mal verziehen.

Es wird Abend. Die ganze Kette der Alpen ist oben mit einem funkelnden Band, frischgefallenen Schnee, besetzt. Die Helle sticht dich in die Augen. Die Sonne tritt aus dem westlichen Gewölk und nun läuft, wie die bläuliche Flamme am Schwefelfaden, blitzschnell ein zündendes Licht von den Spitzen des Untergangs zu denen des Aufgangs, daß sie alle mit lodernder Gluth zu brennen scheinen. Ein unendlicher Lichterchor antwortet dem fallenden Gestirn. Aber auch die jähen Felsen an der Alpspitz und solchen Abstürzen, an denen sich kein Schnee halten kann, blenden wie die lautere Flocke vom Himmel. Diese Beleuchtung muß etwas Furchtbares feiern — vielleicht die Schrecken, die in den Alpen versteckt liegen — die Verwüstung, welche ihre Ströme unter die Menschen senden. Wer weiß, wessen Gedankens Ausdruck dieses Geflimmer ist.

Aber das Entzückende wie das Unheimliche verschlingt der nächste Augenblick. Im Zenith stehen schwarzgraue Wolkenballen, unten haben sie die Farbe des Kupfers. Diese Kupferhaufen senken sich immer tiefer, tiefer — jetzt stoßen sie auf die Bergrücken — jetzt umfassen sie die beschneiten Ränder. Das weiße Band ist von den rothen Dünsten versteckt. Die finstern Felswände aber — die Regenluft, macht sie dunkel — erscheinen nun als unermeßliche Kohlen-

meiler, über denen das Kupfergewölk als ein verwirrter dunstiger Brand liegt. So brennt Surturs Flamme, wenn die Riesen aus Muspilheim Asgard vernichten und die Himmelsbrücke zusammenstürzt. Aber auch diese dumpfe träge Flamme vergeht. Das trübe Roth wird vom nachschiebenden Schwarzblau des Gewölkes herabgedrückt und endlich ist mit dem Hinabtauchen der Sonne auch dieses hohe Schauspiel in ein Nichts verschwunden.

Nicht minder seltsam erscheint von hier das **herannahende** Gewitter. Im Westen hat sich schon eine einförmige Regenfläche vom Himmel auf die Erde gesenkt. Sie ist grau aber von der dahinter stehenden versteckten Sonne wie ein Milchglas erhellt, daß ein fahler Goldschimmer schwach durchleuchtet. Ueber uns stehen schwarze Wetterwolken, auf dem Gebirg liegt Aetherglanz, wie weinfärbiger Topasflimmer, und die Abhänge sind in tiefen Indigo getaucht Die obersten Spitzen glänzen in überirdischer Klarheit; von der Zugspitz bis zum Wendelstein erscheint das Emporragende in der Farbe der Zimmtrose, das mehr Niedrige und Versteckte in greller Finsterniß. Wie flüssige Metallströme rinnen über die Schneefelder und kahlen Hochfirste Lichter, welche kein Prisma kennt — jähe Mitternachtsblitze in still gelagerte Seen verwandelt. Aber der Vorhang fällt rasch — menschlichen Augen gewährt dieß Schauspiel ein seltener Augenblick. Es sind Erinnerungen, die der Erdball aus titanischer Vorzeit hat, wenn ihn auf seinen Alpen solche Träume anwandeln. Damals hat es Niemand gesehen und Wenige sehen es heute. Denn die grauen Wülste der Wolken senken sich — der weingelbe Aetherstreifen über den Jochen wird schmäler. Jetzt ist eine graue Leinwand vor dir aus-

gespannt, auf welcher die elektrischen Funken hin und her zucken. Es ist nicht der Zwischenactsvorhang, der gesunken ist — das Schauspiel ist für heute geschlossen, denn bald verschwinden auch die östlichen Firste hinter dem Gewitter, das von nun an in stürmischen Stößen rast, und die blinkende Fläche des Staffelsees so verwüstet, daß du meinst, es liege in jener Mulde der verwitterte Thonschiefer eines Hochjoch-Thales. Morgen, wenn die Sonne im Osten steht, erscheint dir das zertrümmerte Asgard dann vielleicht wieder wie Forsetes augensänftigender Friedenspalast, der klare Glitnir, der auf goldlichten Säulen steht.

Heute aber, lieber Leser, ist ein gewöhnlicher, ein recht gemeiner Tag, wie fast alle Tage und Dinge der Welt. Das Ettaler Manndl schaut von Wolken und dämonischen Lichtern unbehelligt ins Land und erfüllt die Mission, welche ihm ein patriotischer Dichter zuschreibt:

Ob der Boar no' treu sein Herrn und Land,
Drum schaugt 's Mannl so umanand,
Und wur's anders, na pfüt di' Gott,
Nacha kemmet wohl a großi Noth.

Das Ettaler Manndl ist ein hervorragender Felsenblock auf einem Grate, der 5023 Pariser Fuß über das Meer sich erhebt. Wie viel Aehnlichkeit er mit einem „Manndl" hat, darüber wird Jeder im Klaren sein, der sonst in den Bergen versteinerte Riesen, Jäger und Ritter gesehen hat. Die bewaldeten Berge, die unter ihm liegen, waren sicher einst der Uferrand des großen Loisachsees, als dessen Lacken die genannten Wasser zurückgeblieben sind. Die Loisach selbst fließt noch immer, gegen große Blöcke stäubend, heraus und hat die meergrün-vergißmeinnichtblaue Färbung

seichter Alpenströme, wenn sie noch nicht zu entfernt von ihrem Ursprung sind. Die grüne Matte am Fuße des Heimgarten bezeichnet die rossenährende Trift von Schwaiganger und das blassere Grün im Süden das undurchdringliche Murnauer Filz. Eine blendende kreisförmige Wolke hängt ober der Zugspitz. Diese selbst steht im Schatten. Die Wolken jagen vom Nordwind getragen hin und her. Die Bäume im Eichholz rauschen und die Glocken des Marktes läuten. Eines der ersten Häuser, an dem wir im Hineingehen vorüberkommen, ist eine Niederlage von Todtenkränzen.

Der Staffelsee ist eines der freundlichsten Gewässer des Hochlandes. Im Süden fallen hohe Berge in seine Fluth, deren Fels mit Gras und Wald üppig überkleidet ist. Sonst umgeben ihn Hügel, im Norden verlauft er in eine Fläche. Von dort aus muß man ihn betrachten, wenn das Wasser und die schönen Berge ihre Wirkung thun sollen. Am Strande des einsamen Seehausen nimmt uns ein Schiff auf. Dieses, wie die andern Fahrzeuge auf dem See, ist flach und lang. Für das friedliche Gewässer, dessen Wellen durch sieben Inseln gebrochen werden, mag eine solche Form wohl gut thun, auf der lebendigeren Fluth des Würm- oder Ammersees dagegen wäre der Kahn zu leicht. Der See ist seicht und trübe — seine Bewegung ist auch bei starkem Winde keine heftige. Ein Weib lenkt gewandt die Ruder, daß sie den leichten Kahn rasch über die unschädlichen Wellen treiben.

Aus der grünlich-braunen Welle schauen flache, mit Schilf bewachsene, Schlammbänke. Eine solche ist die

schmale Fläche der St. Jakobsinsel, auf welcher selbst der nur wenig in die feuchte Fläche eingesenkte leichte Nachen vom Schlamm gehemmt wird.

Die Sage, welche die Inseln des Staffelsees mit heidnischen und christlichen Alterthümern bedeckt, versetzt auch auf die Rohrbüschel eine uralte Kapelle zum heiligen Jacob.

Einen Steinwurf weit davon entfernt liegt der eigentliche „Wörth", d. h. Insel, im trüben Wasser. Auf diesem erheben sich grüne Hügel und einige Gebäude. Es ist das einzige bewohnte Eiland des Sees. Die andern sind klein und tragen nur Weiden, Birken und Röhricht.

Die mattenreichen hohen Berge, welche den Süden abgränzen, ragen ins Oberammergau. Die Bewohner unserer Ufer nennen die hervorragendste Spitze den „Höheren". Von diesem hohen Giebel senkt sich der Blick gern wieder zur Tiefe, der beweglichen Fläche, auf welcher der Nachen schaukelt. Vor wenigen Stunden, am Nachmittag, wimmelten unzählige Lichter auf den winderregten Wellen; jetzt ist es Abend und die Myriaden dieser kleinen Blitze sind vor der untergehenden Sonne in eine kreisrunde Fläche zusammengeflossen, welche dich blendet. Dagegen wird das andre Wasser dunkel. Dort bricht ein anderer Strahl durch goldgraue Wolkenbänke; er beleuchtet die Wasserdünste, die zum Himmel reichen, die Sonne „zieht Wasser". Von den oberen Matten jauchzt eine Stimme und dort durchzieht ein Kahn den See, der mit grünen Zweigen beladen ist. Birkenstämmchen sinds, die zum Frohnleichnam, dem Antlaß, gefahren werden. Dieses ist das Hochsommerfest und bedarf grüner Bäume.

Dort am Oststrande liegen große abgeschälte Stämme. Sie sind im Winter von den Bergen herab und über das

dicke Eis des Sees gebracht worden. Jetzt warten sie auf den Wagen, der sie nach der Ramsau führt, dem tiefen, stillen Hochmoorfluß, dessen dunkelgrüne Wasser unmerklich nach der Loisach rinnen. Von dort erreichen sie die Isar und die betriebsame Welt.

Auf dem fetten Boden des seichten Sees gedeihen die Fische. Hechte, Rutten, „Aitling" und „Praxen" tummeln sich in Schaaren herum. Es sind in diesem Sommer (1865) Fischzüge gemacht worden, deren Gewicht zehn Centner betrug. Selbst der edle Saibling soll den See bewohnen, und wo die Ach, der Ausfluß des Sees, das stehende Gewässer verläßt, will man ihn nicht selten gefangen haben.

Die Wälder im Süden sind wildreich. Unberufene Schützen sind deßhalb keine Seltenheit. Selbst von einem Schiffe im See aus suchten einzelne besonders Listige ein Reh oder einen Hirsch zu erlegen. Aber die Jäger des Grafen Quadt sind vorsichtig.

Steigen wir an diesem Ufer ans Land. Es ist buschig und zwischen den Haselstauden blüht die duftende Spiräa. Eben läuten die Glocken, welche das morgige große Fest verkünden.

Wenn wir den Markt betreten, sehen wir frisches Gras über die groben Steine ausgestreut. Schon stehen überall an den Thüren kleine Baumstämme in hölzernen Kübeln. Das wird aber Alles morgen noch viel feierlicher sein.

Im Gasthaus zur „Post" ist eine der freundlichsten Herbergen des Hochlandes. Man begegnet einem regen Verkehr von solchen, die nach den Bergen gehen oder aus ihnen kommen. Die Lampen brennen hell am geselligen Abend und das Gespräch flackert von einem Abenteuer der Reisenden zum andern. Drei Meilen sind es von den

Sümpfen des Staffelsees bis zu den Schauern einer unvergleichlichen Gebirgswelt; deshalb ist hier das Thor der Ein- und Ausgehenden. Jene legen Karten auseinander und berathschlagen sich mit den Umsitzenden; diese, oft an gebräunten Gesichtern kenntlich, sprechen von Seen, Wasserfällen und luftigen Berghöhen.

So geht der Abend in die Nacht hinüber. Dießmal weckt uns am Morgen lärmende Janitscharenmusik. Die Bande der königlich baierischen Landwehr durchzieht die steile Marktstraße mit klingendem Spiel. Dabei kann Jeder, der sich für die Geschichte dieses ehrwürdigen Instituts interessirt, vergleichende Studien machen. Es sind alle Uniformen vertreten, welche das wackere Corps seit fünfzig Jahren nach und nach getragen hat. Der lange und der kurze Rock, der Tschako und die Pickelhaube, Mützen und Federbüsche bewegen sich neben einander einträchtig in Reih und Glied. Unter den Tschakos unterscheidet man wieder zwischen schwarzen und rothen. Bis jetzt wurde meistens getrommelt, — bei dem Hause des Herrn Bürgermeisters angekommen aber fällt ein rauschender Marsch ein. Diese Ehrenbezeigungen sind wohlverdient. Kann sich der Lenker eines solchen Municipiums auch nicht über eine Geschäftslast beschweren, wie weiland ein Gonfalionere von Lucca oder die Duma von Moskau, so ist doch zu bedenken, daß es keine kleine Aufgabe sein mag, von Stunde zu Stunde aus einem andern Fenster seines Hauses auf die Straße zu schauen.

Bald nach dieser Ovation beginnen die kirchlichen Feierlichkeiten auf der Gasse. Es ist Zeit, daß wir uns auf den Weg machen. Schon ist Alles festlich geschmückt. Heiligenbilder in Oel, Kupferstich, Steindruck werden vor

die Fenster gehängt; Teppiche aus dem Allerheiligsten des „schönen“ Zimmers zieren die Außenwände. Man tritt nur auf Gras und Blätter und vor dem vielen Läuten hört man sein eigenes Wort nicht. Weißgekleidete Jungfrauen stehen auf der Gasse neben der Bahre, auf der irgend eine silberne oder hölzerne Mutter Gottes ruht. Dort steht auch ein heiliger Joseph mit dem Lilienstengel und wartet, bis ihn die Schultern zarter Jugend nach einjähriger Rast wieder spazieren tragen. Auch Handwerksgesellen warten mit ihrer Fahne um sich an dem Umzug zu betheiligen, dessen Fehlen einst die Lücke im hellen Mond der Kirche war.

Noch ehe die Böller krachen, welche das erste „Evangelium“ verkünden haben wir das Ende des Marktes erreicht. Schaaren von Männern, insbesondere aber von Weibern, kommen im schönsten Anzug, den sie besitzen, herauf von den vielen Höfen des Berglandes um dem Antlaß beizuwohnen. Letzere tragen große Pelzmützen, seidene Tücher und Goldschmuck in der Brust; in der Hand halten sie ein Gebetbuch und ein frischgewaschenes Sacktuch, welches nach dem Format des letzteren darüber zusammengelegt ist.

Die Atmosphäre scheint dem hohen Fest nicht günstig; über die Giebel und Grate haben sich Wolken herabgesenkt. Sie sehen aus wie hohe Stirnen, auf denen die gemeine Sorge ruht. Nichts wird vom überirdischen Glanz der Firste gesehen. Alles brütet und im großen Schweigen rauscht nur die Loisach an den Waldhängen. Das große Eschenloher Moor bewegt kein Lufthauch; die unzähligen lanzenförmigen Ried-Blätter rühren sich nicht. Nun aber beginnt das Dröhnen des entzündeten Pulvers, welches das Fest der Hostie begleitet. Der Lärm wird von den Bergwänden

wieder gegeben — es rollt herüber und hinüber von den lauten Schlägen. Denn schon haben wir den Punct erreicht, an welchen die ersten Felsen der Kalkalpen in die moorige Ebene fallen. Wir stehen an der äußersten Linie des vieldurchschnittenen Walles, der sich jenseits wieder öffnet, um den Fremdling in ein sonniges Land zu entlassen. Wir sind in den Alpen, der Gränze des Nordens, der Schutzwand des Südens.

In Eschenlohe und auf seinen Felsen hauste einst ein Grafengeschlecht. Steintrümmer und Löcher auf dem „Festbühl" sind die Erinnerungszeichen an jene Ritter. In den Geschichtsbüchern steht allerlei von ihnen geschrieben. Wir aber setzen uns an den klaren Bergstrom, der über noch ältere Blöcke rauscht. Die Reisetasche spendet uns die gelbe Flüssigkeit, deren „Firn" den Gedanken zur Beweglichkeit der Welle antreibt. Es sind zwei Gewalten, die ihn von der scheinbaren Stätigkeit der umgebenden Dinge abziehen und ihn forttragen und fort, bis das Ufer der Erscheinung zurücktritt und er frei in dem Schrankenlosen wogt, welches keinen Grund und kein Ende kennt: es ist der Geist des Weines, welcher die Hirnfaser belebt, daß sie viele besondere Dinge gern zum wesenlosen Allgemeinen verknüpft, und die Flucht des Wassers, deren Eile durch das Auge nach dem Gehirn dringt und es mit unerklärlicher Kraft der Anziehung von dem Einzelnen weg zum Reich der Idee führt, das noch weniger eine Gränze hat, als der Ocean, in den auch dieser Bergstrom rinnt.

Jeder Kiesel schimmert durch das Wasser; es ist hell, wie die Luft über den höchsten Bergspitzen jenseits dieser grauen Wolken. Die lympha fugax erinnert an die anni fugaces. Laß sie fliehen! Rinnt doch in dir noch mächtig

der heiße Blutstrom und kannst du gleichgültig, wie der Dichter von Venusium, an das große „Meer" denken, über das wir „morgen" fahren müssen. —

Schon streifen wir mit der Hand wieder an alte Bekannte, die vielfältigen Lagen des Kalkschiefers. Hier hat sich der frühere Loisachstrom durchgerissen. Ueber seinem Geröll lagen jetzt grasreiche Triften; von diesen hallt das Läuten der Kuhschellen — es hallt auch aus den Bergwäldern und von den Abhängen, deren dunkle Föhren die Thiere verstecken. Das Gras wird kurz — wir gehen an einer Alpenwiese. Ungehindert steht die Distel da, ein Sammelplatz der Bienen und Hummeln. Vor drei Wochen sind die Gentianen im Flachland verwelkt; hier stehen sie noch da, in der Himmelsfarbe, eben aus den Knospen aufgeschossen. Das Rauschen der Loisach wird stärker, wie der Fluß, dessen Ursprung wir entgegen gehen, kleiner wird — denn das Thal verengt sich und das Summen unsichtbarer Wasser in Schluchten, die hinter den Wäldern verborgen sind, mengt sich in das wilde Rauschen hinein.

In Oberau lesen wir das St. Josephsblatt und den baierischen Kurier. Ersteres berichtet von den Wohlthaten, welche der Klerus dem katholischen Volk täglich und stündlich erweist, letzterer befestigt die vaterländische Gesinnung des Lesers. Durch die Fenster sieht man nur Berge — vor der Thüre erscheinen die ungeheuren Kalkanhäufungen, welche die umwölkte Zugspitz so hoch tragen, daß sie Niemand sieht.

Unvergleichbar schön im Partnachthale
Sind Alpinas Wunder anzuschauen,

sagt ein Poet im „Vaterländischen Magazin". Da man

sie aber jetzt nicht anschauen kann, wollen wir lieber hören, was die zwei am Brunnen dort verhandeln.

Der Eine blutet aus der Nase — es hat ihn ein Pfropfstück von dem eben abgeschossenen Böller verwundet. Der Brunnen ist der rechte Ort für solche Leiden. Die Nase ist hochaufgeschwollen und der Blutende jammert wehleidig; deßhalb sucht ihn auch der andere durch eine schöne Geschichte zu trösten.

— I hab mer's scho immer denkt, es geht no a so, und richti is a a so ganga. Z'freßn hab'n 's ihr z'ersch nix gebn und da is einganga schön stat, die Alt'. Aufs Kräutersammeln war's z'letzt bis am Würmsee draußen — nu und da haben's s'es im Wald gfundn, ganz dalechzt, und hat nacha nimma lang angstandn is hingwen a. I hab's gsehn auf'n Paradebett; d'Nasn is um a ganz Trumm 'rausgstandn und so zaundürr is zwischen die Backen gwen, als wia 'n Bock sei Mensch*). In Körbl habn's nix gfundn, als Thaubeer**) und an Zündelhut***), und ganz steckendürr is g'wen. Mit Bluama habens es a verzirt g'habt, dös Kräutlweib.

So ging die Schilderung noch eine Weile fort, bis die geschwollene Nase nicht mehr blutete. Dann lenkten beide ihre Schritte ins Wirthshaus. Mir aber erschien unter den Traumbildern der nächsten Nacht mehrmals eine ver-

---

*) Geiß.

**) Heidelbeeren.

***) Ein großer Baumschwamm (Feuerschwamm), annähernd in die Form eines Hutes, eher Barbierbeckens, gebracht.

hungerte Kräutersammlerin mit einer langen Nase, welche mit Rosen und dunkelm Mohn bekränzt war. Sie schien unbändig zu lachen und ich lachte lustig mit. Wir waren eben daran, mit einander zu tanzen, als mir ein heißer Strahl in die Augen fiel und der Morgen mich weckte.

Doch wir dürfen der chronologischen Ordnung der Reise nicht vorgreifen.

Vorläufig meinte ich, während ich weiter dahin schritt, die graue Nase der Verkommenen schaue manchmal aus den Wellen der Loisach. Es war aber immer nur ein spitzer Stein, den der Fluß zudeckte. Unterdessen betrachtete ich die hohen Kuppen, welche diese Straße vom Walchensee trennen und dachte nach, wie die Klüfte aussehen müssen, in denen sich seine schwarzen Wasser ungesehen durch sie durchzwängen, daß sie dort im „Wasserfall Kuhflucht" zur Erde stürzen, wo sie von allen besucht werden, die ein Reisehandbuch besitzen. Es ist aber nicht nothwendig, daß wir auch hingehen — denn wir werden noch viel schönere Wasserfälle sehen. —

Allgemach kommen wir ins Partenkirchener Thal. Ja, da thut es sich auf — eine Schwelle der Wunder. Durch Wolkenlücken scheinen jetzt Schneefelder. Manchmal zupft der Bergwind an den Nebeln des Kramer, daß sie einen Augenblick vom Gipfel ablassen. Schon begegnen uns wieder nackte Waden und Kniee. Der grüne Bergsack hängt auf der Schulter des herniedergestiegenen Jägers. Lange Schaaren Rinder ziehen nach den Alpen. Müdgehetzte Gäule keuchen und schleppen Touristen im Staube fort, aus deren Wagen grüne Schleier wehen. Die grünen Matten sind von Geröll und verschwundenen Bergströmen zerrissen; dort schaut eine Ruine, hier eine Kapelle von

schattenloser Höhe auf solche Verwüstung. Die neuen Häuser eines abgebrannten Marktes stehen weiß im Grün; am hohen Gestein dämmerts tief blau gegen die Wolken. Diese aber verhüllen trotzig die hohen Throne.

Am nächsten Morgen sitzen wir wieder am Ufer der Loisach. Sie durchrauscht, vielfach von Stegen überbrückt, den großen Markt Garmisch. Hier ist der Gebirgsstrom schon wieder um ein bedeutendes verkleinert; wir sehen daraus, welchen Beitrag ihm die Wasserfälle und versteckten Achen, deren Summen uns bisher begleitet hat, aus den Bergen zugeführt haben. Dagegen ist sie aber wild und laut — es ist eben ein Hochgebirgswasser und nicht mehr die geringste Aehnlichkeit besteht zwischen ihm und dem tiefgrünen trägen Fluß, der unter dem Namen Loisach aus dem Röhricht des Kochelsees fließt. In den Kochelsee rinnt ein Bergwasser; ihn verläßt ein zahmer Fluß, der genug gebändigt ist, daß ihn die in der Ebene draußen nicht zu scheuen haben. Auch wird dort die Welle noch durch unzählige Windungen gebrochen; die frischeste Kraft ermattet, wenn sie sich ewig durch zähen Widerstand abarbeiten muß. Dort unten ist sie wirklich das „liebliche Wasser“, wenn man lieblich für sanft und still nimmt, was unser Volk geneigt ist zu thun, weil es einem Menschen keinen höheren Lobspruch zu geben weiß, als den eines „stillen“. Hier aber ist sie nicht das liebliche, sondern das verheerende Wasser. Das sieht man, wie bei allen Achen, an dem breiten Streifen von mitgeschlepptem Kies oder aufgeschürftem Gestein, welcher das eigentliche Rinnsal begleitet.

Garmisch liegt in einem Thale, welches schmal genannt werden kann. Es ist zwischen die Wände des Warenstein und des Kramer eingekeilt. Doch muß man sich nicht vorstellen, daß kahle Felsen in die grüne Thalsohle fallen. Diese erheben sich, wie fast überall im Kalkgebirge, erst über bewaldeten Vorbergen oder grasigen Abhängen. Das öde Grau stützt sich so auf die Farbe des Lebens.

Im Garmischer Thal ist heute der Umzug, den wir gestern draußen gesehen haben. Gestern waren die Wolken so tief gehängt an den steilen Wänden und über den grünen Bergen, ihren Trägern, bis herab zu den Baumwipfeln, daß sich die Leute nicht hinauswagten. Sie dachten ein Regen könne ihnen die Festfreude verkümmern. Aber heute flattern die nassen Dünste nur um die höchsten Giebel. So haben sie sich aufgemacht und ziehen durch die saftgrünen Matten. Ein langer, langer dunkler Zug windet sich in Krümmungen auf Feldwegen. Die Böller krachen und ihr Rauch umwirbelt den hallenden Schlund wie die Wolken oben ihre gleißenden Giebel. Die Glocken läuten und wundersam tönt es von den theilnahmlosen Wänden. Zwei Ochsen sind von dem Schießen scheu geworden und stürzen jäh durch den umzäunten Hohlweg. Im selben Augenblicke hallt es aus der Mitte solchen Lärms von hundert Stimmen: „Heilig, heilig, heilig ist der Herr Gott Zabaoth!“ Was müssen diejenigen, welche das sagen, für einen Begriff von „Zabaoth“ haben? Mag für sie ein wunderliches Wort sein.

Die Jugend geht, wie billig voran. Kinder im Sonntagsputz machen den meisten Lärm; sie schreien unaufhörlich. Dann kommen „Jungfrauen“ mit Kränzen auf dem Kopf. Hierauf bewegt sich in ehrwürdiger Langsamkeit der „Himmel“,

ein Baldachin, unter ihm der Prister mit der Monstranz. Hier steigt auch Weihrauch auf. Dann kommen paarweise die Männer und hinter ihnen eine unabsehbare Reihe von Frauen, die bekannte große baierische Pelzmütze auf dem Kopf. So bewegt sich der Zug. Dazwischen klingt Posaunenschall und das Schmettern feierlicher Trompeten. Eben schweigen diese Töne wieder und nun erklingt es, am vernehmlichsten von den Weibern, in langgetragenem Athem: „Heilige Maria, Mutter Gottes, bitt' für uns arme Sünder".

Die schneetragenden Berge hallen wieder von dem mächtigen Geräusch. In den Büschen und Wäldern, wie an den Grasufern der Loisach läuten die Schellen weidender Kühe. Böller und Kirchenglocken, Echo und Kuhschellen, Posaunen und Beten dieß Alles wogt in unbestimmten Lauten von einer Felswand zur anderen. —

Die Bäche, denen man auf dem Wege begegnet, kennzeichnen die Wildheit ihrer Wasser durch tiefe und breite Betten, aus denen weiße Steine herausschauen und deren mit Schotter unbedeckte Ufer von üppigem Lattich bedeckt sind. Ein Hammerwerk pocht; das schnelle Wasser fließt, in viereckige Kästen eingefangen, den Rädern zu. Weiter drinnen, in der Klamm des Höllen-Thal aber, aus dessen Wänden der „Hammersbach" sich herauszwängt, klopft und pocht es noch von ganz anderen Schlägen. Dort rasen die aufgestauten Wirbel in finstern Schlünden gegen die harten Felsen; diese werden doch abgeschliffen und mit jedem Hunderttausend von Jahren mag die Bahn des zusammengedrückten Wassers zwischen ihnen immerhin um einige Zoll erweitert worden sein.

Wir sind kaum eine halbe Stunde von Wänden entfernt, die steil fünf- bis sechstausend Fuß von unserm Thal in die Höhe ragen. Hie und dort liegt in einer Rinne versteckt ein Schneefleck; das Uebrige ist einförmig grau und verwittert. Niemand kann solche Abhänge betreten. Der große Schneeferner des Höllenthales liegt hinter ihnen versteckt. Was diese Wände umgeben, von hier bis Mittenwald, über zwei deutsche Meilen im Durchmesser, ist eine riesige Anhäufung von Abgründen, Schnee, Wasserfällen, kleinen Seen — ein Wohnort der Wolken und der Einsamkeit. Wer sich damit abgeben wollte, den ganzen Stock des Wettersteingebirges, wozu ich die Zugspitze zähle, eingehend kennen lernen oder beschreiben zu wollen, brauchte dazu mehrere Jahre und könnte leicht einen dicken Band mit seinen Erfahrungen anfüllen.

Ganz nahe am Nord-Abhang dieses gewaltigen Bergzuges, hinter dem die Oede und die Schrecken beginnen, findet sich noch ein anmuthiger Fleck, ein letzter Streifen fruchtbaren Lebens. Um das Forsthaus zu Grainau blüht ein blumiger Garten und sein heiterer Besitzer, der Forstwart Maier, der launigste und liebenswürdigste Gesellschafter in den weiten Alpen, hat nur Nachbarn, die verdrossen und mühselig mit den ärgsten Nöthen einer menschenfeindlichen Natur ringen. Wie hinter seinen Pflanzungen das wilde Gestrüp beginnt, so hört mit dem Herrn dieses Hauses fortan die lebemännische Geselligkeit auf, die den einsamen Wanderer so wohlthuend anspricht. Es ist ein freundlicher Zufall, der an diese Gränze des Lebens ein Wesen von solcher Art angestellt hat. Hunderte von Reisende wissen von ihm zu erzählen — Schilderungen helfen nichts. Man gehe hin, lasse sich dort bewirthen und — lerne.

Wir wünschen seinem Garten in der Einöde Gedeihen. Er bedarf guter oder frommer Wünsche. Denn hier ist das Frostreich. Die Kälte ist mit einem Sprunge von den benachbarten Schneefeldern herabgestiegen und würgt die Blüthen, die halbreifen Früchte, die spärlichen Gemüse. Eine Nacht knickt die Blumen, daß sie schwarz vom Stengel hängen. Was Anderen ihr Fleiß lohnt, ist hier ein Glücksspiel, eine Willkür der Lüfte, die von den Giebeln herabfließen. Der Winter ist nicht unfreundlich — er ist schrecklich; der Frühing nicht launisch, er ist gar nicht da. Der Sommer wechselt mit heimtückischer Gluth und starrköpfigem Regen. Der Herbst liebt es, seine Berge in wunderbarer Klarheit zu umstrahlen oder sie tagelang in nassen Nebeln zu verstecken.

Der Weg verästet sich zwischen Blöcken, die in einem jungen Nadelwalde liegen. Es sind große, hellblinkende Kalktrümmer. Wer weiß, wie sie von den ungeheuern Mauern neben an, wo die eisigen Lüfte an ihnen nagten, ihren Weg hieher gefunden haben, wo sie zwischen Farrenkräutern stehen. Im feuchten Bergwald fackeln Nachts gern die Leuchtkäfer Das Weiße der Blöcke scheint im Dunkeln und auf ihrer obersten Spitze sitzt manchmal ein solcher Kerf, ein feuriges Juwel. Es wird finster und wir sind im Zigeunerwald und zu unserer Linken stehen Deutschlands höchste Kalkberge, in deren Klüften himmelblaue Wasser heulen. Nein, fürchte dich nicht, wir gehen nicht im Abendzwielicht — der Morgen strahlt uns und jetzt lösen sich auch die höchsten Kuppen aus den weißen Wolken. Aber über dem Schnee, den die Zinne trägt, ist noch etwas unendlich Höheres, das blaue Gewölbe, gegen dessen Spannung die Berge, die Aufberstungen der Planeten-Rinde so

winzig sind, wie der Käfer im Herzen der Rose, die uns als Andenken an des lieben Wirthes Garten begleitet. Die Blöcke, zwischen die sich oft unser wankender Fuß in diesem Waldgeheg einkeilt, sind auch nicht kleiner — denn Alles ist klein gegen jene Endlosigkeit, die aus der dunkeln Farbe über diesen Zacken schaut.

Wir gehen im Zigeunerwalde, sagte ich. Diejenigen, welche am Rande dieses Waldes oder am Ufer des daranstoßenden Eibsees wohnen, werden von den Leuten Zigeuner genannt. Es sind zwei Familien; wir sehen schon ihr Haus. Arme Leute kommen oft in Verdacht, von Zigeunern abzustammen, besonders wenn sie von anderen Menschen weit entfernt in so wilder Einsamkeit leben, wie diese Fischer am Eibsee. Ihr Ursprung verliert sich allerdings, wie der berühmter Königsgeschlechter, in die sogenannte Nacht der Zeiten, das heißt, kein Mensch weiß, wer die Vorfahren, wer die Gründer der Niederlassung an dem unwirthlichen Bergsee waren. Jetzt sieht man nur Folgendes.

Vor dem Haus steht ein Rudel Kinder, baarfuß, manche im Hemd. Einige davon sind hübsch, andere garstig und von diesen wie von jenen haben manche Züge an sich, die an das dunkle Wandervolk oder an die nicht weniger seltsamen Menschen erinnern, die an den Ostflüssen unseres Welttheils, in den Ebenen des fernen Ungarn, an den Niederungen der Donau, auf den unbekannten Steppen des russischen Reiches ihr malerisches Dasein zubringen. Vielleicht ist das nur Zufall — vielleicht bringen es ähnliche Lebensbedingungen, dieselbe Abgeschiedenheit, dieselbe Wildheit der umgebenden Natur mit sich, daß die Gesichter jenes übereinstimmende Gepräge bekommen.

Die zwei Familien, oder vielmehr die zwei Geschlechter, bewohnen ein Haus. Die linke Hälfte gehört dieser, die rechte jener Generation; die Hausflur ist ihre Gränze. Der Dualismus, aus dem solche ungemüthliche Trennung entstanden ist, zieht sich durch alle andere Dinge. Obwohl sie eng verwandt sein mögen — vielleicht in einer Weise, wie sie in Deutschland nicht sehr häufig angetroffen wird — sondern sie ihre Einnahmen und Ausgaben streng und scheinen, besonders in Geldsachen, wechselseitig nicht gemüthlich gestimmt zu sein. Der Wanderer läßt sich vielleicht Fische, Kaffee, Bier, Brod geben. Wenn er bezahlen will, kommt das Kind oder die Frau von diesen und sagt: Wir haben die Fische hergegeben, andere halten die Hände auf und schreien: Wir haben das Brod hergegeben, und so weiter, so daß derjenige, welcher etwas verzehrt hat, am Schlusse seinen Aerger Spießruthen laufen lassen muß.

Das patriarchalische Fischergeschlecht denkt vom Geldwerth sehr gering; aber die Wirkung davon ist umgekehrt, wie bei naiven Natursöhnen: sie können sich nicht genug verlangen. Im Ganzen würde es gewiß wohlfeiler sein, in dem ersten Hotel Münchens eine Table d'hôte mitzumachen, als hier unter freiem Himmel einige Bissen zu essen. Viele vornehme und fremdsprechende Gäste haben diese Art von Weltläufigkeit in einer Hütte zu Weg gebracht, bei deren erstem Anblick man meinen sollte, ihre Bewohner wüßten gar nicht, daß jenseits der Zugspitze und der „Thörln" auch noch Leute wohnen. Aber die Menschheit ist sehr gelehrig in solchen Dingen. — Der Eibsee, der vor ihrer Thüre liegt, ist so zu sagen, ihr Dasein. Er liefert ihnen die Fische, welche sie mit dem Netz und die Guldenstücke der Fremden, welche sie ohne Netz fangen.

Ein Weib mit ungeheurem Busen und starkem baierischen Gebiß rudert; ein Bursche steuert. Wir haben Zeit, den See zu betrachten. Die Landschaft dieses unheimlichen Gewässers ist kurz beschrieben. Im Süd und Südost sind es die grauen Felsen der Zugspitze und Genossen, die gerade hineinfallen. Ihre Farbe wird hie und da von Wolken und von Schneeflecken unterbrochen. Sonst sind überall hohe bewaldete Berge; hier dunkel, dort grau, das ist der Rahmen, der das Bild der stahlfinstern Fluth umgibt. Sie macht keinen großen, keinen erhabenen Eindruck — sie ist ein nächtlicher Tümpel unter grauenhaft öden Steinen. Wir fahren an einer Insel vorüber; es wächst kein Grashalm darauf. Der Eisgang des Frühjahrs und die Wellen haben ungeheuere Blöcke aufgespült. Diese liegen wirr darauf herum. Auf einer anderen Insel ist es etwas Rasen und einigen Stauden gelungen, sich festzusetzen. Dort wird gelandet, um das herkömmliche Echo zu hören. Ein eiserner Mörser liegt bereit. Bald kracht der Schuß und der Donner der Berge gibt ihm eine lange Antwort. Für Flachländer eine hübsche Unterhaltung — aber solcher Echos gibt es in den Bergen überall.

Wir werden noch einen See mit einander besuchen, an welchem diese in den Alpen gewöhnliche Naturerscheinung wirksamer ist, weil sie mit mehr Zungen spricht.

Der Mörser und sein Echo wird uns kalt lassen. Es ist vielleicht besser, den kurzen Aufenthalt auf dieser Insel den Zugspitzabgründen zu widmen, die man von hier vorzüglich gut überschaut. Unser Fernrohr zeigt uns manchmal kleine Vorsprünge an den Wänden — eine Sohle oder zwei breit. Diese Vorsprünge nehmen unsere Aufmerksamkeit deßhalb in Anspruch, weil sie einmal der

Schauplatz einer gräulichen Bergtour waren. Einem königlichen Jagdgehilfen in Garmisch und zweien seiner Begleiter fiel es, nachdem sie die Zugspitz auf gewöhnlichem Weg bestiegen hatten, ein, den Rückweg geradewegs nach dem Eibsee herab zu unternehmen. Es ist das ungefähr so, als ob Einer es wagte, von der Kuppel der Münchener Frauenkirche aus den Rückweg nicht mehr über die Treppe, sondern außen am Thurm herab einzuschlagen. Um sich das Zurückgehen nach dem Giebel unmöglich zu machen, sprangen sie sofort auf ein ungefähr 15 Fuß unter diesem liegendes Schneefeld. Von nun an war jede Reue ohnmächtig — es gab kein Zurückweichen. Sie mußten, wenn sie nicht erfrieren oder verhungern wollten, gerade hinab. Ich erspare mir die Beschreibung — es genügt, daß die drei auf ihrem Wege 43 mal glaubten, an der jeweiligen Stelle sei ihr letztes Stündlein gekommen. Drei und vierzig todtbringende Hindernisse boten sich ihnen dar — sie wurden überwunden. Ihre Freude als sie wieder horizontalen Stein unter sich hatten, war eine unermeßliche. Zerschunden, blutig, ohne einen Fetzen Kleider langten sie an. Ihr Entzücken war so groß, daß der eine derselben trotz der ungeheuren Müdigkeit seiner Glieder vor Enthusiasmus so hoch aufzuspringen vermochte, daß er ein Frauenzimmer in Grainau mit einem noch heraussstehenden Nagel seiner herunterhängenden Sohle gefährlich verletzte.

Erfahrene Bergsteiger dagegen, wie der wackere Koser in Garmisch, erklären ihr Herabkommen auf dem von ihnen angegebenen Weg für durchaus unmöglich und behaupten, sie müßten etwas weiter nordwestlich niedergestiegen sein.

Sei dem, wie immer — die Wände sind auch grausig, ohne daß das Blut dieser Kühnen daran klebt. Mir

schwindelt es von dem Hinaufsehen — obwohl ich auf dem festen Grunde dieser zuverlässigen Insel stehe, die einst den Schmugglern ihre Waare getreu bewahrte.

Es ist gut, daß uns diese Fahrt nicht sentimental oder enthusiastisch gestimmt hat, sonst bliebe bei der Landung der in der That hochprosaische Rückschlag nicht aus. Der „Schuß" kostet so viel, daß man mit dem darum gekauften Pulver, die zwei löblichen Fischerfamilien in halbe Zugspitzhöhe sprengen könnte, und die Schifferin berechnet den Eintrag, welchen die groben Ruder dem Lilienglanz ihrer Hände gethan haben so, daß sie sich leicht ein paar superfeine Glacéhandschuhe dafür anschaffen kann. Dann kommen die Alpenrosenbüschel sämmtlicher Kinder, die ihren Tribut fordern. Die Mütter sind so naiv-schlau, daß sie die „unverschämten" Sprößlinge abwehren. Der Eibsee ist nicht nur durch seine Zugspitz und sein alpengrünes Wasser eine Landschaft, von der die Touristenbücher versichern, daß sie mit den berühmtesten der Schweiz „wetteifern" kann.

Ueber die Abkunft dieser Trefflichen gehen die Nachrichten weit auseinander. Die Einen sprechen von Zigeunern, Slovaken oder dergleichen, die vor Zeiten sich aus dem Kaiserlichen herübergeflüchtet und in diesen Wäldern verborgen hätten. Andere lassen einfach österreichische Soldaten desertirt sein. Das kömmt aber nur von dem braunen und wilden Aussehen. Mehr Glauben verdient die Behauptung, daß hier seit undenklichen Zeiten Unterthanen des Erzbisthums Freising saßen, die sich vom Fischfang nährten. Als die Klöster aufgehoben wurden, behielten manche von diesen die Vergünstigungen, welche sie dem Vermögen des Klosters gegenüber besaßen. So mußte man ihnen z. B. eine Klafter Holz um vier Kreuzer abgeben —

weil es zu Klosters Zeiten auch so war. Aehnliches hat sich erhalten oder ist vom Staate später hin gegen Entschädigung abgelöst worden. —

Schon steht die Sonne niedrig am Himmel, wenn wir unsern Rückweg antreten. Schauen wir in die Höhe, so erblicken wir ein glänzendes Gewirr von Zacken, Wolken und Schnee. Drüben die Waldberge über der Loisach, der Kramer, der Hohe Griesberg, die Zunder Köpfel erscheinen in bläulichtem Dämmerschein. Die Schrofen zu unserer Rechten dagegen blenden so grell in grauweißem Licht, weil das Gestirn gerade auf ihre Wände fällt. Noch greller aber schreckt die Augen der Schnee im Abendstrahl. Ja der Schneefleck ist so hell, daß du meinst, die Sonne scheint ganz allein auf ihn.

In Garmisch und im Markte an der Partnach läuten die Abendglocken. Die heimkehrenden Rinder tränken sich noch an der klaren Loisach, wo sie ihr meergrünes Wasser auf das seichte Ufer hinschlägt, das mit fein zerriebenem Kies bedeckt ist. Dort stehen sie zwischen den Blöcken — das Wasser geht ihnen kaum über die Hufe — und trinken. Dann rennen sie mit betäubendem Schellengeklingel über die Brücke oder suchen auf den vielverschlungenen Wegen des Marktes ihre Ställe auf — hie und da noch ein Büschel Gras abraufend, was an einem Zaune gar verlockend hervorsprießt.

Der Wachsenstein glüht jetzt in der Lichtfülle, die vom Westen herüberschimmert. Ein Schneefleck scheint wie purpurnes Feuer in die Welt. Aber bald kriecht dieser seltsame Glanz langsam nach oben, weil der Heerd, von dem er ausgeht, die Sonne, sinkt. Dann zündet er einen andern Schneefleck an; auch diesen verläßt er wieder und schleicht

langsam, aber gut erkennbar, den höchsten Giebeln zu. Wenn er diese erreicht wird die Farbe höher — aus dem Purpur wird Karmin. Die hohe Kerze lodert noch einmal, ehe sie auslöscht. Dann aber springt er von ihr in den Aether hinein, der ihn nicht mehr zurückstrahlt. Vor unsern Augen flimmert's grün und roth. Und sieh, dort kommen Buben mit riesigen Büscheln von Alpenrosenblüthen im grünen bewimperten Laub. Sie waren heute den ganzen Tag auf hohen Jochen — es hat lange gedauert, bis sie solche Sträuße zusammengebunden haben. Auch an ihren Hütchen steckt Alles voll. Jetzt gehen sie nach Partenkirchen, wo sie hoffen, ein gutes Geschäft zu machen.

Um fünf Uhr Morgens liegt eine sonderbare graue Klarheit über den Bergen, wenn die Sonne so weinhell scheint, wie sie es thut, wenn ein Regen nicht mehr lange auf sich warten läßt. Auch fühlt dich die Luft schwül an und kein Thau hängt an den Gräsern, welche die Nacht nicht erquickt hat. Dann ist es nicht gerathen, einen hohen Grat zu besteigen, weil der spätere Tag die Höhe mit Nebel und Regen umhüllen, mit Schnee bestreuen kann. Noch ist der Himmel blau und nur an einzelnen Stellen des Gewölbes hängen Wolken, die unten dunkel schattirt sind. An anderen stehen heerdenweise Lämmerflocken, vom Südwind heraufgetrieben. Mancher wiche zurück — vertrauen wir dem Alpenkönig, daß er uns zulächelt — wir gehören ja zu den treuesten Verehrern seiner Majestät.

Auf dem Wetterstein glänzt wieder der Schnee. Aber jetzt leuchtet er in der Farbe des Goldes und der Glanz

steigt herab. Der große Schneeferner des Höllenthals schaut aus den grauen Wülsten des Bergzugs. Je näher wir den waldigen Vorbergen kommen, desto mehr sinken diese Riesen, wie der Glanz auf ihnen, hinab und bald sind sie hinter den Niedrigeren verschwunden.

Wir gehen an der Partnach hinauf. Sie fließt ruhig; ihre Wuth hat sie in der Klamm ausgeschrieen. Jetzt winselt sie zwischen dem Schilf versumpfter Ufer fort, wie ein Kind, das lange umsonst geheult und endlich seinen Wunsch doch nicht erreicht hat. Im Kalkschiefer, den die Fluthen zerschlämmt haben, sind Löcher mit Wasser ausgefüllt, winzige Tümpel — die Spuren von Kuhtritten. Hie und da rieselt und sickert Wasser; wir kommen in eine kühlwehende Schlucht. Ein undeutliches Rauschen verkündet die Nähe eines Wasserdurchbruches. Das heißt, unsere Karte oder unser Führer verkündet sie, denn so summen auch hohe Bergwälder, wenn die Luftströme von den Jochen über sie hinfließen. Der enge Pfad steigt auf, steigt ab. Tausende von Blumen halten sich an die Bergwände, weil ihnen der Hauch der Schlucht wohl thut.

Jetzt spült das Wasser nicht mehr am Schlamm oder lispelt über spitzigen Kies. Die Ufer sind felsig geworden. An solche schlägt die Welle unwillig, aber laut. Der Pfad muß sich steiler die Berghalde hinauf heben. Der Fluß ist verschwunden — er ist tief in der unsichtbaren Rinne, die uns vom andern Uferabhang trennt, den wir fast mit den Händen greifen können. Aber schon verräth er dem Gehör, was er dem Gesicht verbirgt. Wir wissen, was das bedeutet, wir sind in einer Klamm.

Eine schwindelnde Brücke leitet hinüber; jetzt sehen wir, was das Geräusch verkündete. In undeutlicher Tiefe kocht

eine Wasserrinne da unten, deren Farbe an die des Vergißmeinnicht erinnert. Die Höhe der Wände, welche den Fluß so zum Gischt zusammenquetscht, wird von den Wetterfahnen der höchsten Thürme uralter Dome nicht erreicht. An ihnen laufen braune, gelbe, schwarze Streifen hinab, bis sie in der Dämmerung der tobenden Wasser auslaufen. Ein unermeßliches Hammerwerk arbeitet da unten seit Aeonen. Wie der Schall von unzähligen schweren Schmiedhämmern — wenn es erlaubt ist, armes menschliches Geräusch mit dem Lärm der ungeborenen Titanen zu vergleichen — dröhnt es aus den triefenden Schlünden. Aber wir sehen hinab — Baumwipfel stehen noch neben und der Himmel über uns. Welchen Eindruck müßten wir empfinden, wenn es möglich wäre, in der Tiefe des Felsenrinnsals selbst einen jener Stege einzurammen, wie wir deren in anderen Klammen betreten haben. Da müßten die Ohren gellen und der Himmel zwischen den Wänden verschwinden. Die Schlünde des Schwarzen- und des Seisenbergs mit dem betäubenden Getös ihrer nächtlichen Sturzfluthen wären überboten, und die Felsverengung der Partnach würde in den Reisehandbüchern einen ganz andern Rang einnehmen. Aber ein solches Gerüste erforderte viele Mittel und Opfer. Es wäre eines Königs würdig, die Wasser und die Steine so von sich reden zu machen.

Hinter uns verschwindet die lichtblaue Rinne, es verschwindet endlich auch ihr gebrochenes Tosen. Stege führen uns höher den Berg hinan. Laubwald überschattet ihn und mächtige Wurzeln furchen den tiefen Humus. Bald kommen wieder Heuhütten und Wiesenwege an Abhängen, welche von Blüthen übersä't sind, welche draußen im Flachland die erste Sonnengluth schon längst verzehrt hat. Die

Haselnußstaude, deren Frucht in der Ebene sich zu bräunen beginnt, zeigt hier noch milchweiße Kapseln.

Aber wir folgen mit den Augen jetzt anderen Schauspielen. Ein ungeheures Thal hat sich aufgethan, über dessen waldigen Abhängen sich schneereiche Firste erheben. Der Wetterstein, die Drei-Thor Spitz, die Reinthaler Schrofen umspannen die tiefe Senkung mit einer drohenden unübersteiglichen Mauer. In der Tiefe strömt die Partnach, jetzt weiß und breit in üppiger Alpentrift, bald darauf himmelblau und kämpfend mit dem rohen Gestein. Der Glanz des Lasur-Lichtes und der ätherspiegelnden Reinheit erscheint ihr, wenn sie mit dem harten Stoffe ringt — in der Viehweide, welche die Ochsen nährt, bleibt sie seicht und breit.

Von Osten schaut der unfruchtbare Karwendel herüber — in der Tiefe dorthin wimmeln Linien, dunkel und grün. Es sind die menschenleeren Fluren der Elmau, durch die man sich Mittenwald nähert. Eine Kuppe des baierischen Hochlandes nach der andern kommt in die Sehlinie — es sind rundliche waldbewachsene Höhen, von deren Spitze grüne Streifen, Matten, die Forste durchziehen — oder schneegesprenkelte graue Schrofen, auf denen kein Halm wächst. Die Abstände und Vertiefungen sind mit bläulichem Dunst ausgegossen. Zwischen mancher Berglücke im Norden schieben sich in verworrenen Zügen Stücke des undeutlichen Flachlandes herein, welches im morgendlichen Glanze verschwimmt. Zu dieser Vedute sind halb kahle Schneeblöcke wie in der höchsten Schweiz, halb die anmuthigen Umrisse baierischer Waldalpen genommen und aus diesen Stücken setzt sich die Landschaft oberhalb des „Reinthaler-Bauern“ zusammen.

Hinter diesem versteckten Hause hallen wieder die Wasser aus dem unendlichen Kalk. Es verengen sich die Berge zu Pforten; es sind Pforten zu wüsten, schauerlichen Dingen, die in den zerrissenen Wänden liegen. Man dringt weiter und weiter in die Labyrinthe und nähert sich den innersten Geheimnissen dieses Gebirgsstockes. Bald kommen die „blauen“ Gumpen, Löcher voll geschmolzenen Schnees; dann liegt dieser selbst in grobkörnigen Schichten, von Spalten durchzogen, auf dem Plattach Ferner.

Wir folgen der herabrinnenden „Boden Lahne“, einem Bache, der in die Partnach stürzt. Bald sind wir im Wald, bald auf kurzem Gras. Unabsehbare Moderhaufen von Stämmen, welche das Wasser nicht mehr zur Tiefe schleppen konnte, liegen in dem steinigen Bett. Ueberall brechen Quellen hervor und versumpfen die Triften. Das Thal wird undeutlicher, die benachbarten Giebel treten näher, ihr Schnee wird heller. Auf jener steilen Wand stehen Männer; sie graben einen Brunnen in die Wasseradern des Felsens, daß die Kühe der hohen Alpe daraus trinken können. Mit dem freien Auge betrachtet stehen sie da wie niedrige Stümpfe neben den wetterliebenden Zirben. Sie jauchzen herab, daß es noch Minuten lang nachher von weit entfernten Abgründen schallt. Das Herz ist nicht stumm, wenn die Berge glänzen.

Hoch wuchert das Moos zwischen den Stämmen — „a schöns Mias geits do“. Junge Rinder klettern herum; ihre Schellen klingeln über alle Halden, so weit der Berg grün ist. Es ist „Geltvieh“. Dieses treiben die Hirten lieber auf hohe Weiden, weil die Jugend leichter steigt. Im vorigen Herbst waren alle diese noch nicht geboren. Sie haben bis jetzt ihr Leben im Stall zugebracht. Darum

kommt ihnen die Alpe ungewohnt vor. Sie fressen tagelang nichts, wenn sie heraufgetrieben werden, obwohl das Futter unvergleichlich besser ist, als das trockne Heu, das sie gewohnt sind. So macht es der Rekrut, wenn er in die Kaserne kommt und hier gesundes Fleisch vorgesetzt erhält, statt der trocknen Schmalznudeln seines Bauernhauses. Aber er thut es aus anderm Grund — es schmeckt ihm nicht, weil er Heimweh hat; diese aber sind zu dumm. Sie glauben nicht, daß ihre Speise auf dem Boden liegt, den sie mit Füßen treten; im Stall war sie vor ihnen in der Krippe ausgebreitet. Erst, wenn der äußerste Hunger sie gelehriger macht, geht ihnen ein Licht auf. Dann neigen sie die Köpfe zur Erde und fressen den ganzen Tag und die ganze Nacht fort.

Wir genießen heute das Vergnügen, daß sie uns heerdenweise nachlaufen und bittend anschauen. Denn es ist noch früh am Tage und der Hirt, der ihnen das Salz bringt, war heute noch nicht bei ihnen gewesen. Er steht gerade da oben bei einigen kohlschwarzen Hämmeln, die ihn mit gelben Augen vergnügt betrachten. Endlich kommt er herab Er hat eine Decke über sich, in deren Mitte ein Loch ist, aus dem er seinen Kopf heraussteckt. In einer Schürze trägt er Salz. Die jungen Thiere umdrängen ihn mit Liebkosungen. Jedem gibt er eine Handvoll in den aufgesperrten Mund. Seine Beine sind vom Knie an bloß. Strümpfe hat er keine; seine Fersen stecken nackt in Schuhen, welche mit einem eisernen Band eingefaßt sind, das hell in der Sonne glänzt. Er spricht eine Sprache, welche vielleicht von seinen Schutzbefohlenen besser verstanden wird, als von den neugierigen Touristen. Bald ist er wieder hinter den Latschen verschwunden.

Denn schon beginnen diese gruppenweis ihre Wurzeln in das Geröll zu schlagen, das nur noch an einzelnen Stellen Gras trägt. Ein Jochrand ist nah; die Jochränder des Kalkgebirges verwittern in Luft und Nässe. Sie werden scharf und ausgerieben, wie die Wand eines hohlen Zahnes. Sturzregen und Schneeschmelzen wettern sie ab und nehmen ihre losgelösten Bruchstücke, den „Gries", auf die Matten hinunter. Je breiter die Grieslager werden, desto näher kommt man dem abgeschärften Rand. Die eigentliche Alpenrose mit ihren lederartigen Blättern wächst hie und da aus den Trümmern; an vielen Büschen sind die Blüthen durch Nachtfröste verdorben. Der Stamm der Latschen wird dicker und fester; er kann jedes Jahr nur wenig zusetzen. Darum wird er gründlich und zäh. Dort schaut von einer Terrasse, welche ein dickes Latschengewirr trägt, ein Reh. Es ist selten, daß sich dieses Thier so hoch versteigt. Es fürchtet sich nicht vor uns; neugierig streckt es den flinken Kopf aus den Nadelklumpen und betrachtet uns ruhig, wie wir langsam heraufkommen. Schon beginnen wieder die uns von den Tauern her wohlbekannten Trichter. Die wunderlichsten Löcher sind durch den Kalk gewaschen und quälen die sich einkeilenden Füße. Oft müssen wir eine ganze solche Lage, deren Gestein aussieht, wie der Boden eines weiland Lattengefängnisses, auf dem Geröll umgehen. Gern rutscht die Spitze des Alpenstocks auf dem von den unaufhörlichen Wassern geplätteten Kalk. Die Rinder kommen nicht bis hierher; solchen Boden überlassen sie den genügsameren Ziegen. Auf einer fast unzugänglichen Kalksäule sitzt ihr halbnackter Hirt, ein zwölfjähriger Knabe.

Was thun diese Thiere da? Warum läßt man sie nicht

unten grasen, wo Alles üppiger steht und die Kräuter eben so saftig und wohlschmeckend sind? Diese Fragen hat Mancher auf dem Herzen, hält sie aber zurück, weil er sich scheut, sich nach dem wirklichen Grund einer so ganz bekannten Erscheinung zu erkundigen. Die Kühe auf den Alpen — das ist eine Sache, die man von Kindesbeinen an gehört hat, warum, darum, sie sind eben auf den Alpen. Wenn es einer noch nicht wissen sollte, hier steht es. Das Gras unten kann man leichter heimbringen, wo es zum Winterfutter dient oder verkauft wird. Um dieses zu sparen und zugleich das auf den unzugänglichen Matten befindliche Futter auszubeuten, treibt man die Rinder hinauf. So kommt dann das obere Heu im Herbst im concentrirten Zustand, nämlich im Muskelfleisch des Viehs, herab. Es ist eine bequemere Art es zu transportiren.

Man glaube aber nicht, daß sich jede Kuh für die Alpe eignet. Leute, welche ihr Vieh aus dem Flachland zur Erholung oder Auffrischung nach der Alpe schickten, sahen es im Herbst in einem elenden Zustand zurückkehren. Die kalten Nächte im Freien, die Stürme, der Schnee, das Herumklettern auf den Felsen — alles das verlangt eine eigene Race und erst nach Generationen gelingt es vielleicht, aus den Rindern der Ebene eine solche zu ziehen. Diese, im Stalle lebend, ähneln den Thieren, welche der zahme Zustand dumpfer, mastiger, mehr der Natur entfremdet gemacht hat. Man sieht das an den auffälligsten Unterschieden. Es ist bekannt, daß Thiere in wilder Ungebundenheit leichter und rascher gebären, als andere. Dieses erstreckt sich bei den Kühen sogar auf die Dauer der Schwangerschaft. Während Stallkühe nach 41 Wochen gebären, geschieht dieß bei Alpenkühen schon nach 39.

Freilich sind dann die Kälber nicht so kräftig und ausgetragen, wie bei den ersteren. Dieser Umstand mag ein Grund sein, warum in Tirol die Bauern sich nicht mit dem Aufziehen von Kälbern, sondern nur mit der Bereitung von Butter, Käse u. s. w. beschäftigen. Auch wird Jedem, der einmal in Tirol gegessen hat, der Unterrschied zwischen einem Tiroler- und einem baierischen Kalbsbraten aufgefallen sein. Ersterer war faserig, weich — dem Fleisch eines Kitzchens oder Spanserkels ähnlich. Der Stolz des baierischen Bauern dagegen ist das Kalb; er spart nichts, er füttert es sogar mit Eiern, um es muskulös zu machen.

Fragt man nun nach dem Preise, welchen man für die Aufsicht und Pflege dem Hirten bezahlen muß, so ist dieser wahrlich äußerst niedrig. Wer ein Kalb oder ein junges Rind zur Alpe gibt, vom dem verlangt der Hirt für den ganzen Sommer einen und einen halben Gulden, für einen Ochsen einen Kronenthaler. Hier kann man einen Blick in die Mühseligkeit eines solchen Lebens thun — zwischen Wolken und feuchten Nebeln, oft im Schnee, stets in rauher Einsamkeit: es ist ein hartes Dasein.

Genug nun von den Rindern. Wir nähern uns grauen Schrofen. Unser Fuß tritt nicht mehr auf Gras, sondern auf Geröll. Oft knarrt es unter den eisenbeschlagenen Sohlen; es ist die schmutzige Decke festgefrorenen Schnees. Die Wärme hat ihn fast zum körnigen Eislager zusammengeschmolzen. An vielen Stellen der grauen Felsen ist er verschwunden und an der Stelle wo er gelegen war, breitet sich hart am Strande des noch übrigen Schnees eine Schicht gelblichen Pulvers aus. Wie wenn das Wasser, aus einem

kalkigem Brunnen auf den Tisch geschüttet, vertrocknet einen weißlichen Staub zurückläßt, so ist es mit dem Schnee auf diesen Felsen. Die weißen Linien werden häufiger, die Luft wird eisig. Wir sind aus dem Sommer in den Frühling, aus diesem in den Winter gestiegen. Hier werden erst in Wochen einige spärliche Blüthen zum Vorschein kommen. Die Hand, welche den Bergstock hält, erstarrt. Jetzt thut sich eine weiße Wolke zwischen fernen grauen auf — es ist der Starnbergersee. Schneeige Giebel strecken sich empor; die Luft wird dünner, dein Athem rascher. Das Gestein ist nun mehr grau, nicht minder der Schnee, der aussieht, als ob er es vor Alter geworden wäre. Noch einmal ein ausgeschärfter Jochrand -- der hohe Blassen ist auf Steinwurfweite mit seinen Hörnern, zu denen Schnee den Zugang versperrt. Wieder senkt sich der Fels, aber dießmal zu einem Trichter. In diesem Trichter liegt ein See. Es ist der Stuibensee, der höchste See des Hochlandes, dessen Rand wir erklommen haben. Er ist zwei tausend Fuß über den Funtensee erhaben, den wir früher sahen.

Klimmen wir den Rand des Trichters hinab, über Blöcke und spitzige Steine bis zu diesem Wasser. Ein Block diene uns als Sitz. Es sieht hier aus, als ob es der Krater eines Vulcans wäre. Aber der Vulcan ist lebendig — hier lebt nichts. Rechts geht es über Gries und Schnee zu der höchsten Zinke der Alpspitz; vor uns lagert der Schnee des Blassen. Auf dem Joche drüben, das zum Höllthal führt, hat sich eine dunkelgraue Wolkenwand angehäuft, die nicht über den Grat herüber kommen kann. Sie brütet. Wir sitzen hier, wie im Grund einer grauen Wanne. Keine Flechte, kein Gras — nichts als

dunkle Steine sind an diesem Wasser. Aber hart am Ufer bleibt hartnäckig der Schnee, den auch die Sonnenwende nicht vertrieben hat. Dieser ist blendend, vielleicht vom Hauch des Wassers. Ebenso blendet sein Bild aus dem Spiegel der Fluth. Es herrscht ein furchtbares Schweigen — wir können glauben, wir seien in einem Sarg und es gäbe keine Welt. Alles ist stätig und kalt: der Fels, der Schnee, der See, den in seiner Mulde kein Wind kräuseln kann, die graue Wolkenwand zuckt nicht, nichts fliegt, nichts haucht Aber als ob sich die Einsamkeit der Wüste durch den seltenen Besuch schadlos halten wollte für das unendliche Schweigen, so wiederholt sie deine Worte hundertmal an den schneeigen Schrofen. Jede Silbe, die du aussprichst, erregt ein lang anhaltendes Geflüster. So lispelten die unsichtbaren Schatten im Acheron, als das Wort ertönte: Der große Pan ist gestorben! Von Stein zu Stein fliegen unverständliche Worte. Es ist der grauenhafteste Wiederhall, den sich die Vorstellung zu ersinnen vermag. Sie flüstern gewiß so laut, weil sie zehn Zwölftheile des Jahres über nicht den leisesten Ton hören und im unendlichen Schweigen lagern. Zwei Monate hindurch kommt vielleicht ein Hirt oder ein Jäger an ihnen vorüber — diesem sprechen sie jeden Laut mit hundert Zungen nach. Dann schweigen sie wieder. Ein Schuß ist ein langes, langes Gewitter grollender Verwunderung. Dort lagern die Todes-Dämonen der Berge und hier ist ihr Spiegel, der unbekannte See. Wenige wissen etwas von dem eiskalten Gewässer. Es ist fast immer zugefroren und auch jetzt ist der Schnee noch nicht gewichen. Dort zieht er sich in einem gewaltigen Hufeisen gegen den Rand des Kraters; ein gewaltiges Hufeisen schaut aus der

Tiefe. Still ragen die Berge, still kauert der Frost — hier liegt der große Tod, welcher der Anfang und das Ende aller Dinge ist.

Im Rückwege steigen wir über hohe Waldkuppen nieder. Dort grünt das vielgerühmte „Madaun", das vorzüglichste Alpenfutter. Auch die Enzianwurzel und das Lauskraut stehen vielfach zwischen den Steinen. Von letzterem kocht man den Saft aus und bestreicht damit das Vieh. Er hilft gegen viele Krankheiten. Oft sind die Pfade mit umgestürzten Stämmen und hochaufgehäuften Nadelzweigen verrammelt, damit die Rinder der einen Alpe den andern das Gras nicht wegfressen können. Aber auch den Zweifüßern, welche dieser Speise nicht gefährlich werden, bieten solche Verhaue auf steilen Wegen, an denen sich Abgründe hinziehen, beim Uebersteigen oft unliebe Hindernisse. Wenn wir einen „Kopf" umklettert haben, zieht sich der Steig wieder jäh hinan. Das Flachland, die blaue Fluth, schlägt wieder an die gegenüberliegenden Joche. Man sieht hinaus auf Wasser und Wälder, auf Hügel und weiße Wohnstätten. Eine Quelle rieselt aus dem Gries; sie zu fassen, ist ein Stück Holz hingesteckt, in welches die Hirten eine tiefe Kerbe geschnitten haben. Ich weiß nicht, warum ein Trunk in solcher Höhe so wunderbar belebt; das Wasser ist eiskalt und die Luft der Felsen durchdringt deine Kleider. Da ist eine graue Hütte vor uns; ein Bube begrüßt uns mit jubelndem Zuruf.

Junge Schweine, halb roth, halb weiß, wälzen sich in der Jauche; das Innere der Hütte ist von beizendem Rauch

erfüllt, vom feuchten Prügelholz, dessen Qualm durch die Oeffnung im Dach von der Luft hereingejagt wird und von dem österreichischen Soldatenknaster, den der Senne und der Bube als das größte Labsal schlürfen. In einer Vertiefung kocht der Kessel; es wird Käse bereitet. Der Senne ist schon vier Wochen hier und wird den ganzen Sommer über den „Kaser" nicht mehr verlassen; im Winter liegt er in seinem Tirolerdorf hinter dem Ofen. Der Bube gehört einem vermöglichen Garmischer Bauern und ist so zu sagen in der Lehre bei ihm. Da setzt es Hiebe und Rippenstöße — denn der kleine Kerl ist etwas träge und weiß noch wenig mit dem störrischen Alpenvieh umzugehen. Der Vater hat dem Senner anempfohlen, den Jungen für jede Nachlässigkeit zu „beuteln", aber der Tiroler ist gutmüthig und holt das Wasser an der Quelle mit der Rinne selbst, wenn der andere zu faul ist.

Für uns bringt er aus dem finstern Loch hinter dem eigentlichen Gemache (wenn ein solches Wort zulässig ist) eine große Schüssel Milch, auf welcher eine dicke Schicht Rahm schwimmt. In das dunkle Loch dringen vom Schweinestall nebenan die Gerüche und der wackere Senne taucht seinen Daumen, dessen Farbe unbeschreiblich ist, tief hinein, während er die schwappelnde Flüssigkeit vorsichtig herträgt. Solche Geschmackssubtilitäten fallen für den, der auf die „Hochalp" gestiegen, in keinerlei Betracht. Man muß an den Stuibensee gestiegen, an dem „Kopf" herumgeklettert und bis zu dieser letzten aller Alpen sich herauf gequält haben, um zu finden, daß solche Dinge Chimären sind. Er nennt irgend einen Heiligen, dessen Namenstag heute ist; ich weiß ihn nicht mehr. An dem Tag, meint er, sei für die Almen Mittsommer. Draußen aber sieht

es gar nicht nach Mittsommer aus. Die Alpspitz fällt auf dieser Seite in lothrechten Wänden herab; auf allen ihren Ecken liegt Schnee. Hellglänzendes Gewölk webt um den erhabenen Thron, von dem eisige Winde niederwehen. Der Rücken der Benedictenwand liegt unter uns; die Isar durchzieht das menschenleere Thal der Riß, die Berge der Jachenau sind von Wolken verdeckt, aber neben dem Ettaler Manndl dringt der Blick auf die Seen des Vorlandes und von der Spitze, auf welche wir von ihren Ufern so oft mit Verlangen geschaut haben, von der Spitze, die dort blauumhüllt erschien, die aber unter unseren Füßen zur Wirklichkeit geworden ist, schauen wir auf die in Duft zerfließenden Wasserbecken des Alpenrandes. Dort konnten wir nicht ahnen, daß wir in der ätherklaren Berghöhe uns an einen Schweinestall anlehnen würden, um in die unendliche Welt zu schauen. Und doch ist es so. Murnau, wo der Herr Bürgermeister jetzt wieder zum Fenster herausschaut, ist ein weißer Punct, der Ammersee ein Nebelstreifen und den heiligen Berg Andechs vermag man von den umumgebenden unheiligen nicht zu unterscheiden. So wird man von manchem Stern aus kaum die Erde sehen, auf der doch so viele merkwürdige Dinge geschehen sind und noch geschehen. Man soll eben die Dinge dieser Welt nicht aus der blauen Vogelperspective betrachten, sonst sind sie nichts. Wer ein verständiger Mann ist, der schaut nicht anders als aus dem niedrigen Fenster seiner Behausung, wie jener ehrwürdige Magistrat, gerad so hoch, daß er eine vorüberziehende Gelegenheit, die ihm was „ordentliches" nützt, gleich beim Schopf fassen kann.

Daß sich übrigens ein solcher erhabener Standpunct dichterisch verwerthen läßt, wird mir Jeder aufs Wort

glauben. Eis, Schnee, Wolken, Unendlichkeit u. s. w., was braucht das edle Herz mehr, um Sentiment zu machen oder an sein Sentiment glauben zu machen? Uebrigens stehen dort wirklich zu allem Ueberfluß auch noch ein Rudel Gemsen — mit einem plötzlichen Satz sind sie verschwunden. Auch den berühmten girrenden Warnungslaut haben wir gehört.

Der genannte Forstwart Maier unterhielt sich einmal mit einem „Preußen", der ihn fragte, ob es wahr sei, daß die Gemsen pfeifen, oder vielmehr, „feifen".

— Das ist allerdings wahr, antwortete er.

— J, wie machen sie das, was?

— Sehen Sie, das ist so. Sie haben doch schon Schusterjungen gesehen, wie sie zwei Finger in den Rachen stecken und einen gellenden Pfiff loslassen. Gerade so machen es die Gemsen. Die gütige Vorsehung, welche für alle ihre Geschöpfe väterlich sorgt, hat deßhalb ihren Huf gespalten. Diese zwei Theile klemmen sie weit auseinander und stecken sie sich ins Maul: dann pfeift es, daß man's weit und breit hört.

— Is nich möchlich! entgegnete der Wißbegierige. So was hört man freilich nich in zooloch'schen Jarten!

Zur nothwendigen Gefühlsentfaltung haben wir also außer den angeführten Ingredienzen auch noch Gemsen, die Heerde des Berggeistes, und die gütige Vorsehung. Es ließe sich das schönste Gedicht machen, insbesondere eines, das an Gymnasial-Maifesten und Preis-Vertheilungen mit besonderem Erfolg vorgetragen werden könnte. In der Tiefe stehen ungeheuere Kalksäulen, den Eckmauern eines verfallenen unermeßlichen Gebäudes nicht unähnlich. Man

könnte mit demselben Rechte, welchem der sündhafte Riese Watzmann seine Versteinerung verdankt, hier einen fürchterlichen Frevel geschehen sein lassen und ein verwunschenes Geisterschloß in die moosigen Blöcke hineinversetzen. Darauf möchte ich besonders zukünftige Sagenfabrikanten aufmerksam gemacht haben.

Es ist viel Glanz in diesem Stück Welt, das so hoch gegen die Oberfläche des Luftmeeres hinaufgerückt ist. Von Schneelagern, wie von der nördlichen Fläche kommen wundersame Lichter, wir starren hinaus — wir haben vergessen, daß es angelernte Begeisterung und Table d'hôte-Natur-Schilderungen gibt. Wie seltsam kann es uns zu Muth werden! Es ist als ob das unendliche Gewirr dieser Farben klinge — als ob es töne — die Schwingungen dringen sänftigend ins Gehirn. Der glänzende Felsen ist mit einem feierlichen Pallium, der schneeigen Decke der Reinheit geschmückt, von der die Menschen nichts wissen; goldene Wolken umhüllen ihn mit einem überirdischen Weihrauch, es ist ein Altar, geweiht einem „unbekannten Gotte". Und draußen das blaue Gewimmel der Erscheinung liegt vor ihm hingestreckt in sehnsüchtiger Hingabe. Es wird von den Strahlen und den lichten Wolken eine Liturgie gefeiert um diesen ewigen Altar. Die Berge und die Seen tief unten, die Schmerzen der Menschen, die Wuth der Unterdrücker, die Arbeit der Beladenen stehen still und lauschen. Wieder zuckt es hin durch unsere Nerven, als ob die Kniee sich beugen sollten vor dem Altar. Die Welt unten blickt mit ihren Augen noch sehnsüchtiger herauf; die Wolken sammeln sich um den Scheitel zum verklärenden Kranz. Und noch stiller wirds überall — die Wipfel und die Wasser der dämmernden Tiefe singen der Ewigkeit ein

ahnungsvolles Lied und uns entstürzt vielleicht die heiße Thräne — die heiße Thräne auf den kalten Stein.

Was wir früher vor den Bergen draußen sahen — das Emporrollen verhüllender Wolken vom frisch gefallenen Schnee — das zeigt uns der nächste Morgen zwischen den erkälteten Giebeln selbst. Ein greller Blitz, wie ein verheißungsreicher Strahl der Sonne, durchdringt einen Dunstrand — doch es ist keine Sonne, es ist der leuchtende Schnee. Er liegt blendend auf dem Berg, den die vielen Wasserdünste in der Luft vom Thale aus schwarzblau erscheinen lassen. Die Kühe läuten im nassen Gras und Bauern mit rothen Regenschirmen begegnen uns auf der Straße, die gegen Mittenwald führt. Der Wetterstein verläßt uns nicht und der Karwendel erscheint im Osten. Ueber der breiten grünen Thalsohle erhebt sich immer mehr graues Gestein, die Zacken in Wolken verhüllt. Aber diese hängen nicht nur an den Giebeln, manche fliegen dort über die Bäume hin, ja einige gehen zwanzig Schritte vor uns über die Straße. Sie berühren ihren Schmutz und tänzeln zwischen den Meilensteinen fort. Es sind Taggespenster.

Manchmal donnert es in den Bergen. Aber man hört keinen Schuß, dem ein langes Rollen folgt, sondern nur dieses Rollen. Der ursprüngliche Knall ist eben zu weit entfernt, weit drinnen in den Schluchten, und erst diese leiten das als Wiederhall fortgesetzte Geräusch durch ihre Wände bis zu unsern Ohren.

Bei Krün sehen wir im weißen Geröll die Isar fließen.

Sie wendet sich aber nicht nach Norden. Gewiß wäre es ein schöner Anblick, den Strom im weiten Becken des Walchensees sich stauen zu sehen — vielleicht verließe er ihn, wie der Rhein seinen See — in gewaltigen Wasserfällen. So zieht er es vor, in den einförmigen Thälern zwischen Riß und Fall seinen Weg durch Wälder und Kieshaufen fortzusetzen.

Wir aber wenden uns nordwärts dem großen Gewässer zu.

In dieses Thal streift oft der Föhn. Der heiße Wind kommt über die Brennerstraße und dringt durch die Scharnitz. Das Flußthal bietet ihm Raum. Er jagt über den Walchensee und gießt sich über den Kesselberg in die Ebene. Die Menschen werden von ihm schlaff und die weidenden Thiere träumen.

Durch den Wallgau, dessen Dorf und Fluren Dank der Frömmigkeit seines Beneficium-Priesters von Hagelschlag nie berührt werden, nähern wir uns dem Ziel. Jener Priester schläft auf Brettern — wir aber trachten nach den Betten des Posthauses.

Endlich liegt sie da, die große, grüne Fluth — der „See des Fremden". Diese Bedeutung hat walchinseo, die älteste Form ihres Namens im Chronicon von Benedictbeuern. Es mögen, als zum ersten Male Deutsche die Waldschlucht und das finstre Ufer betraten, noch Leute von keltischer oder romanischer Abkunft in dem vergessenen Erdwinkel gesessen haben. Unser jetziges Wort „wälsch" hängt mit jener althochdeutschen Bezeichnung zusammen. Auch die Slaven nennen den ihnen unverständlichen Romanen wlach. „Waller"-See ist eine Verstümmelung, in welche man erst nachträglich durch den Fischnamen Waller einen

Sinn zu legen beflissen war. Der Walchensee ist aber nichts weniger als der See der Waller, denn es werden keine Waller darin gefangen. Alte Leute und baierische Sagenerzähler behaupten zwar, in seinem Grunde lägen ungeheuere Fische, von denen es nur gut sei, daß sie sich so wenig rühren, sonst gerathe der See in furchtbare Wallungen. Vielleicht heißen sie auch deßhalb Waller. Oder vielleicht soll der See Wallersee genannt werden, weil er überhaupt wallt. Aber ich habe viele Seen gesehen, welche wallen, besonders wenn der Wind weht.

Nein, es ist der „See des Fremden". Und fremdartig und seltsam erscheint er ja auch uns, die wir doch wissen, daß sein großer Spiegel zum Areal des königlich baierischen Landgerichtes Tölz gehört. Aber seine Ufer sind, wenn man seine Größe dazu berechnet, die ödesten irgend eines Gewässers, so weit die Alpen stehen. An der tiefen Fluth, die viele Stunden im Umkreis hat, findest du kaum zwanzig Häuser. Jeder fühlt sich zurückgestoßen, wenn er diese Wildniß zum ersten Mal sieht. Neben dem wenige Fuß breiten smaragdgrünen Wasser des äußersten Uferrandes senkt es sich jäh und steil, wie die Wand des Wettersteines, in unglaubliche Tiefen. Die eine Hälfte eines abgeschälten Baumstammes, der am Strand liegt, wird von grasgrünem seichtem Wasser umspült, die andere wird von tintiger Trübe fast versteckt. Doch ist's weit bis zur Unergründlichkeit und das neugierige Senkblei findet bei siebenhundert Fuß überall dauerhaften Grund. Aber nicht nur dieses tiefe Wasser ist schwarz; auch die Ufer sind schwarz, wenn trübe Wolken am Himmel stehen und ihre Schatten auf die Nadelwälder werfen, an deren Wurzeln die Welle schlägt. Und hier verhüllen meistens Wolken das blaue Gewölbe; der See, die hohen Bergkuppen schicken Dünste aufwärts

und ziehen sie an. Dort schwebt wieder ein dichter Nebelballen; er hat die Form einer ungeheueren Birn. Sein Flug geht geraden Weges über die Wasser.

Ich war, wie ich neulich zusammengerechnet habe, elfmal an den Gestaden dieses Sees. Zehnmal war es trüb oder regnerisch, einmal brannte die Sonne. Wenn man von Süden kommt, ist das gleichgültig. Der Blick von hier auf die einsamen Wälder des Nordufers und das Wasser, auf dem kein Nachen schwimmt, ist an heiteren oder regnerischen Tagen gleich traurig. Das erste Lebende, was du vielleicht an einem der beiden Südbuchten zuerst siehst, ist eine Wassernatter, die in vielfachen Windungen und hoch empor gehobenem Kopf das herankommende Geräusch flieht.

Anders aber ist es, wenn man vom Norden, den Kesselberg, herabkommt. Hier thut die Sonne ihre Wunder. Wie ein langer, blinkender Goldreif, ein Diadem mit gleißenden Demanten, spannt sich der Karwendel jenseits der Wasser über die grünen Berge. Eine unendliche Fülle von Duft liegt dann über der grünen Fluth. Der klassisch abgeschnittene Wetterstein, der Tiroler Solnstein, im Süden dämmern noch mit dem sanftesten Blau hinein und geben der Landschaft einen zauberischen Abschluß. Merkwürdig ist es, dieser See gewinnt an Lieblichkeit, wenn man die kalten, unfruchtbaren Felsen sieht, die sich über seinen Waldbergen erheben; werden jene von Wolken versteckt, so erblickt man nur öde Wälder, die in der Trübe doppelt einsam und traurig dastehen. Darum ist der Nordrand um so viel unvergleichlich schöner, als der südliche. Dort hat der Walchensee etwas, was wie aus Königs- und Tegernsee zusammengesetzt erscheint — die gewaltigen schneetragenden Zinken jenseits

der Isar und die bewaldeten Vorberge am Ufer. Beide scheinen fast gleich nah. Es ist ein Hochgebirgssee, der zugleich Raum für ein weitgedehntes Bergpanorama hat: ein wunderlicher Zufall. Die anderen Seen des eigentlichen Hochgebirges gewähren dem Blick nur die Aussicht auf Wände.

So sieht man den See aber nur vom Nord- oder Nordwestufer; weiter südlich verschwinden die hohen Berge; sie treten hinter die Waldkuppen zurück, weil man diesen zu nahe steht. Von Süden aus sieht man also eine große, große rundliche Wassermasse, in welche überall mäßig hohe Berge fallen, welche bis zur Spitze bewaldet sind. Dieses Schaustück ist nicht groß und ist nicht anmuthig. Zu jenem fehlt ihm das gewaltige Gebirg, zu diesem freundliches Leben — es ist einfach durch seine Ruhe und Tonlosigkeit betrübend. Auch hindert die Halbinsel jeden freieren Blick, wenn man vom Posthause im Süden aus dem Wellengewimmel zusieht.

Am wunderbarsten ist wohl eine Mondnacht, die man vom Westufer aus betrachtet. Der Vollmond steht über der Thaleinsenkung der Jachenau; die Gebirge stehen in einem sonderbaren Glanze, wie der Traum der Jugend. Die Welle des Sees ist hier wie flüssiges Gold, dort rabenschwarz. Ein leises Geräusch weht am Ufer; die Blätter der Bäume zittern im Licht und das Wasser schlägt ganz stille an die kleinen Kiesel. Ueber dem See und an manchen Bergen des Südufers stehen unbewegliche Wolken, keine Thurmhöhe über dem Wasser. Andere lange weiße Nebelstreifen scheinen vom Karwendel herabzufließen, bleiben aber in den vielen Wipfeln hängen und verschwinden im Dunkel der unteren Wälder.

Auch während ich diese Zeilen niederschreibe ist der Himmel offen. Vor meinem Fenster rauscht der Brunnen, der weiße Flieder blüht am Rande des Obstgartens. Draußen liegt die Südwestbucht unseres Sees — aber heute glänzt sie im Julitag stahlblau vom Abglanz des ungetrübten Gewölbes. Eine blendend weiße Möve flattert über der Fluth und so zittern in meine Augen die reinen Farben — rein wie der Schnee auf dem Wetterstein und der Himmel, der über ihm liegt. Auch das Gewöhnliche fehlt nicht. Auf dem Holzstoß trocknen Socken; ein blecherner Wassereimer wartet, daß man ihn füllt, um die Krautköpfe des Gartens zu begießen. An einer hohen Stange ist eine Sichel eingeklemmt, sie gleißt in der Sonne, ein Wahrzeichen des Posthauses. Es ist aber kein Wahrzeichen, sondern eine Vogelscheuche. Die Jochgeier fliegen von den Graten nieder und lauern den Hühnern auf. Sie haben die Gewohnheit, sich mit ihrer Beute auf die nächste Spitze zu setzen. Die Sichel an der Stange zerschneidet sie.

Wenn meine Augen müde werden auf dem Papier, so richte ich sie nach den grünen Matten auf dem hohen Simetsberg, auf dem heute nicht ein einziges Wölkchen liegt. Die kleine Kirche schaut nur wenig aus den Obstbäumen — ich will nicht an sie denken, denn es stehen grausige Schädel in ihren Nischen, welche vom Moder und den feuchten Dünsten roth und kalkbrüchig geworden sind. Der Mond ist jetzt ein blasses Flimmern am Morgenhimmel; die Fluth, welche von hier aus überschaut, ein tiefes Lasur zeigt, erscheint grün, wie das Ufergras und die schönen Bäume, wenn du dich am Strande über das Geländer gebeugt, in die zauberische Vision des Sommers versenkst. Wenn es Abend wird, so entstehen am Ostufer

Inseln; es ist der Schatten von den Giebeln der westlichen Berge, deren Spitzen vom Licht weit über den See hinüber geworfen werden, daß du in dem blinkenden Wasser neue Eilande zu erblicken glaubst.

Drüben auf der Halbinsel schaut das „Klösterl" gar einsam in den See und auf die Wand des Fahrenberges, der mit seinen Fichten sich jäh zu ihm herabsenkt. Es war eine Villa für die Benedictiner des Klosters Benedictbeuern. Mehr als drei, vier, wohnten nie drinnen. Es waren in der Regel solche, welche dicke Bücher schrieben, zu denen sie noch mehr Ruhe brauchten, als ihnen das dichtbevölkerte Kloster bot. Hier hatten sie freilich Ruhe. Der Wellenschlag dort wird von Niemanden gehört und das Auge umfaßt nur den schwarzen Kreis, der sich um die Wildniß des Walchensees zieht. Jetzt wohnt ein alter Pfarrer drüben, der mit seinen zahmen Rehen seine Tage in Ruhe beschließen will. In einer kleinen düstern Stube stehen Schulbänke. Er ist zugleich der Lehrer für die wenigen Kinder, welche von den Ufern des Sees kommen. Alles ist so ärmlich und klein, daß es den Beschauer rührt. Aber in der Kirche gleich daneben ist viel Gold, Fahnen und an den Schnitzwerken hängt eitler Schmuck. Die nächste Thüre neben dem Schulzimmerchen führt dahin. Hier siehst du die schwarze Maria von Absam in Tirol — jene sonderbare Gestalt, in welcher es der „Mutter Gottes" gefiel, plötzlich mitten im Glas der Fensterscheibe eines Bauernhauses zu erscheinen. Es ist ein klägliches Schaustück. Dann sind an den Wänden Votivtafeln befestigt, oft mit unerklärlichen Dingen. Auf einer kniet ein Bauer neben einem Feuer; neben an kniet ein Hirsch, welcher Aehnlichkeit mit der allegorischen Gestalt des Evangelisten Lucas hat. Dunkler

Abend steht am Himmel — es muß eine seltsame Geschichte sein, welcher die Beherrscherin des Christenhimmels mit dem güldenen Scepter aus braunen Wolken ruhig zusieht.

Im Hofe dieses uralten Gebäudes scheint alle Schwermuth, der man in den vereinzelten Bildern der Seelandschaft begegnet, sich zusammengezogen zu haben. Es ist dort so finster, wie das Auge des bösen Mönches, welcher die Welt haßt, weil er nicht glücklich sein kann. Ein Haus mit schwarzen Läden steht darinnen; es ist verlassen. Eine große Einfassungsmauer, einstmals die Clausur, liegt zerbröckelt da und der brausende Nadelwald schaut hoch über die eingestürzten Steine. Nur einen Steinwurf davon ist der schwarze See, der blasige Streifen ans Ufer wirft. Hier könnte ein Schreckens- und Schauderroman spielen. Aber die Wüstheit des Ortes beruht nur auf dem trügerischen Spiel deiner Gehirnnerven, welche die Schranken zwischen dir und dem Wesen der Dinge sind. Jenes Haus mit den schwarzen Läden war früher ein Bräuhaus und von dem entsetzlichen Wald ist jeder Kubikfuß Holzinhalt von Juden abgemessen, die ihn gerne auf Speculation kaufen möchten, wenn einmal die Eisenbahn bis an den Fuß des Kesselberges geht.

Am Westufer drüben das gelbe Haus ist die Wohnung des Försters. Dieser Förster ist der Herr eines Thiergartens. Es wimmelt auf den Bergen von Hirschen, Rehen und Gemsen, die oft bis in die nächste Nähe menschlicher Ansiedelungen kommen. Vor nicht gar langer Zeit fing man noch Luchse in Prügelfallen an diesen Ufern. Aber die Jäger, welche die öffentliche Gewalt aufstellt, haben unzählige Nebenbuhler an denen, welche man mit vielleicht mehr Recht als sie „Wildschützen“ nennt. Es wird mehr

Wild von den beutelustigen Burschen erlegt, als von den uniformirten Jägern. Doch darf man diesen deßhalb keine Pflichtversäumniß zur Last legen. Gegen bewaffnete Horden, die mit geschwärzten Gesichtern auf den Bergen umherstreifen, können sie, die Einzelnen, nichts ausrichten. Auch verstecken jene ihre schätzbaren Persönlichkeiten mit Kalbfellen, in welche sie Augen schneiden. Dann steht auch die Gefahr, welche dem Jäger droht, nämlich der Tod, in gar keinem Verhältniß zu der Strafe, welche den glücklich gefangenen Wilderer erwartet. Dieser wird zu acht oder vierzehn Tage Polizeigefängniß verurtheilt, während die Jäger Nächte lang auf Felshöhen umherklettern, in dem Nebel der Bergwälder sich durchfeuchten lassen müssen, mit der steten Aussicht, unversehens eine Kugel in den Kopf zu bekommen. Es sind ihrer auch zu wenig, daß sie gegen die Vielen aufkommen können, und so kann man nahezu sagen, daß die Jagd auf diesen Jochen für den Muthigen frei ist.

Was die Wilderer meist noch verräth, ist das Krachen ihres Gewehres auf den Bergen. Aber auch diesem Uebelstand wußte der eine oder andere zu begegnen. So trieb sich in den Gebirgen westlich vom Walchensee längere Zeit Einer herum, der es so anging. Durch das Geräusch seiner Schritte und anderen Lärm trieb er die Gemsen gegen die Wände, von denen sie, wenn sie gejagt werden, in Absätzen herunterspringen. Vorher hatte er aber auf die Vorsprünge und Spitzen, welche den Füßen der Thiere in solchen Fällen zu Anhaltspuncten dienen müssen, große Rindenstücke gelegt. Die Gemsen ließen sich täuschen, indem sie das hinausragende Rindenstück für Fels hielten. Sie sprangen darauf hinab, gleiteten aus, erstürzten sich und wurden so

die Beute des Wilddiebs. Wer Anderen eine Rinde legt, fällt selbst darauf. Eines Tages geschah es, daß dieser selbst, als er sich auf dem Gewänd verstiegen hatte, auf einen solchen grauen Vorsprung hinabsprang. Hirten fanden die zerschmetterte Leiche.

Solcher gefährlichen Wände gibt es in der Umgebung des Sees viele. Schon von dessen Spiegel aus erblickt man mehrere graue Abhänge. Die schrecklichsten aber sind die, welche zugleich die größten Naturwunder des Hochlandes einschließen. Ich spreche von den schauerlichen Abgründen der Dürrach-Klamm bei Fall und dem „Jähen Tod" am Eschenbach, wo der Steig von Walchensee nach Eschenlohe hinüberführt. Letztere Klamm ist das furchtbarste, was man sehen kann. Wer einmal von einem Ahornbaum, den man mit den Armen umhalsen muß, sich über den stiebenden Schlund gebeugt hat, geht zum zweiten Mal nicht an diese Stelle. Beide Klammen sind ganz unbekannt. Man kann nicht hin und selbst die angeschossene Gemse hat Mühe, ihre Wunden in dem kühlen Abgrund zu verbergen. Mit dem Dasein einer Klamm allein ist eben, wie ich schon oben sagte, neugierigen Wanderern nichts gedient. Die Klammen müssen auch durch Stege zugänglich gemacht, es müssen Geländer in den Höllenbrodel hineingemacht werden, bevor Bädeker seine zwei Sterne davor setzen kann. Indessen hat das noch gute Weile und beide Schreckensscenen werden nach wie vor im „Unbekannten Baiern" liegen.

Lassen wir das Wild und die Jäger. Der See wogt in seiner ganzen Breite gegen das Ufer unserer Halbinsel. Blitzschnelle Fischchen durchfliegen das sonnige seichte Wasser am Strand. Dort stehen graue fest verschlossene Hütten im Geplätscher — es sind die Fischbehälter (Fischg'halter)

der Bauernhöfe „Zwergern“. Ein hübscher rothlippiger Bursche mäht Heu auf einer Wiese, die an zirpendes Röhricht stoßt. Kühe haben sich vor der großen Sonnenhitze auf der Weide geflüchtet und stehen jetzt in der schattigen Schiffhütte, wo ihnen die heranrauschende Welle den Rücken netzt. Die Berge drüben setzen sich umgekehrt in der Welle fort; diese aber ist aufgeregt und verflackert das Spiegelbild, so daß dieses wie eine ungeheure grüne Flamme aussieht, die nach unten züngelt. Nicht weit davon steht eine verlassene Kapelle im Seegebraus, der heiligen Margaretha gewidmet. Auf dem kleinen Friedhofe, der sie umgibt, stehen eiserne Kreuze, verrostet und von den Stürmen, die aus der Fluth hereinkommen, auf die Seite gebeugt. Niemand kann mehr die Namen derer lesen, die hier am luftigen Strande schlafen. Die Hügel sind vom hohen Grase geebnet; kein Mensch denkt mehr an sie, und statt der Blumen, welche freundliche Erinnerung an solche Schlafstellen bringt, liegen träge Eidechsen und Ringelnattern träumend im Mittagsstrahl. In der Kapelle selbst sind hinter einem Gitter die Schädel vieler Bauern zu sehen; überall fehlt die Kinnlade. Spinneweben und Raupengespinnste durchziehen die Höhlungen der Augen und Nasen. Auf mancher Stirn ist etwas mit Bleistift hingekritzelt, was man so wenig mehr erkennen kann, als die Gedanken, die einst dem Gehirn angehört haben mögen, welches gegen diese Wände schlug. Unter ihnen steht auch noch ein großer Haufe von Schenkel- und Armknochen, und neben dran hat ein frommer Wanderer mit Bleistift auf die weiße Wand geschrieben:

Vieles, was wir jetzt nicht meinen,
Wird im Tod uns groß erscheinen.

Dabei ermahnt er zur Buße. Ich bin doch anderer Meinung, dachte ich mir, als ich diese Inschrift las. Ich würde hinschreiben: Vieles, was wir jetzt für groß halten, wird uns im Tode gar nichts mehr sein. Ist es überhaupt nothwendig, hiezu den Tod abzuwarten? Predigen nicht alle Dinge die Lehre von der Nichtigkeit der Erscheinung?

Nebenan ist ein Bild. Zwei Knechte schlagen auf Christus los, der nackt und gefesselt an einem Balken steht. Blut und Thränen rinnen. Ganz in der Nähe, in einem andern Gemäuer, steht auch ein Christus von Holz, der mit runden Blutflecken am ganzen Körper getüpfelt ist. Viele tragen in England so gedruckte farbige Calicot-Hemden.

Auch hat er einen grauen Vollbart und fletscht die langen gelben Zähne. Wenn wir ihm den Rücken drehen, steht der graue Solstein vor uns. Auf seinem Gipfel schimmert es hell und über ihn fliegen rundliche Wolken, blendende Lichtbündel.

Drüben auf der Straße schmettert das Posthorn. Ein Wagen kommt herangerasselt und bringt Vergnüglinge. Im See zieht ein leichter Kahn über das Grün, von einer langen geglätteten Linie gefolgt. Beide eilen dahin — uns treibt gleicher Drang in die grünen Wälder.

Unter den Büschen, zwischen denen reife Erd- und Schwarzbeeren stehen, liegen ungeheure Haufen von halb oder ganz vermoderten Stämmen. Man läßt das Holz eher zu Grund gehen, als daß man es um einige Kreuzer den Bauern gibt. Hier, wo solche Berge von umgestürzten Bäumen liegen, auf denen sich schon Sträucher angesiedelt haben, kostet eine Klafter Buchenholz noch immer sieben Gulden. Das Wirrsal dieser Moderstämme ist manchmal

so groß, daß Vieh auf ihnen zu Grund geht. Es fällt mit den Füßen durch die dünne Moosdecke oder geräth in die Zwischenräume der dürren Balken, daß es sich nicht mehr daraus losmachen kann, die Füße bricht oder verhungert. Wenn eine Fichte beim Anhauen „roth“ befunden wird, läßt man sie liegen. Sie muß verfaulen.

Wir denken dabei an die Jammergestalten der Stadt mit blassen Gesichtern und blauen Augenrändern, welche im Januar hungrig in kalten Zimmern kauern und vor Frost nicht mehr arbeiten können. Es sind in unserem Lande so viele Eisenbahnen gebaut worden, warum nicht auch eine in oder an diese Berge, welche ihm den Holzreichthum seiner Alpen erschließt? Mit dem zehnten Theile der Scheiter, welche in den Seen und Flüssen bei der „Trift“ versinken, wäre gar Vielen geholfen.

Man muß dabei, ohne irgend Jemanden im Entferntesten nahe treten zu wollen, an einen Umstand denken, der vielleicht schon Manchem aufgefallen ist. Man mag nämlich überall in Deutschland bei einer Gesellschaft von Forstleuten sein, so darf man sich vergewissert halten, daß die Rede zehnmal öfter auf Hirsche, Rehe, Gemsen und Füchse kommt, als auf den Forst. Vielleicht würde der übermäßigen Verschwendung, die ihren Grund in den schwierigen Verhältnissen des Bodens in Bergen und Thälern hat, doch ein wenig abgeholfen werden können, wenn man sich etwas mehr um den Wald, als um seine Bewohner bekümmerte. Vielleicht absorbirt der Jäger den Förster. Doch ist das nur ein müßiger Einfall und vielleicht auch die Unmöglichkeit vorhanden, dem Ueberfluß hier und dem Mangel dort zu steuern.

Hier sind „Triftscheiter“ aufgeschichtet. Es stehen viele

Stöße bei einander. Sie werden im Sommer geschlagen, wo die Stämme viel Saft enthalten. Man läßt sie aber nicht so frei liegen, daß sie in der Sonne und den Winden trocknen können. Sie werden nach den Regeln der Kunst in stereometrisch wohl abgezirkelte Haufen gebracht und dort mit Verhinderung aller Zwischenräume dicht auf einander gepreßt. Wer sich beikommen läßt, einige Zeit nachher ein solches Scheit aus dem schön aufgebauten Stoß zu ziehen, wird oft finden, daß es von Schimmel und Schwämmen überzogen erscheint. Es ist „erstickt“, wie man auch sagt.

Von hohen Jochen rennen oft Lawinen zu Thal. Niemand kann das ändern. Aber die Lawinen sind so boshaft, nicht selten hartnäckig, immerwährend da niederzustürzen, wo mit derselben Hartnäckigkeit Fichtenschläge angesä't werden. Ueberall nebenan sind auch Gründe — aber in sie sind keine Samen eingesenkt.

Das romantische Waidwerk auf hohen Graten, das Ablauern von Wildschützen in mondhellen Alpennächten — das sind freilich Dinge, deren Reiz mit der philisterhaften Aufmerksamkeit auf Holzklafter und Werkstämme nicht in Vergleichung gezogen werden kann.

Das Ueberhandnehmen der Wildschützen hängt auch mit dem freisinnigeren Polizeistrafgesetzbuch zusammen, welches seit einigen Jahren in Baiern eingeführt ist. Früher mußte jeder Bursche Arbeit oder Erwerb nachweisen können; jetzt braucht er das nicht mehr. Er ist Taglöhner, der heute hier, morgen dort um Lohn arbeitet, und wenn er auch nicht arbeitet, die Polizeibüttel dürfen ihm doch nichts anhaben. Solche Leute heißen „Selbstler“. Die Selbstler sind frei und unabhängig, sie bilden die Mehrzahl der unbefugten Jäger. Die Bauern klagen viel über solche Ge-

setze, welche die Freiheit des Einzelnen unter ihren Schutz stellen; unser ganzes Volk ist eben noch viel zu wenig „Selbstler". —

In den Wäldern liegen die rothen Lichter des Abends und wir gehen mit den Jägern hinaus auf den Anstand. Mit dem Atropin, welches auf der bergigen Halbinsel wächst, könnte man Völker vergiften; denn überall sehen wir die unheimliche Belladonna zwischen den Bäumen stehen. Ihre Blüthen sind blaßviolet und weißgelb, wie die Lippen und das Antlitz ihrer Opfer. Nicht minder gefährlich mag sie sein, wenn sie in südlichen Augen die schwarzen Sterne erweitert. Dann betäubt sie dich in warmer Wollust, das Leben wird Fieber, der Tag ein Schatten.

Heute aber gehen wir im germanischen Buchenwald und trachten Rehe zu erschießen.

Bald schimmert die andere Bucht durch die Zweige. Ueber ihr erheben sich hohe Waldberge. In der Dämmerung wird die Fluth stahlblau; die Wasservögel ziehen weißliche Kräusel. Zwischen hohen Schluchten ein tief dunkler Spiegel mit dem Himmel darüber, an dem die hellen Farben auslöschen — so wird die Fluth zum wahren Alpensee, wie ihn die Künstler und die Dichter in unserer Vorstellung erzeugen. Die „Obernach", ein seichter Gießbach, rauscht über Blöcke in den räthselvollen See. Das helle Wasser wird zur schwarzen Welle, sobald es den lautlosen Strand erreicht. Die Wipfel stehen ohne Regung, und das Wasser bleibt an den Uferkieseln auf derselben Linie stehen. Es wird Abend und aus dem Laubwald, an dessen Rand wir lagern, haucht ein kühler, sauerstoffreicher Modergeruch. Spinnen und Käfer schlafen; der Boden, mit unzähligen Mosen bedeckt, verdunkelt in den Schatten. Der Lärm

eines fern dahin rollenden Wagens und der Jubelruf einiger Hirten an den Wänden verscheucht die Rehe. Sie kommen nicht, wie sonst, auf die freie Waldwiese, wo sie in der Abendkühlung grasen. Der Wiederhall menschlichen Geräusches hält sie in den Berghalden zurück. Unsere Jagd war vergeblich.

Am nächsten Nachmittage hatten wir eine andere Jagd, deren Erfolg eine Beute lohnte, die aber eben so wenig erfreulich genannt werden kann. Wir saßen vor dem Posthause am See; drüben auf der Halbinsel neben aufgeschichteten Klaftern rührte sich ein brauner Gegenstand. Ein näherer Blick belehrte uns, daß dort ein Hirsch lag. Das Geräusch der Ruder auf den Wellen, die Stimmen Vorüberfahrender scheuchten ihn nicht — er mußte krank sein. Nach einiger Zeit erhob sich das Thier und ging langsam dem Ufer zu, wo es sich in das seichte Wasser legte. Bald war ein Jäger zur Stelle; er ruderte mit dem Nachen hinüber. Das Thier stand wieder mühselig auf und verschwand langsamen Schrittes im Dickicht. Wenige Augenblicke, nachdem der Jäger mit seinem Hunde das jenseitige Ufer erreicht hatte, gab der Hund „Stelllaut“. In Mitten dichter Buchen stand der Hirsch zitternd; die Ankunft des Jägers jagte ihn wieder auf und nun schritt er mit etwas hastigerem Laufe dem See zu. Als er diesen erreicht hatte, stürzte er hinein und schwamm in unserer Richtung herüber. Sogleich flogen ihm Schüsse entgegen; zwei Jäger und ein widerwärtiger Engländer, der sich zum Sport hier aufhielt, feuerten. Niemand traf ihn. Nun aber schwamm der Hund vom jenseitigen Ufer dem Thiere nach; als er es erreicht hatte, faßte er es mit Wuth. Mit dem Weiterschwimmen ging es nicht mehr. Allmählig kam auch der

Jäger im Kahne nach; er erreichte das Thier, welches der Hund festhielt und zerschnitt ihm mit dem Jagdmesser die Rückenmarksäule, „knickte“ es. Es war eine Hirschkuh, fast zum Skelett abgemagert. Das heruntergekommene Aussehen rührte von den unsäglichen Schmerzen her, welche es ausgestanden haben mußte; denn über dem Knie war eine vereiterte Wunde, die einen übeln Geruch verbreitete. Die Einen meinten, diese Verletzung, welche ungefähr zwei Wochen alt sein konnte, rühre von einem Falle her, die Anderen bezweifelten nicht, daß es angeschossen worden war.

Auf allen Seen weht am Mittag Nordwind, wenn der Himmel heiter ist. Dann gibt es ein laut hallendes Geplätscher an den Ufern; die Wellen steigen manchmal so hoch, als ob ein wirklicher Sturm wäre. Es gibt keine frischere Luft zum athmen, als diesen Nordwind, wenn er mit Wasserstäubchen beladen, herankommt und die Hitze des Mittags in duftige Kühlung umwandelt. Der Wind kommt jeden Tag, wenn nicht Wolken den Himmel verdecken. Am Morgen ist der See ein ungetrübter Spiegel; je mehr die Sonne steigt, desto mehr durchfurchen ihn niedrige Wellenlinien; einzelne Schaumstreifen beginnen von draußen ans Ufer zu leuchten, aber sie spritzen nur auf und verschwinden. Endlich kommt der Schaum in langen Linien, die Wellen sind breitgezogene Wülste — dröhnend schlagen sie an das Vordertheil der Schiffe, die mit Mühe gegen Norden vorwärts kommen. Diese müssen sich dann mehr im Schutze der vorspringenden Bergzungen halten. Je mehr die Sonne über die westlichen Berge niedersinkt, desto ruhiger wird das Gewoge — wie

im Menschen, wenn die wunderbare Flamme der Jugend ausflackert — der Abend wird still und wenn in später Mitternacht der Mond heraufgezogen kommt, siehst du ihn dreimal: dort am Himmel, einmal am Rand des Sees und dann unverrückt klar im ungetrübten Spiegel des Sees, mitten drinnen in der weiten Fluth. Keine Welle zerstreut seinen Glanz — es ist in der schwarzen Tiefe dieselbe goldene Kugel, wie in der blauen.

Jetzt aber ist es Mittag. Der Schaum spritzt und die Wellen bedecken jede Secunde das Kiesgerölle, das sie dem grasigen oder waldbedeckten Ufer abgewonnen haben. Es ist ein Sprühen unsichtbarer Tropfen in der Sommerluft. Jetzt glüht es in der Stadt, auf dem Pflaster; übelriechende Dämpfe liegen in der übersättigten Schwüle. Hier aber athmen der See und die Tannen.

Draußen in der aufgewühlten Fläche schaukelt noch etwas Anderes neben den Schaumstreifen, die hastig gegen das Ufer drängen. Es ist weiß wie eine Möve. Die Linse des Fernglases mag uns zu Hülfe kommen. Im Boot, dessen Wände die Wellen verstecken, sitzt ein weißgekleideter Engländer und fischt. Neben sich hat er einen großen Haspel, von welchem er die Leine abwickeln will, wenn ein unerfahrener Hecht oder gar Saibling an seine Angel gebissen hat. Aber der Haspel bleibt ruhig; der weiße Mann mit dem grauen Backenbart fängt nichts.

Uns treibt ein Schiff im selben Gewoge dem Eiland des Sees zu. Ganz nahe am Ostufer ragt ein Felsrücken aus den Wellen. Man nennt ihn die Insel Sassau. Nur wenige Reisende haben diesen Boden betreten und es mag manchmal ein Jahr verstreichen, ehe sich ihm Jemand von den Bewohnern der Umgegend nähert. Wer sollte

etwas in dieser Einöde zu schaffen haben? Die spärlichen Ueberreste einer verschwundenen klösterlichen Ansiedelung, zerbröckeltes Gemäuer, sind von üppigem Grün überdeckt. Fichten, Föhren, Buchen und Ahorn stehen da im Hauch der grünen Gewässer und spenden Schatten, welcher Niemanden erquickt. Auch die köstliche Eibe gedeiht auf der einsamen Insel. Latschen und Alpenrosen wuchern am Gehäng — es ist ein bunter Strauß, vom Geist der Alpen aus der dunkeln Tiefe emporgehalten. In den Büschen tafelte, vom Waidwerk zu rasten, der verstorbene König. Noch steht ein Heerd da, welcher an jene Mittage erinnert. Sonst ruhen auch die Raubvögel des Sees auf der bewaldeten Kuppe. Im Uebrigen aber wohnen keine Thiere da, als vielleicht einige Hasen, die im Winter auf der schmalen Eisdecke zwischen der Insel und dem Festland hinüberlaufen.

An den Uferrändern legt sich die Frostdecke an; das Becken des Sees, auch hier „Weitsee" genannt, friert nie zu. Die große Tiefe mag es hindern, aus der immer wieder wärmere Wasserschichten zum Ersatz der erkälteten heraufsteigen und die vielen Quellen, welche nach der Meinung des Volkes, in den zugedeckten Abgründen sprudeln. Aber den Einfluß des Windes darf man nicht unterschätzen. Aus der südlichen Thalsenkung, von Mittenwald, weht der Föhn herein und vom Griesberg kommen Weststürme auf die Fluth. Diese liegt im weiten, weiten Rund da und gewährt dem ungestümen Wehen freien Spielraum. Dieses mag oft die Frostnadeln, deren Verkettung schon ein Häutchen über der erstarrenden Welle zu bilden begann, zerreißen und mit der emporgehobenen Fluth die kleinsten Spuren der drohenden Decke an den schneeigen Strand oder in die

Tiefen zurückgedonnert haben. Sicher ist, daß der große Theil des Sees, den die Leute, wie überall, Weitsee, nennen, sich nie vom Eis überbrücken läßt.

So wüthet der Föhn im Winter gegen das Eis — im Sommer aber gegen die Menschen, welche mit ihren Nachen das breite Gewässer befahren. Kommen die ersten Anzeichen des Südsturmes — setzen die Berge im Südwesten ihre Sturmhaube auf — so sucht Jeder eilig den Strand. Die stärksten Ruderer vermögen nichts gegen den Wellenschlag, der von ihm hervorgebracht wird. Wehe dem, der auf offenem See von ihm überrascht wird. Er darf von Glück, von vielem Glück sagen, wenn er ihn nicht gegen die Wände des Mitten- oder Jochberges treibt, wo der Nachen zerschellt. Das Rasen und Stöhnen der aufgepeitschten Wasser ist entsetzlich. Sie haben nunmehr die schwarze Farbe, die Farbe ihrer Abgründe.

Auch die Westwinde werden gefährlich; manchmal sind sie so heftig, daß es nicht einmal möglich ist, von dem kleinen Klösterl nach dem Posthause hinüberzufahren, eine Strecke von wenigen Schritten. Dann muß der Pfarrer drüben den Landweg über den „Katzenkopf" einschlagen, ein Weg, der durch Waldschatten und an Felsen vorüber das kleine Dorf erreicht.

Von dem kleinen Vorsprung an der Schiffhütte des Posthalters sieht sich's prächtig in das Getreibe der Wellen hinaus. Hier sieht man auch die Fischer heimkehren, die Nachen hoch mit braunen Netzen und Flechtwerk beladen. Kleine Fische werden in Kübeln herbeigebracht; in diesen werden vom October bis zur sommerlichen Reisesaison in den Behältern die Saiblinge gefüttert, welche dadurch ungemein wohlschmeckend, aber fast eben so theuer werden,

als die berühmten Leckerbissen Hohenleitners auf St. Bartholomä. Zu hunderten schütten die Fischer silberschillernde Renken aus; sie sind von Luft dick aufgeblasen und wenn nicht todt doch schwer betäubt, wenn sie aus der Tiefe auf die Oberfläche gehoben werden. Daß sie aber meist noch einen Funken Leben in sich haben, sieht man, wenn ihnen mit dem Messer die Bauchhöhle aufgeschlitzt wird, um mit dem Daumen die Eingeweide herausdrücken zu können. Dann zappeln sie noch.

Von der übrigen Ausbeute des Sees sind nur noch Hechte und die schlüpfrigen grünen Rutten zu nennen. Waller gibt es keine im „Wallersee". Diese können sich in dem quellenklaren Wasser nicht halten; sie bedürfen schlammiger Ufer, an denen sich Gewürm und Maden festsetzen. Von den hundert Fuß großen Wallern, die im Grunde des Sees sich aufhalten und durch ihr Umwälzen unbegreifliche Stürme im Wasser bei ruhiger Luft veranlassen, hat man noch nie etwas gesehen. Auch von diesen plötzlichen Aufwallungen des Wassers, von denen viel in Büchern gefabelt wird, wissen die Fischer nichts. Wie eine im Posthause aufgehängte Tafel berichtet, wüthete der Walchensee während des Erdbebens von Lissabon. Dasselbe that auch der Achensee und mehrere Gebirgswasser der hohen Schweiz. Doch braucht man, glaube ich, dabei nicht an innere Klüftungen zu denken, welche die Bewegung fortlenken. Bei der ungeheueren Tiefe dieser Seen ist es leicht denkbar, daß ein Zucken in ihren Gründen noch verspürt wird, welches auf der Oberfläche der Rinde nicht mehr weiter geleitet wird. Die Erdbeben gehen vom flüssigen Innern der Kugel aus; die innere Rinde, oder was dieser näher liegt, wird sie deßhalb stärker oder eher auch in

einiger Entfernung spüren, als die äußere. Auch ist ja das Wasser leichter beweglich. Stoße ich an einen Waschtisch, in den ein Becken eingesenkt ist, so wird das Wasser in diesem auch dann noch bemerklich zittern, wenn sich von den festen Gegenständen, die auf ihm stehen, nichts rührt.

Seit Jahren geht keine Postverbindung mehr nach Walchensee und es läßt sich sonach bei der bekannten Bequemlichkeit der Touristen leicht denken, daß er weniger besucht wird, als andere Gegenden, auf deren Straßen sich mehr Staubsäulen von den Eilwagen erheben. So kommen auch die meisten Sommerreisenden auf einen Tagesausflug von dem modischen Partenkirchen herübergefahren. Diese sehen unsern See nur von der Südseite und können sich deßhalb, wie wir oben andeuteten, keinen Begriff von der Schönheit und Großartigkeit seiner Ufer machen. Man langt Mittags an, schaut über das Wasser auf die grünen Vorberge, bestellt Fische, ißt sie und bricht wieder auf. Diese Wanderer werden dann meistens enttäuscht sein. Indessen thut auch für Solche Bädecker sein Möglichstes. Er räth, einige hundert Schritte zu dem westlich vom Posthause befindlichen Heustadel zu gehen und sagt ihnen, daß sie bei einem rothen Crucifix vorüber kommen. Der Anblick, den man dort auf die Wände des mittler Weile aufgetauchten Karwendel und Solstein hat, ist allerdings einiger Ersatz für das unvergleichlich schöne Bild des Walchensees vom Norduser aus. Aber es ist eben nur ein Ersatz und Niemand darf das wundersame Gewässer mit Ruhe in seiner Erinnerung bewahren, der es nicht von dort überschaut hat.

Anmuthiger noch, als von jener Scheune aus, wird der Blick, wenn man noch etwas höher gegen den Zaun zu steigt, der die waldigen Alpenwege von den Wiesen absperrt. Dort lege dich ins Gras und schaue in die Runde. Purpurrothe Nelken nicken um dich und Heuschrecken mit purpurrothen Unterflügeln schwirren durch die Blüthen. Libellen, stahlblau wie der See, der unten sich vor dir ausbreitet, flattern über die reifen Gräser. Der todte Karwendel, eine ungeheure Kalkwüste und der geröll- und almenreiche Scharfreiter erheben sich über Berge, deren Farbe genau vom Maigrün bis zu tiefem Dunkel in wunderbarer Progression von unten nach oben, vom lichten zum finstern, fortschreiten, bis das einförmige Grau und der eingestreute Schnee ihre Linien scharf abschneidet. Diese Terrassenbildung der Farben überschaut man hier vielleicht noch gedrängter, als vom Urfeld aus.

Weitere Ueberraschungen, von denen aber die Reisehandbücher nichts sagen, stehen ihm bevor, wenn der Wanderer über besagten Zaun klettert. Dort ist er in wenigen Sätzen, von, großen Bäumen beschattet, am Rand eines Bergbaches, der dem See zustürzt. Zustürzt, das ist das Wort. In ununterbrochenen kleinen Wasserfällen summt es herab, ein hellgrünes Naß. Ungeheuere Blöcke, welche das zerrissene jähe Bett schwer gangbar machen, zeugen von der Macht früherer Wasser, die dieses Rinnsal aufgerissen haben. Kühlung dunstet aus den triefenden Steinen, haucht aus dem hochstämmigen Bergwald. Die heißesten Mittage sind mir dort verronnen, ohne daß ich eine Ahnung hatte von der Gluth, in welcher draußen Menschen und Thiere litten. Durch die vielen Stürze bietet das Wasser der Verdunstung viel Oberfläche. Diese kühlt.

Eine unzählige Menge von Stämmen, Zweigen, Prügeln und Scheitern, ganz, halb vermodert oder noch wohl brauchbar liegt ebenso wirr, wie die großen Kalkblöcke, in der rauschenden Furche. Das Wasser rinnt hier, rinnt dorthin — Holz und Steine spalten das Bett mit jedem Schritt in viele einzelne Rinnsale. Hier liegt ein Stamm im versumpften Moder, um den dicker Lattich steht, dort in einem Gestrüpp, aus dem rothe Alpenrosen schauen. Oft prangen diese Rosen auch dicht neben stärkeren Wasserstürzen und bilden zum sanften Wassergrün einen ähnlichen Gegensatz, wie der Purpurenzian zu dem grauen Gries seines Bodens. Aber die Welle lebt und die Rose lebt — das ist der Unterschied. Wer höher über die Sümpfe und durch die Kalkwände hinaufklettert, erreicht, stets von Wasser umrauscht, Grate, von denen aus er die Rudel der Gemsen weiden und auf Wolken hinabsehen kann, die wie leicht gekräuselte Seen vor ihm liegen.

Es ist unbegreiflich, warum Walchensee kein Sommeraufenthalt ist. Schatten und Wasser, Wälder und Achen, Hochgebirg und Hügel setzen hier eine Landschaft zusammen, deren sommerliche Lust nicht hoch genug gepriesen werden kann. Schon diese Schlucht, in welcher man neben Wassern mit dem elegischen Tibullus, der Hitze des „glühenden Hundes" entfliehen kann, möchte für Manchen, der solches vor seiner Thüre liebt, ein mächtiges Lockungsmittel sein. Aber auch solchen, die weniger elegisch gestimmt sind, kann die Vortrefflichkeit des Gasthauses und der Fische des Sees zum hohen Troste gereichen. Nahe an der Hauptstadt und doch an keiner Eisenbahn oder sehr begangenen Straße hat man auch nicht die Last unbequemer Gesellschaften zu fürchten. Was helfen aber alle diese Vor-

züge, wenn einmal die Routine, der „Zug" nicht hierher geleitet?

Herrliche Ansichten bietet die Straße, die nach Norden führt. Bald an Felsen, bald durch Waldschatten, immer aber am Strande des tiefen Sees geht der Pfad. Die „Marterln", welche am Ufer stehen, gemahnen uns an Schmids schöne Geschichte „der Kranz am Marterl", welche auf den Bergen dieses Gestades spielt. Manchmal geht es so jäh und unheimlich in die krystallenen Tiefen hinab, wie neben der Straße, die am Achensee hinführt. Oft ist der Weg durch Balken gegen die Abspülungen der Fluth geschützt. Braune, treuherzige Gesichter begegnen uns und lüften zum Gruß den grünen Spitzhut. Es ist ein ganz anderes Volk als draußen in der Ebene. Die offenen, lächelnden Mienen bilden einen erfreulichen Gegensatz zu dem platten, stieren Wesen der Bevölkerung des Flachlandes. Schauen doch dort schon die Berge der Jachenau herüber, die Berge, welche ein Volk voll Kraft und Treue bewohnt! Hier gilt der Mensch noch etwas nach seinem persönlichen Werth; hier wird selbst noch nach Kraft und Schönheit geheirathet, ein Ding, wovon das verthierte Gesindel mancher Gegenden gar keinen Begriff hat — dort heirathet man den Stall, die Ochsen, den Grund, die Misthaufen, von Mann und Weib ist keine Rede.

Jetzt kommt auch der Hochkopf heraus, der Lieblingsberg des jungen Königs von Baiern. Es führt ein Reitsteig hinauf; man sieht dort viele Berge und Seen.

Im Jagdhäuschen oben läßt sich's wohnen — ein Genuß, um welchen den fürstlichen Bewohner alle Diejenigen beneiden, welche einmal über die grüne Zinne nach dem Isarthal hinabgewandert sind. Nicht minder aber

dürfte der König um ein Album zu beneiden sein, welches die Aussicht von allen den vielen Jagdhäusern darstellt, die sein verstorbener Vater auf den Giebeln baierischer Berge erbauen ließ. Es genügt zu wissen, daß sie von Rottmann gemalt sind. Ich habe es nie gesehen, weiß mir auch leider keine Gelegenheit dazu — aber von solchen, welche der Zufall begünstigte, habe ich erfahren, daß dieses Album für den Freund der Berge ein unvergleichliches Prachtstück sein muß.

Eine hohe Spitze nach der andern taucht auf, jemehr wir uns von den Vorbergen des anderen Ufers entfernen. Aber auch die Wälder zu unserer Linken werden steiler und schon künden jähe Blöcke, mit Föhren bewachsen, graue Wände und Abhänge den schroffen Bergzug an, welcher die ungleichen Brüder, den ernsten Walchen- und den heiteren Kochelsee, von einander trennt. Wasser rinnen aus den Wäldern heraus; man hört es rauschen und hallen in den Bergen — noch ein Abschied von der Terrasse von Urfeld und nun — lebe wohl, geliebter See!

Von der Höhe des Kesselberges gehen die Wasser nach Norden, wie wir. Manche sickern durch den Kalkstein aus dem hohen Becken des Walchensees. Dessen tiefste Stelle ist noch vierzehn Fuß über dem Spiegel des Kochelsees — kein Wunder, wenn die Wasser inwendig hinab triefen. Daß sie aber einmal, wovor die abergläubische Angst früher Zeiten bebte, die dicke Scheide des Kesselberges ganz zernagen und mit einem Mal den endlich befreiten Wassern des Walchensees offene Bahn ins Flachland hinaus schlügen, davor brauchen wir nicht zu zittern. Aber der Einbildungskraft bleibt es unbenommen, sich einen solchen Auftritt der Verheerung vorzustellen. Das gäbe einen anderen Wasser-

sturz, als die „berühmten“ Kochler Wasserfälle, von denen man öfter in Zeitungen bei Geschäftsanzeigen des Bades Kochel liest. Da zischte es grün und weiß über die Hänge hinab, ein meilentiefer Schwall:

Es stürzt der Berg und über ihn die Fluth.

Aber solche Stürze waren noch nicht da, seit Menschen die Erde bewohnen. Auch diese wird immer langweiliger.

Die Straße geht steil hinab — eine Qual der heraufkommenden Pferde. Sie wurde in demselben Jahre angelegt, in welchem Columbus America entdeckte. Damals kannte man in den Alpen nur Saumwege. Die Lasten wurden den Pferden aufgeladen, von Eil- und Frachtwagen wußte man nichts. Alle jetzigen Alpenstraßen vom Simplon bis zum Brenner sind aus solchen Pfaden hervorgegangen. Für unsere Verkehrsmittel ist aber dieser Berg zu jäh — und seine übermäßige Steigung mag mit ein Grund sein, warum man den Postverkehr nach Mittenwald auf die Partenkirchener Straße verlegt hat. Jetzt gehen nur wenige Wagen über den Berg — ein Mal in der Woche ein Bote, der von München nach Mittenwald fährt, Vergnügungsreisende oder schwere Baumstämme, die zum Müller am Joch hinabgebracht und dort zu Brettern zerschnitten werden.

Am Wasserfall geht ein Fußsteg hinab, der weiter unten wieder in die Straße einmündet. Der „Kocheler“ Wasserfall, wie er heißt, seit das modische Bad Kochel besteht, ist ein Wasserfall wie andere am Alpenrand. Er hat sich ein Loch in die Kalkfelsen gebohrt, aus dem es kühlend heraufsprüht. Seine Wassermenge ist nicht groß; dagegen werden die Abende gelobt, an welchen er bengalisch beleuchtet wird.

Der Wirth des Kocheler Hotels weiß das zu machen — er hat sich am Gießbach in der Schweiz darauf einlernen können. Wer nicht ins Gebirge hineingehen will, bekommt hier, an seinem Rand, allerdings einen ungefähren Begriff, von der Einwirkung seiner Gewässer auf Steine. Es ist die Umgegend einer jener typischen Kalkalpen-Landschaften, wie sie Schaubach so schön kennzeichnet: schroffe Joche, abgerissene Wände, dunkle Forste und grüne Seebecken. Das Alles findet sich kurz neben einander..

Wenige Schritte von diesem Wassersturz entfernt ist für die Besucher des Bades eine „Alpe" eingerichtet. Einige zwanzig Ziegen und Böcke grasen auf dem Geröll — Sennerin und Gaisbube fehlen nicht. Die Lage ist mit vielem Geschmack gewählt; über den herumkriechenden Latschen erhebt sich graues, wüstes Gestein, der Schrofen der Jocherspitz. Mit Zuhilfnahme einiger Phantasie kann man sich leicht auf eine wirkliche Alpenhütte versetzt glauben — man muß nur an jene öden Wände hinschauen und vergessen, daß man nicht hoch über dem ebenen Boden ist. Das Verzeichniß der Erfrischungen ist reichhaltig — jedenfalls ein Vorzug vor den zähen Kässtücken und Milchkübeln der Kaser. Es ist vielfach über eine solche „Alpe" gespöttelt worden — auch ich bin mit dem Vorurtheil hieher gegangen, eine Decoration mit Maskerade für Norddeutsche zu finden. Dem ist aber nicht so: was Natur und verständiger Tact thun können, um einer improvisirten Gastwirthschaft in einem felsigen Walde den täuschenden Anschein einer Alpe zu geben, ist hier geschehen und Ansprüche auf weiter gehende Illusion wird kein Vernünftiger machen. Es ist gar schön, an diesen Wänden den rothen Wiederschein der sinkenden Sonne zu sehen, während es zwischen

den Fichten kühler und kühler wird. Wein oder Bier werden dabei den Genuß nicht weniger erhöhen, als saure Milch oder Salz mit Schwarzbrot. Die Prüderie umwohnender Kleriker und der Brodneid einiger Wirthe, die sich durch dieses Stück eleganten Alpenlebens unangenehm berührt fanden, hat glücklicher Weise noch nichts gegen den hübschen Gedanken auszurichten vermocht. Wo bei uns etwas Anmuthiges entsteht, darf man sicher sein, daß blöde Bosheiten nicht mehr lange auf sich warten lassen. Es gibt viel heuchlerisches, verstocktes Volk, welches die Cujonade und den bornirten Griesgram über Alles liebt. Die meisten der freundlichen Leser werden wohl begreifen, was hier damit gesagt sein soll.

Nun sind nur noch wenige Schritte hinab an die grüne Fluth des Kochelsees, in den hohe Joche fallen und um dessen Nordrand lachendes Hügelland zieht, der Vorbote der freien Ebene. Das Herz erweitert sich — der Himmel wird wieder frei. Ich habe, als ich zum ersten Mal von hier nach dem Walchensee hinüber kam, dort beim ersten Anblick einen Eindruck empfunden, wie ihn wohl manchmal der Träumende spürt, der von sechszehn Jahren plötzlich fünfzig Jahre alt geworden ist. Herüber geht es umgekehrt. Selbst der trockene Bädeker sagt in seinem Lapidarstyl: Die Ebene sei „kein unwillkommener Anblick für den, der lange in den Bergen war“, und er hat Recht. Auf den Bergen kann man ja doch nicht immer sein und in den Thalwannen wird Einem zuletzt die Welt zu eng. Die Wolken hängen oft herab und verdüstern deinen Sinn nicht minder, wie die Giebel und die Abhänge der Bergmauern. Deinem Blick, der den Himmel sucht, begegnet

aber hier keine Erde mehr. Denn die Berge sind Erde, wenn sie auch hoch in die Wolken gehen.

So ist der Kochelsee gegen Norden offen. Im Süden begränzen ihn hohe Felswände, auf denen Gemsen wohnen und im Westen haben die Winde Zutritt, welche unsere Gewitter bringen. Es ist ein See des Vorlandes, der an das Hochgebirg gränzt. Daher kommt es, daß die Luft über ihm sich oft bewegt, indem sie von der Fläche oder von der Kälte der Joche in Wallung gebracht wird. Niemand sieht es dem kleinen grünen Wasser an, wie es sich zu rühren vermag. Als am 9. Januar 1863 ein furchtbarer Sturm gegen Schlehdorf wüthete, glaubten die Bewohner des benachbarten Dorfes Großweil, es sei dort ein Feuer ausgebrochen. Sie sahen nämlich einen dichten grauen Rauch über dem Ort. Dieser Rauch war aber nichts, als der sprühende Schaum des Sees, den die unbändige Fluth an das Ufer und in die Luft wirbelte. In beiden Orten mußten die Bewohner ihre Fenster mit Stangen schützen; im letzteren wurde der Kirchthurm abgerissen. Eine kleine kaum zehn Fuß hohe Kapelle wurde abgedeckt. Stundenlang vor dem Sturm wurde das Vieh in den Ställen wüthend.

Solchen Rauch sehen wir heute Abend nicht aufsteigen. Die blaue Säule, die sich dort am Rande der Fluth erhebt, ist nur ein Rauch von Baumrinden, die man verbrennt, weil der Borkenkäfer darin nistet. Ein goldenes seliges Dämmerlicht liegt über dem See, der nur leise wallt. Ein ruhiger Stern kommt am Himmel durch den Glanz gedrungen! ihm antwortet von der dunkeln Wand dort ein anderer purpurrother Stern. Es ist ein Alpen-

feuer; lustige Almerinnen kommen von vielen Hütten dort oben zusammen und verplaudern die Nacht.

Der finstere Fels, „die Nase“, an den jetzt niedrige Wellen plätschern, ist sonst das Vorgebirg der Winde. Die Schiffer halten sich nahe an ihn und suchen das Gestade, wenn sie meinen, daß es auf seiner anderen Seite von Westen her weht. Sie sehen es an den Wolken.

Im Norden liegt es weiß über dem See — es sind die Nebel des Rohrsees. Der Rohrsee, vor Jahrtausenden eine trübe Fluth, ist ein Mittelding zwischen See und Moor. Unmerklich geht der Kochelsee in ihn über; ja er ist der versumpfte Kochelsee selbst, und dieser ist die noch flüssig gebliebene Lache des Rohrsees. In ihm sind mehr Leute zu Grunde gegangen, als auf der stürmischen Welle, die gegen die Joche ras't. Das Geästel seiner Schilfe, Riede und Gräser bildet oft eine schwanke Decke, welche den Fuß trägt. Unter ihr aber steht die schlammige Fluth. Solche „Filz“-Decken nennen die Bewohner der Gegend Wampen. Auf den Wampen geht sich's wie auf unsicherm Eis. Die Leute von Benedictbeuern oder Schlehdorf wagen sich oft über solche Pfade, weil sie den Weg um die Hälfte abkürzen. Werden sie aber dabei vom Nebel überrascht, so ist das Klügste, daß sie liegen bleiben. Sonst können sie an offene Seestellen, in bodenlosen Sumpf oder in eines der unzähligen rinnenden Wasser, Seebäche, gerathen, die in trägem, gewundenen Lauf durch die Schilfe ziehen. Die Loisach, früher ein rauschender Gebirgsfluß, windet sich eben so dick und zäh in vielen Krümmungen durch die braunen und grünen Halme.

Wer hier in der Sonnenhitze geht, hat ein Heer peinigender Mücken und nicht wenige Giftpflanzen zu

fürchten, die sich vom Gewürm und den Lurchen im Rohrdickicht nähren. Solche fern zu halten, gebrauchen manche Bauern das Mittel, fortwährend mit einem Stäbchen auf ein kleines Brett zu klopfen. Vor diesem Geräusch soll sich das Reptil fürchten, ja in eilige Flucht begeben.

Der Rohrsee und sein festeres Moor verhalten sich zur Oberfläche des noch freien Kochelsees wie drei zu eins. Nichts desto weniger müssen wir mehr von diesem als von jenem sprechen.

Beim Müller am Joch, wo die Wände des Herzogstand abfallen und einzelne große Blöcke mit ihrem Grau einen lebhaften Gegensatz zu der grünen Welle darstellen, in der sie liegen, wuchern purpurne Alpenrosen. Hier blühen sie an der rechten Stelle. Denn überall rauschen Bäche, die aus den hohen Lüften kommen; in welche zerrissene Steine ragen und der tiefe See hält sie mit den Dünsten frisch, welche aus seinen Wellen um die Wände wehen. Die „Mühle am Alpenrand", so müßte dieß Bild heißen, das vielleicht weniger bekannt oder beliebt ist, als der „Bierkeller am Alpenrand", den man von unserm Ufer aus nur zu Schiff erreicht und dessen Fässer in die kühlen Gewölbe des Heimgarten eingebettet sind. Doch wird auch diesem seine Vorzüge Niemanden absprechen — der Bierkeller im „Raut", den viele meiner Leser aus Schmid's „Goldsuchern" kennen, ist allerdings ein merkwürdiger Erfrischungsort. Der schwanke Kahn treibt an die Wand; der See ist schwarz und ein Senkblei fände wohl erst bei hundert Klaftern einen Grund. Ein Sprung bringt dich auf das Gestein und von da durch hochfarbige Bergblumen in die kühle Einsiedelei, welche von den Felsen und dem See umschlossen und erfrischt wird. Der Blick

fällt nur auf die Wellen — wenn er sich nicht aufwärts richten will, wo hoch über den Häuptern der Zecher, an den überhängenden Wänden, das Wild der Alpen seine Spiele treibt. Der Nachen bringt dich, der Nachen führt dich über den nächtlichen See wieder fort. Es ist dann schön, von der sicheren Felsplatte aus die zitternden Lichter der heimkehrenden Gäste zu sehen, welche von den Wellen geschaukelt werden, bis sie allmählig in den Fernen des Sees verschwimmen. Du hast mit den Menschen, welche so davoneilen, in der seltsamen Felsennische am Seeufer vielleicht freudvolle Stunden durchlebt — ihre Lichter erinnern dich an ihre Vergänglichkeit und, wie sie in der Dunkelheit, wird nach und nach die Erinnerung, dann du und sie selbst von der Erde in das alte Dunkel zurück verlöschen. —

Das Gegentheil dieser Einsamkeit im Fels und Wasser zeigt der grasgrüne Hügel am Ostufer, welcher ebenso hervortretend und einladend, wie unser „Naut" in die Bergfalten versteckt, in die Welle ragt und in den See geschoben scheint, um dem Freund der Berge einen entzückenden Blick über die Wellen nach den hohen Graten zu bieten. Auf diesem Vorsprung liegt das vielgenannte Bad Kochel.

Ich spreche jetzt nicht von dem Bad — das gehört für die Kranken; dieses Buch wendet sich an Gesunde. Für den Gesunden muß es ein besonderer Genuß sein, die Wasser und die Berge aus den Fenstern eines Hauses zu betrachten, welches seinem weniger idealen Theil die Stadt nicht vermissen läßt. Er kann nicht nur seine Augen in das Blau der Alpen versenken, sondern auch Abends bei Gaslicht französische Journale lesen.

Von diesem Standpunct aus betrachtet, ist dieses Haus einzig im Hochlande. Manche wollen von solchem Raffinement nichts wissen — ich für meinen Theil aber habe noch nie eingesehen, was eine Bauernkneipe vor ihm voraus hat. Es gibt gar zu Viele, die sich bald „an Wald und Feldern satt sehen“ und diesen mag es sicherlich erwünscht sein, die eintretende Leere durch das, was man in den weiten Kreis des „Comfort“ einrechnet, ausfüllen zu können. Bei Städtern stellt sich nach dem ersten nervösen Lustgefühl an der Natur bald das Unbehagen ein, welches aus dem Gefühl der gestörten Gewohnheit entspringt. Die Seekrankheit des Reiselebens tritt ein. Dazu helfen ihm oft schlechtes Wetter und störrische Bauern. Hier ist er, wenn nicht gegen das eine geschützt, doch vor dem andern sicher. Was man ihm dafür an Geld abverlangt, entspricht billigen Erwartungen. Es gibt Viele, welche nicht reisen können, ohne einen Dunstkreis von Culturluft um sich zu spüren; für solche empfiehlt sich Silberservice und Federmatraze, für Andere wieder Anderes. Darum wimmelt es auch von eleganter Welt auf dem Kocheler Hügel. —

Im Dorfe steht ein hoher Maibaum und dicht daran das gelbe Wirthshaus. In dem Verschlage, welcher darin das Herrenstübchen vorstellt, ist ein Verzeichniß der Klosterunterthanen des „exempten Stiftes Benedictbeuern“, welche als „Freiwillige“ zur Befreiung des Vaterlandes ausgehoben wurden. Diese Befreiung ist nicht etwa die berühmte von 1813, sondern die von 1705. Wir sind schon oft befreit worden. Damals war der Kurfürst Max Emanuel von Baiern daran Schuld. Er hatte sein Land in den spanischen Erbfolgekrieg verwickelt, in welchem Oesterreich gegen Frankreich stritt. Da er es mit Frankreich hielt, kamen die

Oesterreicher und schalteten in dem eroberten Baiern auf eine Weise, welche unserm Volk so wenig gefiel, daß es sich lieber todtschlagen ließ. Das geschah auch und die hier Angeführten, die auf dem Kirchhof von Sendling von den Sarmaten niedergehauen wurden, gehörten zu jenen, welche dem Kurfürsten sein Land wieder erobern wollten, die aber dieser von Brüssel aus als „insurgés“ desavouirte.

Von dem „riesigen Schmid“ von Kochel, der in der Sage, wie im berühmten Bilde zu Sendling die baierische Fahne hochhält, weiß man nichts anderes, als daß er nie gelebt hat. Das Volk aber ist treu und gut und würde heute noch dasselbe thun, wie in jenen Tagen. Man erinnere sich, daß es von hier nicht mehr weit ist zur Tiroler Gränze.

Unter den Gebirgsbauern ist viel Patriotismus für das engere Vaterland. In Miesbach und Tegernsee gibt es sogar Gebirgsschützen-Compagnieen, welche in den Organismus des baierischen Heeres eingereiht sind. Sie tragen graue Joppen und grüne Hüte. Jährlich hält man ihnen eine Feldmesse, bei welcher viel Wallenburger- oder anderes gutes Bier getrunken wird.

Die Berge stehen fest, in der Ebene aber wechseln die Gesinnungen der Menschen. —

Von hier an das andere Seeufer trägt uns der Kahn in einer halben Stunde. Wir haben dadurch einen namhaften Vorsprung vor der Post, welche zur Besorgung eines Briefes von einem Gestade zum andern, von Kochel nach Schlehdorf, mindestens drei Tage braucht. Wer etwa an einen befreundeten Sommerfrischler drüben schreiben will, thut deßhalb besser, seine Botschaft selbst zu besorgen. Sonst trägt ihm der Postbote seinen Brief nach Benedict-

beuern; von da bringt ihn ein Omnibus nach Tölz, von dort nach Holzkirchen. Hier kommt er auf die Eisenbahn, die ihn über München nach Tutzing am Starnbergersee fährt. Nun rollt ihn wieder im Staub der länderverknüpfenden Straße der Postomnibus. In Murnau schließt er seinen Cyclus unter den Händen eines Postboten, der ihn endlich wieder nach dem Kochelsee bringt.

Wir aber sind rasch drüben. Die Schlehdorfer Häuser stehen in einer Linie am Strand; sie sind roth und weiß und gleichen in der Entfernung den Grillenhäuschen, welche man in der Stadt München an das heranwachsende Geschlecht per Stück zu 1 Kreuzer verkauft und die, wenn sie einmal in Privatbesitz übergegangen sind, während des Frühlings von Maikäfern, später von gesangkundigen Grillen zwangsweise bewohnt werden. In den Schlehdorfer Wohnstätten dagegen haust ein wackeres Volk, welches heuer sogar einer heiligen Mission der Patres Redemptoristen gewürdigt wurde. Im Röhricht weht Sumpfluft — aber das Bräuhaus ist gut und der Keller im „Raut" drüben pünktlich jeden Donnerstag und Sonntag geöffnet. Von hier ist's nahe zum seenreichen Vorlande wie auf die höchsten Berge. Und so wollen wir denn unsere Wanderung an dieser grünen Fluth beschließen.

Diejenigen, welche ein Buch geschrieben haben, lassen es sich selten nehmen, in den Schlußworten eine Art Rückblick oder Uebersicht auf oder über ihre Leistung zu veranstalten. Und es ist hier die Möglichkeit gegeben, dieß nicht nur im geistigen, sondern im buchstäblich körperlichen

Sinn des Wortes zu thun. Dazu haben wir nur auf den zackigen Herzogstand zu steigen, dessen unterste Tiefen in See gesenkt sind. Wir sehen noch einmal hinab, hinaus — und nehmen Abschied.

Der Südwesten scheint im gelben Licht des Citrinquarzes, eine schlimme Vorbedeutung am Morgen. Lassen wir uns aber davon nicht schrecken — eben so wenig wie von den schmalen, dunkeln Streifen, die in der schwülen Luft hängen. Die guten Prophezeihungen sind nichts werth, die schlechten noch weniger.

Ein Reitsteig, auf dem man eben so gut in einer Droschke fahren könnte — ich sage das zur Beruhigung meiner bequemeren Leser — führt vom Kesselberg hinauf. Wir kommen an der „Reiswand" vorüber, wo seit Jahren Adler horsten, welche Niemand fangen oder schießen kann. Sie streichen über die Seeufer und Almenhöhen, wo sie Lämmer und Zicklein stehlen. In den Wäldern stehen ungeheuere Föhren, deren Stämme einst da verfaulen werden, weil es unmöglich ist, sie herabzuholen. Der Steig geht fort und hebt dich einhundert Fuß nach dem andern, aber du spürst es nicht — denn er ist nivellirt wie eine große Alpenstraße. Erst, wenn der Wald sich einmal lichtet und du in ein freigelegenes Hochthal einbiegst, gewahrst du, daß er dich um ein Beträchtliches heraufgebracht hat. Die Wände des Herzogstandes stehen gerade vor dir — auf ihren Vorsprüngen mit Latschen, hier „Zundern" genannt, bewachsen. Auch dieß Thal war einmal Wald — aber die Stümpfe zeigen dir, was aus ihm geworden ist. Freilich stehen schon wieder junge Planzen, etwa einen Fuß hoch, zwischen der Zerstörung, welche den Wanderer einer späteren Generation hier wieder Schatten bieten

werden. Die Aussicht auf die grauen Schrofen, über die Thalmulde mit den abgehauenen Bäumen hin, ist ein rechtes Alpenbild. Man heißt's da Unter Alpel Boden „beim kalten Wasser".

Von jetzt hört der Schatten auf; wir gehen langsam und haben Zeit, neben den Weg zu schauen.

Da sehen wir stellenweise kleine Trichter in den spärlichen Humus eingebohrt; sie rühren von Haselhühnern her, welche drinnen Käfer und Larven suchten. Das Gras ist kurz; die Blüthen werden zahlreicher, jemehr wir uns der Höhe nähern.

Die Schlehdorfer Alpe ist hart an den Schrofen angebaut, wo sie auf einen grasigen Felsvorsprung auffallen. Hier ist ein rechter „Wildwechsel"; es verkehren Hirsche und Gemsen da zu allen Zeiten des Tages, wenn sie aus der einen Waldschlucht in die andere hinüberlaufen.

— Hier, erzählte mir der Jäger, in dessen Begleitung ich ging, haben wir vor einiger Zeit einen Wildschützen gefangen. Das ging so zu. Ich las eben zu Hause, als meine zwei Kinder hereinsprangen und riefen: Vater, auf dem Fahrenberg hat's zweimal g'schnellt. Ich schicke gleich meine zwei Gehülfen fort; die wußten die Steige und es dauerte nicht lange, so spürten sie ihn im Schnee. So verfolgten sie ihn fort und fort bis daher. Als sie ankamen, war er eben beim Aufbrechen. Er gestand, er habe den Gemsbock nach Murnau bringen wollen, wo es Hehler in Menge gibt. Dieser Plan war ihm aber durchkreuzt und statt nach Murnau mußte er ihn nach dem Forsthause am Walchensee herabtragen. Von dort brachten ihn die Gensdarmen bis Kochel. Dort aber erklärte er, den Gemsbock

nicht mehr weiter tragen zu wollen; er sei zu müde. Das war es nicht — bis Murnau hätte er noch weiter gehabt. Aber er schämte sich mit dem Gemsbock auf der Schulter gefangen durch die Ortschaften zu gehen. So gab der Gensdarm nach und überlieferte die Gems dem Boten. In Tölz wurde er acht Tage eingesperrt. Dann kam er wieder und lachte uns aus. „Hätt' i nur g'ladn g'habt in der Hütten, ihr hätt's mi net kriagt." Ich ärgere mich, so oft ich die Hütte sehe.

An einem Abhang hier sieht man prächtig das Geschröf. Es sind Vorsprünge und tiefe Furchen darin.

— In dem Loch dort sind schon viele Gemsen verfault. Sie waren erschossen und stürzten hinab, Niemand aber wagte es, sie herauszuholen. Es sind nicht alle so waghalsig wie die Holzknechte in der Dürrach Klamm. Wegen jeder Kleinigkeit lassen sie sich an Seilen hinab. Voriges Jahr aber bekam es doch Einem schlecht. Da war auch ein Gemsbock hineingestürzt und er erbot sich ihn zu holen. Er mußte ihn schon gefaßt haben; denn schon spürten sie oben am Seile das Signal zum Wiederhinaufziehen. Als er oben zum Vorschein kam, sah man nichts als eine zerschmetterte Leiche. Unterwegs mußte das Seil, an dem er festgebunden war, ins Drehen gerathen sein, und so schlugs ihn in der engen Klamm von einer Wand an die andere. Sein Schreien konnte man nicht hören, denn vor dem Geheul der Klamm versteht man sein eigenes Wort nicht.

Sieh! dort stehen zwei der verhängnißvollen Thiere. Es ist Sommer und sie haben noch ihre lichtbraune Färbung. Im Herbst, wo sie dunkler werden, erkennt man sie nicht mehr so leicht zwischen den düsteren Latschen. Plötzlich schaut sich das eine um; es erschrickt nicht vor

unserem Anblick, sondern fährt fort ruhig zu äßen. Das andere sieht uns auch — aber es ist mit einem Satz davon, das erste folgt ihm und die Steine rasseln über das Gehäng. Dort sehen wir mit freiem Aug nur gelbe Puncte, die über das Grau hinhüpfen. Erst daran erkennt man die schreckenerregende Größe dieser Abgründe. In vielen Windungen geht der Steig gegen die Höhe, wo graues Gestein und Gras durch eine schroffe Gränze getrennt scheinen. Schon dringt ein blaues Dämmern herauf; es sind die fernsten Linien des Flachlandes. Das Entlegenste sieht man immer zuerst.

Der Baumwuchs ist jetzt überall durch Latschen verdrängt. Zwischen ihnen liegen weiße Kalktrümmer. Hie und da rieseln seichte Wasser. Die dunkelrothe Gentiana alpina entfaltet ihre saftigen Büschel. Wir kommen höher und höher und schon verkündet das Geläute der Kuhglocken, daß eine Alpe nicht mehr ferne ist. Dort sehen wir auch schon die Thiere; sie liegen alle in einem Knäuel, auf dem luftigsten Bühel. Der scharfe Wind, der da weht, verscheucht die Bremsen, eine Wohlthat, welche sie dem reichlicheren Futter anderswo vorziehen. Einige brüllen, andere kämpfen scherzhaft.

Der Hirt bringt uns Milch und eine mit Papier verpfropfte Flasche, sein einziges Trinkgeschirr. Er hat darin an einem entlegenen Bach Wasser geholt. Mein Begleiter, der Jäger, fragt ihn, ob er nichts Verdächtiges, d. h. keine Wildschützen, in der Nähe gesehen habe. Aber ein Senne sieht niemals etwas dergleichen, wenn ihn ein Jäger ausforscht.

— Du kannst ja nix dafür, wennst oan g'sehn hast, brauchst di ja nit z'fürchten.

— I hab nix g'sehn.

— Wirklich gar nix?

— No, neuli is amol oana da obn in die Zundern g'leg'n, der hot ober nix thon als gschlafa.

— Wie hat er denn ausg'schaut?

— Ja, is woaß a nimmer so richti; es war koa Herrischer und koa Baur a nit.

Mit dieser Aufklärung bereichert schreiten wir weiter bergan. Das Flachland wie unzählige Bergspitzen tauchen mit jedem Schritte glorreicher in unsäglicher Pracht herauf. Der Starnbergersee liegt als weites Lasurbecken in der schillernden Ebene; seine Ortschaften sind lichtweiße Puncte. Drüben vom Ammersee ragt das hohe Andechs, das freundliche Dießen. Die Fenster auf dem Peißenberge glänzen. Dort ist der Staffel- hier der Riegsee mit ihren Dörfern. Und gerade unter uns dehnen sich, in bezaubernder Schönheit der Farbe, der Walchen- und Kochelsee aus. Jener tiefgrün, dieser lichtblau. Hier ermißt der erste Blick, wie hoch die eine Fluth über der andern erhaben liegt. Das Baiernland liegt wie eine wundersam gefärbte Karte vor uns — der Lauf der Loisach durch die weite braune Fläche der Moore, der waldeinsame Ostersee, die Aidlinger Höhe, die Isarufer und weit über Dietramszell hin die vielgestaltige Ebene umfaßt ein Blick. Sei uns gegrüßt, vielgeliebtes Land! Dank dir für unzählige Freuden, welche deine heimathliche Natur segnend in uns ausgegossen hat.

Wer aber zählt und nennt die unermeßlichen Häupter, die blau im Süden ragen? Dort scheint vom Achensee herüber der gewaltige Obelisk des Steinberger Guffert; der Wendelstein, die Gebirge des fernen Westens blicken durch den himmelfarbenen Aether. Die Falken sind hoch mit

Schnee bedeckt; die glänzenden Zinnen der Zugspitz und ihrer grauen Nachbarn tragen Wolken. Die blauen Fluthen der Seespiegel, die dämmernden Alpen, die gleißenden Flüsse, über die wir geschritten, über die uns der Kahn getragen hat   sie alle, alle winken uns ein Lebewohl. Fern ragt bedeutungsvoll der Ortler, der Bergkönig. Vor ihm ist das Oetzthaler Eismeer ausgegossen. Als wir heraufkamen, blendete es weiß in unsern Augen. In dieser Abendstunde aber, in der wir unsern Heimweg antreten, hat sich der Glanz des Hyazinthes darüber hingesenkt. Purpurn prangt es im letzten Strahl, wie der Feuerwein der sonnigen Thäler hinter ihm, nach welchen unsere Sehnsucht, unser nächstes Ziel, uns freudeverheißend hinziehen.

Inhalt.

* In dieses Verzeichniß sind nur Namen von Gewässern aufgenommen. Es wird leicht sein, die in ihrer Nähe liegenden Oertlichkeiten nach ihnen aufzufinden.

Druckfehler.

Seite 392 Zeile 8 von oben lies: Welle statt: Welt.
„ 400 „ 8 „ „ „ kennen statt: können.

Druck der Dr. Wild'schen Buchdruckerei (Parcus).

Noë, Heinrich,

Baierisches Seebuch Naturansichten und Lebensbilder von den baierischen Hochlandseen

München 1865